Erinnerungen

Felix Dahn

Erinnerungen

von

Felix Dahn.

Drittes Buch.

Die letzten Münchener Jahre (1854—1863).

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1892.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

I.

Wenige Tage nach der Prüfung vom 11. October 1854 trat ich nun also als „Rechtspraktikant“ ein bei dem „Königlichen Landgericht München rechts der Isar“. Das kleine einstöckige Gerichtsgebäude lag in der Vorstadt Haidhausen, ziemlich weit von dem rechten Isar-Ufer.

Gleichzeitig hatte ich das schmale Kämmerlein in der Löwenstraße, das so viel unsinnig „Büffeln“, — (dieser Studentenausdruck ist treffend für das dumpfe, gedankenlose Auswendiglernen) — so bittere Schmerzen und, meines Erinnerns, abgesehen von der bestandenen Prüfung, nicht eine einzige Freude mit angesehen hatte,— verlassen müssen: meine Vermiether zogen aus und ihre neue Wohnung hatte nicht Raum für einen „Zimmerherrn“.

Da fand ich in der Wurzerstraße 8 im II. Stock

treffliche Unterkunft bei ganz trefflichen Leuten: es war Herr Archivar Stumpf mit Mutter, Frau und etzlichen sehr netten, vortrefflich erzogenen Knaben. Diesen lieben Menschen, vor Allem aber der Frau Archivar, schulde ich wärmsten Dank. Ich habe nicht die Gabe, an mich und meine Bequemlichkeit, mein noch so bescheidenes leibliches Wohlergehen zu denken: zum Theil wohl, wie ich mir — vielleicht allzu hochmüthig! — schmeichle, weil ich an so viele andere Dinge denken kann, ja muß, die so erheblich wichtiger sind — oder wenigstens mir scheinen! — als mein Essen, Trinken u. s. w. Es muß mich immer etwas Weibliches in diesen Dingen „bemuttern". Das that nun Frau Stumpf die drei Jahre hindurch, welche ich bei ihr wohnte, auf das Freundlichste und Gütigste. Sie hielt meine Wäsche in musterhafter Ordnung, bereitete mir viel besseren Kaffee als meine Ungeschicklichkeit je würde zu brauen verstanden haben, sorgte, daß in dem Wandschränklein des Schlafzimmers — denn nun verfügte ich über ein solches! —

ein einfensteriges — neben dem geräumigen freundlich hellen Arbeitszimmer mit zwei Fenstern — die Vorräthe für das (stets zu Hause eingenommene) Abendessen nicht ausgingen, klopfte leise, zum Schlafengehen mahnend, wenn sie noch nach Mitternacht durch die Thürspalte das Licht in dem Arbeitszimmer brennen sah; und als ich im Winter 1857 (mit 23 Jahren) an Masern und darauf folgenden Windpocken erkrankte, pflegte sie mich mit rührender Sorgfalt. Und ich konnte solcher Güte durch nichts vergelten: denn daß ich dem ältesten sehr begabten Knaben — jetzt ist er längst ein Herr Doctor der Medicin — manchmal bei dem Uebersetzen aus dem Griechischen half, das machte mir selbst viele Freude.

Und Alles ging so geräuschlos, so wohl geordnet, so säuberlich her in der ganzen Wohnung. Das trug äußerlich viel dazu bei, daß diese drei Jahre in der Wurzerstraße zu den freundlichsten und freudigsten meines Lebens zählten und ich heute noch gar gern ihrer gedenke.

Denn nun, nachdem der dumpfe Druck der bevorstehenden Prüfung mir von der Seele genommen, schnellte die so lange zusammen und herunter gepreßte Jugendkraft und Lebenslust und — im besten Sinne — Genußfreude: Freude nur an geistigem Genuß — gar vergnüglich in die Höhe: diese Jahre vom 20. bis 23. brachten recht erheblichen Fortschritt in der geistigen Entwicklung: gesundes Selbstvertrauen — fern von jeder eiteln Selbstüberschätzung — und wohl berechtigte Freude an der Welt, an den Menschen, die mich alle — Männlein und Weiblein — so freundlich ansahen, Freude an meinen wachsenden kleinen Erfolgen, ja Freude an mir selbst und dem eignen nun vom Glück getragenen Wesen. Es waren schöne Zeiten! —

II.

Auch die gefürchtete juristische Praxis erwies sich gar bald als durchaus nicht unangenehm, vielmehr als anregend in ihrem Reichthum an ganz neuen Eindrücken und Einblicken in Gebiete des Lebens, von welchen der „Ritter" und der „Philosoph" und „Dichter" gar keine Ahnung gehabt hatte.

Ich trat zunächst auf ein halbes Jahr in die Abtheilung des Landgerichts für bürgerliches Recht unter Assessor Müller.

Das war ein ganz vorzüglicher Beamter, von tüchtigem Wissen, von hervorragendem, praktischem, gesundem Menschenverstand, von rascher Auffassung, von tiefem Gemüth unter rauher Schale und auch ursprünglich von heiterem Humor. Letzterer litt allerdings unter dem Uebermaß von Arbeitslast, welche

auf dem Vielgeplagten wuchtete: zwar war er ein so rascher und schneidiger Arbeiter, wie ich kaum je sonst gesehen: aber die Masse des „Einlaufs“ war doch auch für diesen »Fa-presto« oft zu stark; zumal am Montag früh, sah er den Berg von Schriftstücken auf seinem Pulte, schlug er oft die Hände über dem runden Kopf zusammen, der dann ganz roth ward vor Zorn. Das Gericht war zu schwach besetzt: es bestand außer Müller nur noch aus dem Assessor Herrn von D......, in dessen strafrechtliche Abtheilung ich für das zweite Halbjahr trat, und aus dem Herrn Landrichter van Mecheln, dem Vater meines Freundes Theodor.

Das war ein gar stattlicher, schöner und gegen mich überaus mildgütiger Herr. Theodor führte mich mit dem treuen Clemens Piloty, der unter Herrn von D. „blutrichtete“, wie wir dem nur Allzu-weichseeligen vorwarfen, in seine Familie ein, welche das obere Stockwerk des Gerichtsgebäudes bewohnte. Frau van Mecheln war eine kluge, angenehme Dame von vollendet feinen Sitten und das „schöne Julchen“: — nun,

ich sage weiter nichts, als daß der gute Clemens mit seinem feuerfängigen Herzen gar nicht aus dem Strafrechtszimmer in die Civilkammer heraus zu bringen war: nicht aus Freude am „Blutrichten", noch weniger aus Begeisterung für Herrn von D., vielmehr lediglich deßhalb, weil das Criminalfenster in den Garten unter dem Hause blickte und weil in diesem Garten zwischen den hochstämmigen Rosen zuweilen ein breitrandiger, runder Strohhut sichtbar ward, unter welchem das rosige Landrichterstöchterlein befestigt war — (wie lustig und ein wenig schelmisch blitzten ihre blauen Augen, gnädige Frau von Lurtz! —).

Ich ging also jeden Morgen von der Wurzerstraße in das Landgericht nach Haidhausen: der Weg war eine fortgesetzte Reihe von Hindernissen: denn die Maximilianstraße bestand damals noch nicht, ward vielmehr gerade gebaut, und daß ich im Winter um 7 1/2 Uhr Morgens oder um 7 Uhr Abends auf dem Rückwege bei der räuberromanhaft düsteren Beleuchtung der grunddurchwühlten Strecke nur mit mehrfach ge-

schundenen Schienbeinen — nämlich stolpernd über die neckisch in den Pfad gestreuten Quadern oder verträumt stehenden Schubkarren — davon gekommen bin ohne Beinbruch, das wirkte mir Wotan, der wegwaltende Gott.

III.

Den ersten Tag nun freilich ging ich bestürzt um 12 Uhr Mittags und noch bestürzter um 6 Uhr Abends nach Hause: ich dachte schon daran, dem Vater zu erklären, ich sei unfähig, je im Rechtsdienst irgend etwas zu leisten. Denn ach! ich sollte ein „Protokoll schreiben" und ich hätte eben so leicht Seil tanzen können! Die verwickeltsten Feinheiten der Geschichte des altrömischen Erbrechts konnte ich hersagen, und der ganze Reichskammergerichtsproceß war mir herzvertraut, — aber was ein „Protokoll" war, wie so ein Ding aussah, das hatten wir nicht gelernt bei dem „Reichshieronymus." Wieder trösteten und unterwiesen mich die guten Helfer van Mecheln und Volk: auch mein Assessor lächelte gutmüthig, wie er meine Verzweiflung sah und meinte recht ermunternd:

„nun, Herr Dahn, gar so viel dümmer kommen Sie mir auch nicht vor, als die vielen Dutzend, die das vor Ihnen gelernt haben. Aber, — Jesus, Maria und a bisserl an Josef! — was seh ich da? Sie können ja noch nicht einmal Acten binden! Und Sie wollen promoviren? Kommen's her. Ich zeig' Ihnen 's Actenbinden: — das ist die erste Staffel zum Justizminister."

Und der Gutherzige opferte wirklich von seiner knappen Zeit eine Viertelstunde (oder mehr: — denn solche Sachen lern' ich langsamer als Fechten! —) und lehrte mich das Actenbinden, das ich aber seither auch so schön kann, daß meine liebe Frau dieser hübschen und raschen Verrichtung meiner sonst so ungeschickten Finger erst gestern noch nicht ohne Neid zusah. — Acten binde ich jetzt selten, aber ach! wie viele Kreuzbänder: Correcturbogen u. s. w.!

Nachdem nun also Protokollschreiben und Actenbinden gelernt waren, ging ich mit Eifer, ja mit großem Vergnügen in die Amtsstube: von 8—12 und

von 3—6 waren die Dienststunden: als ich aber sah, daß unser wackerer Assessor, um nur irgend fertig zu werden, viel länger blieb, oft Abends bis gegen 9 Uhr! — da that ich nach Kräften des Gleichen, wenn er mich nicht wohlwollend fortschickte.

Ich merkte, wie er unter der Arbeitslast litt und ward von wahrer Wuth erfüllt gegen die „Rückstände", welche sich, gleich den nachwachsenden Häuptern der Hydra, immer wieder auf seinem Tische häuften. Da beschloß ich, ihm einmal gründlich und für immerdar zu helfen. Um Ostern war's: er war am Samstag früh zu einer Commission nach Oberhaching gefahren; so hatte ich diesen ganzen Tag und die beiden Feiertage für mich; ich arbeitete jeden der drei Tage etwa zehn Stunden, und als am Dienstag der Herr Assessor eintrat, waren alle „Rückstände" — verschwunden.

Erschrocken sah er mich an: „Um Gottes Willen — wo sind alle die Acten?"

„Erledigt!" sprach ich, „sege prahlend"! „Hab Alles signirt. Liegt schon Alles zum Abschreiben

bei den Schreibern. Sie haben nur zu unterschreiben!“

„Sie Unglücksmensch! Sie Narr!“ schrie er, rannte zornrothen Kopfes zu den Schreibern und entriß diesen, was noch zu retten war.

Ach! Ich „reiner Thor!“

Ich hatte mich in meinem „Biereifer“ an die schwersten Dinge gemacht, an Fragen, von denen ich noch gar nichts verstand, an Concursacten, an Sachen, in welchen erst ein neues Schriftstück der Parteien oder das Ergebniß einer Requisition zu erwarten war, bevor „signirt“ werden konnte. Ich aber hatte frisch drauf los „signirt“ nach bestem — freilich sehr unzulänglichem Wissen!

Den ganzen Tag sprach er kein Wort mit mir. Und ich hatte es doch so gut gemeint und beide Feiertage „Harald und Theano“, der Edda und den geliebten Rechtsalterthümern von Jakob Grimm entzogen!

Am Tag darauf, Abends 6 Uhr — wir waren allein, — legte er mir die Hand auf die Schulter:

„Thun's das nie mehr! Gelt? So! Und jetzt zahl' ich Ihnen eine Maß. Gehn's mit zum Franziskaner!"

Das that er keinem Andern. Mir war, als hätt' ich den Michelsorden gekriegt.

IV.

Das mindest Angenehme in meinen Verrichtungen waren mir jene „Commissionen", auf denen ich, wie die anderen Praktikanten, den Herrn Assessor zu Wagen in die Dörfer zu begleiten hatte, meist um Zwangsversteigerungen u. s. w. vorzunehmen.

Die Hochebene rechts der Isar ist, entfernt man sich von dem Flusse, recht reizlos, öde: im Spätherbst und Winter auf den schlechten Straßen, in nicht gutem Wagen, der nie eine „Feder" sah, stundenlang dahin „hotteln", dann in ein maßlos überheiztes und überfülltes Wirthszimmer treten, in welchem man vor dem Rauch schlechtesten Tabaks kaum sehen konnte, wie dreißig Bauern die nassen Mäntel und Wadenstiefel am eignen Leibe trockneten, hier eine höchst unwissenschaftliche Schreiberei vornehmen, die

jeder Gerichtsschreiber ebenso gut — ja besser — hätte leisten mögen, dann, nach Beendigung des kurzen Geschäfts, in demselben Räucherraum elend schlechtes (unglaublich miserables!) Bier trinken und den landesüblichen Kalbsbraten (s. II. S. 302) verzehren, dann aber noch stundenlang auf der Ofenbank liegen und, wo thunlich, schlafen, bis der Herr Assessor, der Herr Pfarrer, der Herr Lehrer genug Tarok gespielt hatten — ich beherrsche von allen Kartenspielen nur den schwarzen Peter — und endlich spät am Abend in der Dunkelheit wieder nach Hause „hotteln": — „schad' um die schöne Zeit," seufzte ich. Und Tarok spielte er nun eben gar zu gern, der gute Herr Assessor! Sie war ihm zu gönnen, diese — bis er endlich heirathen konnte — einzige Freude. Denn selbstverständlich hatte er schon als Student sich verlobt, denn selbstverständlich hatten beide nicht entfernt genug Geld, sich zu heirathen und so hieß es denn warten und warten, bis endlich eine Erbtante starb oder eine Beförderung erlebt wor. Wie freute ich

mich, als ich — nach Jahren! — seine Vermählung erfuhr.

Aber nachdem ich die Reize der Wirthshäuser (und der Bauern!) von Perlach, von Ober- und Unterhaching, von Unterbiberg und Putzbrunn, von Zamdorf und Daglfing wiederholt kennen gelernt hatte, bat ich Herrn Assessor, mich, wann mich wieder die Reihenfolge der Commissionsausfahrt getroffen hätte, durch einen der Amtsgenossen zu ersetzen, der vermöge seiner Tarok-Künste ungleich mehr als ich zu dieser Staatsverrichtung berufen schien. Nur einemorgendliche Fahrt Isar abwärts nach Ismanning mitten im Winter durch den prachtvoll in Rauhfrost glitzernden englischen Garten steht mir in schönem Gedenken.

Am Lebhaftesten unter den manchfaltigen Geschäften der „Civilkammer" zog mich an das „mündliche Verhör", d. h. jenes Verfahren in „Bagatellsachen", welches zweimal die Woche, Mittwochs und Samstags von 8 Uhr früh an bis gegen 1 Uhr abgehalten wurde. Da kamen Bauern, auch Knechte und

Mägde, in dichten Haufen, zumal am Samstag, wann die „Schranne“ (der Getreidemarkt) sie ohnehin in die Stadt zog: und da lernte ich denn, in Ergänzung meiner Erfahrungen (II. S. 181—319), das baierische Landvolk genauer kennen, indem es nun meine Besuche in den Dörfern in der Stadt erwiderte.

Ich kann nicht gerade behaupten, daß es bei dieser näheren Bekanntschaft gewann!

Draußen, wann ich die Leute in ihren Bergen aufsuchte, sah und hörte ich nicht viel von ihren Geld- und Gut-Streitigkeiten, von den häßlichen „Austrag“- (Altentheil-) Zänkereien zwischen Aeltern und Kindern oder Schwiegerkindern, von den Beleidigungsklagen wegen Wortschelte oder Faustschlag, von ihren unablässigen unehelichen Kindern,[1]) von den Klagen »puncto

[1]) Ausdrücklich bemerke ich, daß die große Zahl derselben nicht auf einer baierischen Stammeseigenart, sondern auf der damaligen baierischen Gesetzgebung beruhte, welche den Leuten die Eheschließung durch Einspruchsrechte der Gemeinden außerordentlich erschwerte: seit Aenderung jener Bestimmungen ist in jener Hinsicht Gleichstellung mit den anderen ländlichen Bevölkerungen in Deutschland eingetreten.

deflorationis, paternitatis et alimentationis«, welche unsere Amtsstube füllten. Dazu kam, daß die Bewohner der baierischen Ebene sich in allen Stücken leiblicher und seelischer Anlage mit den Gebirglern nicht messen können und daß obenein bei unseren Gerichtspflichtigen die Nähe der Großstadt deren verderblichen Einfluß auch in diese Dörfer ausstrahlte. Hatte die Vertrautheit mit den Bauern vom Chiemgau oder vom Walchensee schon keine schönmalerischen Selbsttäuschungen verstattet, so ließen die in der Amtsstube vor mir sich aufrollenden Bilder an „Naturalismus" nichts zu wünschen übrig: „Hunger (d. h. namentlich Durst) und Liebe" (d. h. ganz was Anderes!), dazu ein tüchtiger Beisatz von Rauflust und von Geldgier beherrschten auch dieses „Weltgetriebe": — übrigens geht es in Paris und Berlin auch nicht viel anders, nur ein wenig verdeckter und geriebener zu, als in Ober- und Unterhaching.

Aber für meine Einführung in die Menschenkenntniß, in das, was wirklich die Leute der Gegen-

wart bewegte, waren diese Tags des mündlichen Verhörs sehr fördersam. Und ich erkenne jetzt als ein Zeichen meiner fortgeschrittenen Seelengesundheit, daß mich nun auch gewisse Rohheiten — beiderlei Geschlechts! — nicht mehr mit so unüberwindlichem, übertriebenem Ekel erfüllten wie viel Gelinderes vor vier Jahren gethan: — damals hätte ich schon den Geruch der in den durchregneten Mänteln oder Weiberröcken am glühenden Ofen sich trocknenden Knechte und Dirnen nicht ausgehalten, geschweige ihre »exceptiones plurium concumbentium«. Und die Erweiterung des Gesichtskreises, die Kräftigung der Denkweise erwies sich darin, daß mir nun der Sinn für den Humor, für das unbewußt Komische in diesen Menschen und Verhältnissen aufgegangen war und durch herzerquickendes Lachen über allerlei Derbheit, ja Rohheit glücklich hinweg half. Es wäre manches lustige Stücklein aus jenen Verhörstagen zu erzählen, wenn es — zu erzählen wäre. [1])

[1]) Ueberraschend war einmal die benigna interpretatio

Mich zogen nun, nachdem ich den ersten Widerwillen gegen die „Viechheit“ überwunden, diese handgreiflichen Beläge aus dem Volksleben lebhaft an: ich freute mich auf jene zwei Vormittage, welche der Herr Assessor verwünschte, weil sie ihm die Zeit für seine drängenden schriftlichen Arbeiten wegnahmen; und über das Landvolk hatte er, gestützt auf langjährige Erfahrung, eine Meinung, welche sich am deutlichsten, liebsten und häufigsten in saftigen Fluchformeln ausdrückte.

Allein die „Idealität“ — richtiger „Sentimentalität“ — meiner „Poetenseele“ brach doch sogar gegenüber diesen polternden und keifenden Mistknechten und Milchmägden durch! Ich wollte sie alle durch liebliches Zureden vom Processiren abbringen und zum gütlichen Vergleich bewegen: war doch der Sühneversuch gesetzlich vorgeschrieben. Während aber die älteren

einer Daglfingischen Viehmagd, welche sich zu Protokoll als Jungfrau erklärte und auf vorgehaltene Erinnerung an das im Vorjahr geborene Kindlein unverzagt erwiderte: „a, dös war grad a Madl“ („ach, das war ja nur ein Mädchen!“).

Praktikanten — und zumal der Herr Assessor! — das gar kurz und barsch abmachten, die Verdutzten mehr anschnauzend als durch Lindheit anmuthig besänftigend, gab ich mir in jedem einzelnen Falle die größte Mühe, durch Einwirkung auf das schlummernde Ideale in den alten Unterhachingern oder in den jungen Putzbrunnerinnen Versöhnung herbei zu führen. Ach, meist war dieser Schlummer für meinen Weckruf zu tief! Und der Herr Assessor fuhr mich wohl an: „Was fällt Ihnen denn ein? Sie vertragen mir ja viel zu viel Zeit mit den eigensinnigen Bauernl . . . . ." (Ich erschrak, wie er dies Kraftwort so laut schrie, daß es jeder der Gescholtenen hören mußte!)

„Erst laden Sie mir viel zu viel Parteien auf Einen Vormittag" (das war richtig! denn mir war dies mündliche Verfahren viel lieber als das viele Schreibwesen) „und dann reden Sie mit jedem Hiesel und jeder Urschel so lange, als hätten Sie Jason und Medea zu versöhnen. Vorwärts! — Du, Jürgel, willst zahl'n? — Vier Gulden monatlich für's Kind

war net z'viel, meineti? Abschwören willst es aber do net! Sonst schwörst di in's Zuchthaus nei? Willst net? Na, laß bleiben, Bauernlümmel verfluchter! Nehmen's die Klag' auf, Herr Dahn: „Es erscheint Ursula Oberniederhuber, — wie hoaßt 's am Haus? — Zipfelbauerstochter von Deisenhofen und bringt vor ..." So! In 14 Tag kommt's es wieder: nachher wird's Beweisurtheil verkündt. Jetzt unterschreibt's es Protokoll! So! Du willst net, Jürgel? Net? Na laßt es bleiben. Schreiben Sie: „der Beklagte verweigert die Unterschrift." Jetzt packst di naus aus'n Gericht. Was? Du willst net?"

Augenblicklich ergriff der Starke den noch stärkeren, aber sehr dummen Jürgel an der Schulter und drehte ihn zu dessen lebhaftem Erstaunen höchst eigenhändig zur Thüre hinaus. „Sehn Sie, Herr Dahn, so macht ma's mit dene Bauernl......! Sonst werd ma nie fertig!"

Ich machte es freilich anders.

Manchmal, wenn der von mir schon zu Stande

gebrachte Vergleich daran zu scheitern drohte, daß die Parteien die (sehr geringen!) bisherigen Kosten (Vorladungsgebühren an Herrn Muckenschnabel, den Gerichtsdiener, — er hieß wirklich so! —) und Schreibgebühr nicht bezahlen wollten, schenkte ich sie (obwohl wahrlich nicht „im Golde plantschend", wie man in Königsberg sagt) den Beklagten aus eigner Tasche. Aber seit das einmal entdeckt ward, und sofort alle Praktikanten aller drei Kammern einen Tanz höhnender junger Teufel um mich aufführten und sogar der Herr Landrichter mich milde lächelnd den „Friedensengel" nannte, that ich es nie wieder. —

V.

Ich war also recht eifrig in den etwa acht Monaten in der „Civilkammer“; nur zu eifrig — wie ach so oft in meinem Leben! Gerade durch Uebereifer hab' ich wohl auch damals Manches schlecht gemacht. Aber im Ganzen war der Verlauf dieser Prüfungszeit für die Rechtspflege günstig: der Herr Assessor ward und blieb mir wohl gewogen und ich ihm tief dankbar.

Nun wäre manches Schnurrige zu erzählen aus der kurzen Zeit, die ich — aushilfsweise — in dem Hypothekenbuch-Bureau (auf deutsch Buchpfandamt) zubrachte. Da sollten wir z. B. statistische Tabellen ausfüllen. Selbstverständlich lud ich in allen Dingen, von denen ich aus den Acten nichts wissen konnte, die Gemeindevorsteher, um von ihnen die richtigen Zahlen zu erkunden. Aber da kam ich schön an!

Mein Vorgesetzter — nur ein höherer Gerichtsschreiber, — schalt: „ja, so werden Sie ja nie fertig. Da nehmen's die Tabellen des Vorjahrs. Jetzt schreibn 's in die Neuen halt ungefähr das Gleiche, manchmal a bisserl mehr, manchmal a bisserl weniger, daß ma's net so leicht merkt.“ — Ich erbat sofort meine Entlassung aus dieser Beschäftigung. Aber mein Glaube an die Statistik ist seither hinkend.

Ich kam nun in die Criminal- (oder, wie wir sagten, Blut- oder Schreckens-) Kammer des Herrn von D. Legion war die Zahl der drolligen Geschichten, welche über diesen Raum und dessen Gebietiger unter uns und auch links der Isar im Schwange gingen. Viel davon war wohl erfunden, mehr noch übertrieben: aber einiges recht Heitere war allerdings vorgekommen. Und kein Wunder! Der ältliche, kränkliche Herr — übrigens „die gute Stunde selbst“ wie gegen uns, so auch nur allzu sehr gegen die Herren Spitzbuben — war kaum minder überlastet und dabei entfernt nicht so arbeitsrüstig, wie sein Amtsgenosse für das bürger-

liche Recht. Da kamen denn im Drange des Geschäfts allerlei kleine Menschlichkeiten vor, die freilich oft an das Unglaubliche streiften. Ich führe einige an, wobei ich aber ausdrücklich bemerke, ich kann nicht mehr angeben, ob die einzelnen Stücklein auf Rechnung des Herrn Assessors oder seines regelmäßigen Vertreters, eines Gerichtsschreibers, fallen.

Schon vor meinem Eintritt in das „Blutgericht" brüsteten sich der sanfte Clemens (der nicht einmal das Nasenbluten eines Mitmenschen anzusehen vermochte!) und seine Stubengenossen, „sie hätten jetzt einen Mord": d. h. eine Untersuchung wegen Mordes oder doch Todtschlages. Irgend Jemand hatte in einem Gehölz unseres Gerichtsgebietes — ich glaube bei Föhring — den Knochen des abgehauenen Vorderarms eines Menschen, mit dem Handknöchel daran, gefunden und zu Gerichtshänden geliefert. Daraufhin Anlegung von neuen Acten: „die gefundene Menschenhand betreffend", Vernehmung der umwohnenden Gerichtsholden, ob Keiner eine Hand zu wenig habe?

(ohne Erfolg: im Gegentheil! zum Zuschlagen hatten sie meist der Fäuste zu viel) Vernehmung der Wirthe, der Gemeindevorsteher, ob irgend eine Kirchweih oder Hochzeit nach Landesbrauch mit einem erheblichen Raufhandel gefeiert worden? Nur das Herkömmliche war geschehen, einige Löcher in den Köpfen, in welche Stuhlbeinecken und Maßkrugränder auffallend genau paßten: — aber keine verlorene Hand. Der Act schwoll riesig an, nicht so die Erkenntniß der Blutkammer. Manchmal, führte uns ein Auftrag in dieselbe, zeigte man uns den unheimlichen Stoß: ja, zuweilen durften wir von unten das gewaltige Glas betrachten, welches auf dem Schranke stand, mit schmutzig gewordenem Spiritus gefüllt: und darin lehnte, schräg aufgerichtet, der herrenlose Vorderarm.

Nicht ohne leises Grauen, aber auch nicht ganz ohne Selbstgefühl, sprach Clemens von der Sache. —

Endlich kam einmal an einem Nachmittag, da der Schreckensassessor und alle seine Praktikanten über Land gefahren waren „auf Commission", der

neu ernannte Gerichtsarzt in die Blutkammer, sprach, den Assessor erwartend, mit dem allein anwesenden Schreiber, der alsbald die Rede auf den „Mord von Föhring" lenkte, ließ sich von dem Widerstrebenden das unheimliche Spiritusglas von dem Schranke herabreichen, prüfte das Corpus delicti, lachte und schrieb auf einen Zettel: „diese Menschenhand ist der Röhrenknochen des Vorderfußes eines einheimischen Hundes, canis domesticus Linnei." Den Strafassessor nicht mehr erwartend kam er zu uns herüber und erzählte alles. Der „Mord von Föhring" ward nicht mehr verfolgt. — —

Als ich später selbst in der Strafkammer arbeitete, erlebte ich auch manches Heitere. Einmal brachte ein berittener Gendarm eine Meldung. Da ward mir dictirt: — ich weiß nicht mehr, von wem! — „Schreiben Sie, Herr Praktikant, schreiben Sie: „es erscheint im Gerichtszimmer Johann Huber, Gensdarm zu Pferd und meldet, jedoch zu Fuß!" Ein andermal nahmen wir in einem Dorf an einem Haus, in welchem

ein Einbruchsdiebstahl war verübt worden, gerichtlichen Augenschein auf, da ward mir dictirt: „schreiben Sie, Herr Praktikant, schreiben Sie: „neben dem Schlosse war ein Loch gebohrt, welches aber so klein war, daß man es gar nicht sah, wenn man nicht hinsah.“ Seltsam war auch, daß, wenn die Geschäfte stark drängten, nur der „Kopf“ des Potokolls dictirt ward: d. h. die Formel: „Protokoll des k. Landgerichts München rechts der Isar, Abtheilung für Strafsachen, am 20. Juni 1855. Gegenwärtig: der k. Landgerichtsassessor v. D., Rechtspraktikant Dahn — haben Sie das? Ja? — Nun, das Andere können Sie leicht selbst machen!“ Das Alles war nicht Dummheit, nur Hilflosigkeit gegenüber dem Drang und der Hast der Arbeit.

VI.

So verlief das an dem Landgerichte zu verbringende Jahr, was die Thätigkeit in den Amtsstuben anlangt: ich arbeitete, wie gesagt, im Gericht die Zeit von 9—12 oder 1, und Nachmittags stets von 3—6 oder 7, oft aber noch später. Allein das Schwergewicht jenes reichen und glücklichen Jahres wie des darauf folgenden, in dem ich in das Stadtgericht München links der Isar eintrat, fiel für Arbeit und für manchfaltigen geistigen Genuß in die freundliche Stube daheim in der Wurzerstraße.

Ich stand so früh auf, daß ich schon vor dem langen Weg nach Haidhausen ein par Stunden arbeiten konnte, um 12½ war ich regelmäßig wieder zu Hause, um 1½ ging ich abwechselnd bald zu dem Vater in der Briennerstraße (13/I.), bald zu der Mutter

(Karlsplatz 3/II.) zu Tisch: dann führte ein Spaziergang über den Gasteig wieder in das Gericht und Abends stolperte ich bei schlechter Beleuchtung durch die im Bau begriffene Maximilianstraße nach Hause, gar gierig, wieder an die heißgeliebten Bücher zu gelangen.

An welche? An gar verschiedenartige.

Zunächst bereitete ich mich vor, als Doctor der Rechte zu promoviren: denn nun stand der Entschluß fest, Privatdocent der Rechte zu München zu werden. Höchst wohlthätig wirkte auf meine ganze Gemüthsverfassung und meine ganze Leistungsfähigkeit die nun so gewonnene Sicherheit über die künftige Lebensaufgabe.

Vor Allem mußte nun die Doctorschrift geleistet werden.

Ich hätte gern einen Gegenstand aus dem deutschen Recht, am liebsten aus der deutschen Rechtsgeschichte gewählt: denn jetzt, gleich in den ersten Wochen nach der Prüfung, wirkte Konrad von Maurer (II. S. 25,567) ganz gewaltig, in fortreißender Begeisterung, auf mich

ein, mich tiefer in das germanische Recht, in die Germanistik überhaupt einführend.

Gar manchen Herbst- und Winterabend dieses Jahres stürmte ich etwa um sechs Uhr von den Acten in Haidhausen hinweg in das Vaterhaus des hochverehrten Meisters an der oberen Garten- (jetzt Kaulbach-) Straße, voll brennenden Eifers, von ihm zu lernen. Er war und blieb eine mächtig anziehende, hervorragende Persönlichkeit: der scharf geschnittene Kopf, die bei plötzlichem Aufschlage hell blitzenden Augen, der ausdrucksvolle, fein, oft ein wenig spöttisch lächelnde Mund, der mühelos dahingleitende Fluß der Rede, zumal aber die durch und durch vornehme, edle Denkweise, die sich in all' seinen Thaten und Worten äußerte, übten starken Zauber auf mich: mein Vater scherzte, ich sei verliebt in Prantl, Maurer und Pözl. Der geräumige, an allen Wänden bis an die Decke mit Büchern angefüllte Saal, in dem Maurer arbeitete, nur von Einer Kerze spärlich beleuchtet, umfing mich mit ehrfurchtvollem Schauer: und der nur seiner

Forschung lebende junge Professor ward und blieb mir das Musterbild eines deutschen Gelehrten.

Den Gegenstand unserer Unterhaltungen (die ich aber nur fragend, er antwortend führte!) bildeten Quellenkunde, Verfassungsgeschichte, insbesondre aber Methodik der Forschung und tief dankbar bekenne ich, von all' dem in diesen zwangsfreien Abendgesprächen mehr gelernt zu haben als in den meisten Vorlesungen Anderer: wie ich von Prantl die philosophische Denkweise gelernt, so von Maurer die Methode geschichtlicher, zumal der rechts- und verfassungsgeschichtlichen Forschung. Aber auch für den germanischen Götterglauben und Götterdienst, für die Beobachtung der Fortdauer solcher Anschauungen und Gebräuche noch in dem Volksleben der Gegenwart gab mir Maurer reichste Belehrung, zuerst mündlich, dann durch sein geradezu großartig zu nennendes Werk über die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthum, das bald darauf erschien.[1])

[1]) München, Christian Kaiser I. 1855 II. 1856.

Ferner führte er mich in Jakob Grimm ein und erschloß mir damit einen unerschöpflichen Hort für Forschung wie für Dichtung.

Dieser Unterweisung verdanke ich es, daß ich im Stande war, alsbald in der „Bavaria" (s. unten) die Darstellung der Volksgebräuche in Ober- und Niederbaiern von jenem Gesichtspunkt aus durchzuführen und dadurch erst dem massenhaft, aber nach einem rein äußerlichen Verfahren nach Anweisungen des Königs Max II. zusammengetragenen Stoff wissenschaftliche Bedeutung abzugewinnen: siebzehn Jahre später (1874) habe ich, gereifter und selbständiger, jene Dinge auf breiterer Grundlage und vertiefter behandelt.[1])

[1]) Altgermanisches Heidenthum im deutschen Volksleben der Gegenwart, jetzt Bausteine I. Berlin 1879.

VII.

Auch mit Pözl und Bluntschli blieb ich in stetigem Verkehr und diese meine drei Rechtslehrer riethen mir sehr verständig, obwohl ich später als Privatdocent mich dem deutschen Recht zuwenden wollte, doch jetzt als Gegenstand der Doctorschrift nicht eine deutsch-rechtliche Frage zu wählen, bei welcher die Quellen ungleich schwerer zu beherrschen sind, sondern eine römisch-rechtliche.

Die Erörterung der Streitfrage, ob die Verjährung bei Obligationen nur die Klage oder das Recht selbst zerstöre, so daß auch eine naturalis obligatio nicht übrig bleibe, hatte mich in der Vorlesung bei Arndts lebhaft angezogen: ich behandelte sie nun in der Doctorschrift. Ich arbeitete so eifrig an derselben, daß ich, obwohl mindestens 8 Stunden des Tages

durch die Praxis und den zweimaligen Weg von einer halben Stunde zu und von dem Landgericht in Anspruch genommen wurde, im Frühjahr die Reinschrift dem Decan einreichen konnte: es war der alte Zenger, mein väterlicher Freund von der Königinstraße (I. S. 32) her, der mich in seiner rauhen, an Haushofer (II. S. 590) gemahnenden Weise lieb behalten und mir nicht gezürnt hatte, daß ich — aus allerlei Zufallsgründen — nie eine Vorlesung von ihm besucht hatte.

Auf Grund der von der Facultät gebilligten Abhandlung ward ich nun zu der zweiten Leistung zugelassen: zur Auslegung einer Quellenstelle je aus dem römischen, dem deutschen, dem kanonischen Recht. Ganz frohgemuth ging ich daran: während ich vor der Schlußprüfung an Gymnasium und Hochschule von recht thörigem Kleinmuth gequält gewesen war (II. S. 577), wandelte mich jetzt keinerlei Zagen an: es war ein frischer, zuversichtlicher, sieg-getroster Geist über mich gekommen seit der Uebersiedelung in die Wurzer-

straße: ich war gesund und voll blühender Kraft an Leib und Seele: ich vertraute damals fröhlich meinen Sternen: waren doch alle Leute, Männlein und Weiblein, Alt und Jung, Professoren, Cameraden, kluge alte Damen und hübsche Mädchen um die Wette gar freundlich gegen mich: ich meinte damals: nichts könne mir mißrathen. Es war eine schöne, jugendfreudige Zeit: — sie sollte nicht lange währen.

Bezüglich der Promotion war nun ja auch tröstlich, daß es hier verschiedene Noten, nicht wie bei jener drangvollen Abgangsprüfung nur Bestehen oder Nichtbestehen gab: und so wenig meine ungeheuchelte Bescheidenheit auf das Ergebniß zu hoffen wagte, das wirklich gewonnen ward, — daß ich mit einer anständigen Note bestehen würde, daran zweifelte ich nicht.

So ging ich denn — ich weiß es noch wie heute — „singend wie ein Spartaner in die Schlacht" (— so schrieb ich bald darauf an Rückert —) an einem wunderschönen Frühsommermorgen aus meiner

lieben Stube in der Wurzerstraße in die Universität, um dort „in Clausur" (d. h. eingeschlossen und ohne Hilfsbücher) die drei Quellenstellen zu „erklären".

Freundlich und hellsonnig war der kleine Raum im ersten Stockwerk (noch gar oft sollte ich ihn später betreten: es war das Sprechzimmer der Lehrer): ein Fenster gewährte den Blick auf die Gärten im Westen der Hochschule: die Vögel sangen in den blühenden Obstbäumen: hell schmetterte der Buchfink seinen Schlag. Ich nahm's als guten Angang! Fröhlich sah ich eine Weile in den goldenen Morgen hinaus. Nun erst wandte ich mich den auf dem Tische drohend liegenden „Wälzern" zu: dem Corpus juris Justinians, dem Corpus juris canonici und dem Sachsenspiegel: in jedem der drei Bücher lag ein Zettel, der die zu erläuternde Stelle bezeichnete. Ich hatte Glück: alle drei, sogar die in dem mir ziemlich fremd gebliebenen kanonischen Buche, waren mir bekannt in ihrer Bedeutung für die einschlägigen Lehren. In kurzer Zeit kam ich mit der Auslegung zu Rande und verabschiedete

ich mich von dem staunenden Pedell, der draußen als mein „bewakfter“ (sagen meine Freunde an der Yssel) auf und nieder schritt.

„Schon fertig?“ fragte er besorgt. Denn er mochte mich gut leiden.

„Ja, Herr Gumppenperg! So ist's immer bei mir: rasch geht's oder gar nicht.“

Und es war gut gegangen, wie sich später herausstellte.

Nun folgte bald die mündliche Doctorprüfung: Bayer, Arndts, Pözl, Zenger, Bluntschli, Dollmann, Kunstmann, Maurer; der Letztere begann mit seiner wohlwollenden Ironisirung des jungen Heißsporns, der, — nicht eben ganz zu des Meisters Zufriedenheit, — so Vielerlei neben einander trieb: „Herr Dahn, Sie sind ein Philosoph,“ worauf ich sehr roth ward und am liebsten vor „Schanierlichkeit“ in den Erdboden versunken wäre: — aber bald erholte ich mich, da nun der Gütige mich nach den Grundlehren der geschichtlichen Schule, zumal über Gewohnheitsrecht, fragte,

mit denen er mich als wohlvertraut voraussetzen durfte. Auch bei den übrigen ging es mir, wie ich alsbald spürte, recht gut: nur bei Herrn Dollmann glaubte ich erlegen zu sein: er prüfte überhaupt nicht angenehm — man wußte, weil er unaufhörlich lächelte, nicht, ob er aus Wohlgefallen oder aus Hohn den Mund verzog, ob er sein Opfer an- oder auslachte. Endlich waren die drei (?) Stunden um: daß ich nicht schlecht bestanden, merkte ich wohl, aber ich war doch unsäglich überrascht, als mir der dicke Kunstmann, der mir gar wohl wollte und sich auch an meinem angeblichen „Prantl'schen Atheismus“ (der Dollmann ein Gräuel war!) nicht stieß, nachwatschelte und mir mit freudestrahlendem Gesicht — es strahlte ohne dies immer in lieblicher Röthe! — verkündete (wahrscheinlich mit Verletzung des Amtsgeheimnisses), ich hätte alle drei Leistungen mit der I. Note (»summa cum laude«) bestanden, und nun erst erfuhr ich, daß dies damals in Baiern Bedingung für die Habilitation in der Juristenfacultät war. Hätt' ich es gewußt, daß

die akademische Laufbahn, die allein geliebte, von dem günstigsten Ausfall der Prüfung abhing,— wahrscheinlich hätte ich sie in solcher Aufregung schlechter bestanden. Nun folgte bald (19/VII. 1845) die Promotion durch den Decan Zeuger: ich hatte, die Sitte nicht kennend, eine unsinnig große Zahl von Streitsätzen aufgestellt (ich glaube weit über 20), was mir mit Unrecht als prahlende Eitelkeit ausgelegt ward. Ein gar fröhlicher Doctorschmaus im Hause meines Vaters, zu welchem dieser seine Freunde, die auch meine Gönner waren, May (II. S. 323), von Doß (s. unten), Melchior Meyer (s. unten Krokodile) und meine Genossen geladen hatte, beschloß den Tag.

VIII.

Im Herbste des Jahres 1855 trat ich aus der Praxis des Landgerichts rechts der Isar in die des Stadtgerichts links der Isar. Nun fiel das Verwaltungsrecht, mit dem ich mich auch dort nur kärglich befaßt, völlig weg. Der Director, Herr von Mulzer, später Justizminister, war mir sehr gewogen: er theilte mich der Amtsstube des nächsten Freundes unseres Hauses, des Herrn Rathes May (S. 41), zu, bei welchem ich das nächste Jahr arbeitete. Dieser gütevolle, verständniß-feine Mann behandelte mich mit zartester Rücksicht: ich fürchte, in den einzelnen „Signaten" habe ich im Uebereifer recht viel „gewurstelt", aber die „Referate" waren wohl nicht immer ganz schlecht: denn nicht nur der nachsichtige Hausfreund, auch die Herren von Hermann, von Branca,

von Heinleth, für die ich manchmal zu arbeiten hatte, lobten sie.

Neben diesen bürgerlichrechtlichen Arbeiten hatte ich nun auch im Strafverfahren als Vertheidiger zu wirken: als amtlich aufgestellter, auch wohl als gewählter (aber nie als bezahlter); es fiel mir auf, daß ich nach den ersten Fällen häufiger als Andere gewählt wurde: schon wollte die liebe Eitelkeit sich etwas darauf zu gute thun: da erfuhr ich durch das Schreiberpersonal, nur dem glückbedeutenden Sinn meines Vornamens habe ich die Bevorzugung durch die Herren Spitzbuben zu verdanken. Die müssen doch viel Latein verstanden haben. Wahrscheinlich machte ich auch dies — wie die meisten Dinge in meinem Leben — viel zu feuereifrig. Weniger wäre wohl oft mehr gewesen. An »impetuosity« und Thorheit fehlte es mir auch hierbei nicht. So bestand ich einmal darauf, zu einem Raubmörder, der, obwohl gefesselt, den Arzt, den Geistlichen, den Gefängnißwärter, die allein in seine Zelle gegangen, angefallen hatte und zu dem

man nur mehr in Begleitung eines Gendarmen gehen sollte, als sein Vertheidiger allein einzutreten. Ich brachte ihn — allerdings in vielen Besuchen — zu dem Besten was er thun konnte: zu einem vollen Geständniß, das ihm das Leben rettete.

Einmal hatte ich das Glück einem unschuldig Angeklagten die Freisprechung zu erwirken. Bei einem Brande „im Thale" (Südseite) hatte mein Schützling aus dem brennenden Hause hilfreich Betten gerettet: diese kamen nach der Löschung nicht mehr zum Vorschein: der Retter, der sich ganz harmlos wieder einfand, behauptete, sie in dem Hause gegenüber geborgen zu haben: in Begleitung des Eigenthümers machte er sich auf, das Geborgene zu holen: aber an der Stelle, wo er sie untergebracht haben wollte, waren sie nicht zu finden: die völlig unbescholtenen und glaubhaften Bewohner dieser Zimmer erklärten, nie im Leben meinen Schützling gesehen zu haben, was dieser verblüfft bestätigen mußte. Daher sofort Verhaftung und Erhebung der Anklage wegen Diebstahls.

Der junge Bursche betheuerte nun seinem amtlich bestellten Vertheidiger so überzeugend unter strömenden Thränen seine Unschuld, daß ich fest von dieser überzeugt ward. Ich ließ mir von ihm wiederholt in allen Einzelheiten erzählen, wie er, in der Nacht, aus dem Rauche des brennenden Hauses, die Bettenkissen auf dem Kopf, in das gegenüberstehende gelaufen sei und die Last in dem ersten Zimmer rechts von der Thüre niedergelegt habe. Ich eilte sofort noch mal auf die bezeichnete Stätte und — fand die Lösung des Räthsels. Nicht in das Haus gerade gegenüber dem brennenden war der Retter gerathen, sondern in das nächste zur Linken, welches jenem, ein Zwillingsgebäude, in allen Dingen und Verhältnissen so täuschend gleich war, daß, zumal in der Nacht und in der Verwirrung eines Brandes, eine Verwechslung leicht erklärlich war. In diesem Hause fanden sich denn auch die geretteten Bettkissen, und mein Schützling ward freigesprochen.

Hierher gehört auch ein Kindsmordverfahren, in

dem ich eine Zeit lang als „Protokollführer" amtete. Das wäre Stoff gewesen für unsere »fin de siècle« Schule: — nämlich um ihn in ihrer Weise zu verarbeiten, d. h. zu verschmieren. Schauplatz: die Scharnitz. Ein fünfzehnjähriges Feiertags-Schulmädchen, Waise, wird von dem Lehrer unter Eheversprechen verführt. Die Arme flieht zu fernen Verwandten. Mit ihrem sieben Wochen alten Kind kehrt sie in das Isarthal zurück. Ein furchtbares Gewitter steigt auf in der Felsschlucht. Vor der Entladung stiehlt sie sich an das Häuslein des Lehrers. Sie lugt durch das Fenster. An dem Herde sitzt er mit einem jungen Weibe: — sie fragt einen Vorübergehenden. Es ist des Lehrers kürzlich angetraute Frau. Sie flieht, das Kind auf den Rücken gebunden. In dem engsten Theil der Klamm, hart an dem reißenden Gießbach, wird sie von dem Ausbruch des Wetters überfallen, eines Hochgewitters — so besagen die Zeugen — von auch in diesen donnerreichen Bergen nie erhörter Gewalt. In Verzweiflung, in Todesangst vor der tobenden Natur, schleudert sie

plötzlich das Kind in die Wellen des schäumenden Gießbachs. Sofort springt sie nach, es zu retten. Vergebens! zu spät. Die reißenden Wirbel haben es schon entführt. Das junge Geschöpf wird bewußtlos am Ufer gefunden. Nach einigen Tagen erfährt Lisei im Pflegehaus der nächsten Gemeinde, im Kirchhof flußabwärts sei die Leiche eines Kindes bestattet worden, die der Bach ausgeworfen. In der nächsten Nacht wird sie auf dem Grab ergriffen. Sie gesteht Alles. Hierauf Strafverfolgung: nicht etwa wegen Kindesmords, den die uneheliche Mutter gleich nach der Geburt begeht, sondern wegen Mordes — das Kind war ja sieben Wochen alt: — also Todesstrafe! Aber es ward Todtschlag angenommen. Und der Verführer des noch schulpflichtigen Kindes erhielt auch sein Theil. Ein Weniges konnte ich dabei auch thun.

Der Weg aus der Wurzerstraße in das Stadtgericht war viel kürzer als weiland der nach Haidhausen; so ward viel Zeit erspart: von 9—12, von 3—6, höchstens 7 Uhr Dienst in der Amtsstube, alle

übrige Zeit gehörte mir: und der gütige Rath May entband mich gar manchen Nachmittag von dem Erscheinen, seitdem ich anfing, mich für den herandrohenden „Statsconcurs" vorzubereiten.

Auch an dem Stadtgericht habe ich Mancherlei erlebt.

Ich vergesse nicht den schaurigen Novemberabend, da ich, später als gewöhnlich, allein noch in dem nur schwach von Kerzen erleuchteten Zimmer arbeitete: — auch der unermüdliche Herr Accessist von Scherer, der Acten verschlang wie Andere Bier, — er war nach dem Herrn Rath die „Säule des Bureaus", — hatte schon den abendlichen Gang zu seiner Verlobten angetreten: — da erschollen auf den Steingängen draußen hastige Schritte — wirre Rufe: es ward gemeldet, der bekannteste Anwalt in der Stadt, der Führer der demokratischen Partei, der tief in das Leben des damaligen München eingriff, hatte sich wegen zerrütteter Vermögensverhältnisse in dem Schießhaus mit seiner Büchse erschossen: am Vormittag war er noch bei

einer Tagfahrt vor uns erschienen. Es machte einen gewaltigen Eindruck: er war ein Mann strotzend von Kraft gewesen.

Ein andermal war ich Mittags allein in der Amtsstube; der hinkende Gerichtsschreiber, Herr Byschl, war zu Tisch gegangen, da kam eine Frau mit einer Anfrage: während ich ihr Auskunft ertheilte, ward sie plötzlich von den Krämpfen der fallenden Sucht ergriffen, stürzte nieder und wand sich auf dem Boden; ich hatte niemals dergleichen gesehen, es ergriff mich Grauen und Grausen: und doch mußte ich den starren Leib mit dem endlich aus dem Erdgeschoß herauf geholten Hausmeister in dessen Wohnung tragen, wohin dann ein Arzt gerufen ward.

Heiter aber war ein Auftritt, bei dem ich keine vortheilhafte Rolle gespielt habe. Wir hatten die Altersvormundschaft über eine minderjährige Doppelwaise, eine Bürgerstochter niedriger Stufe, geführt, die ihrem Herrn Vormund und uns, der Obervormundschaft, erklecklich viel Verdruß verursacht hatte durch Leichtsinn,

Putzsucht, Verschwendung und auffallenden Mangel an Ehrfurcht vor ihrem Muntwalt und sogar vor uns, ihren Gerichtsherren. So gedieh es allen Betheiligten zu erleichtertem Aufathmen, — unserem hübschen Mündel wohl zumeist — als die Jungfrau die Volljährigkeit erreicht hatte und nun aus der Vormundschaft entlassen ward. Am Tage, nachdem dies feierlich geschehen, erschien die nußbraune Kathi nochmal in der Gerichtsstube, ein Protokoll zu unterschreiben. Sie traf mich allein (mit Herrn Byschl) und da ich am meisten Schererei mit ihrer Vergeudung und allgemeinen Unbotmäßigkeit gehabt hatte, glaubte ich mich berechtigt, ihr zum Abschied noch eine kurze Vermahnung zur Tugend auf den Weg nach Hause und in die Zukunft mit zu geben. Doch übel bekam mir's: kaum hatte ich in meiner schon von Eggers und Roquette viel verspotteten „Ernsthaftigkeit" einige Sätze von mir gegeben, als mir das Jüngferchen ihre hübsche Fratze dicht vor den Mund reckte und mich anfauchte: „Was wollens, Sie? Ich bin jetzt ein

vogelfreies Frauenzimmer und Sie haben mir gar nichts zu sagen, Sie Gelbschnabel, Sie g'scheerter."

Rief's und fuhr zur Thüre hinaus, einem schießenden Sterne vergleichbar, mich der Schanierlichkeit vor Herrn Byschl (der lachte!) zurücklassend und der Erwägung, daß die Vermahnte allerdings eben so viele Lenze wie ich und unvergleichlich mehr Welterfahrungen zählte.

IX.

In diesem Jahre (1855/6) ward ich auch „conscriptionspflichtig", d. h. ich hatte mich zur Aushebung als Recrut zu „gestellen": allgemeine Wehrpflicht gab es ja noch nicht in Baiern und hätte mich die Einziehung getroffen, würden die Aeltern einen Ersatzmann für mich gestellt haben, wie das für meinen Bruder Ludwig im Jahre 1866 geschah, da dieser, als k. preußischer Hofschauspieler zu Berlin angestellt, nach Baiern einberufen wurde, um gegen die Preußen zu fechten: wie ich als Professor in Würzburg ihn frei brachte, wird sich später zeigen (damals, 1866, waren aber die Ersatzleute theuer, da das Zündnadelgewehr so rasch schießen sollte). Zunächst bestand nun die Möglichkeit, ich würde mich freilosen. Ich freilich glaubte nicht daran; denn nie in meinem ganzen Leben hatte ich bis dahin

„Glück" gehabt in allen vom Zufall abhängigen Dingen; und dabei ist es geblieben bis heute: ich glaube, lägen in einem Helm sechzig weiße Lebenslose und ein schwarzes Todeslos, — ich würde das schwarze ziehen, so sicher wie König Teja. Richtig zog ich denn auch damals eine ganz niedrige Losnummer, die mich als einen der Ersten zur Einstellung rief. Folgte die zweite Möglichkeit, daß ich untauglich würde erfunden werden. Denn die Zurückstellung derer, die auf dem Gymnasium stets im ersten Sechstel (?) gewesen, ward mir, mit meinem gewöhnlichen Pech, dadurch entzogen, daß es in Einem Jahre gerade um eine Ziffer haperte. So hatte ich mich denn zur Prüfung der Tauglichkeit einzufinden. Darüber verlor ich fast einen ganzen Tag und diese Stunden zählen zu den allerscheußlichsten meines Gedenkens.

An einem Frühmärzmorgen schon um 7 Uhr hatten wir anzutreten in einem jetzt lang abgebrochenen Wirthshause, nahe der Stelle der heutigen Schrannenhalle. Hier fehlte es an jeder Zucht, Ordnung, Aufsicht. Zu

vielen Hunderten drängten sich die Burschen aus der Stadt und deren Umgebung in ein par maßlos überheizte Zimmer zusammen: sie rauchten (und was!), tranken, sangen, johlten, machten untereinander und gegen Unbekannte die rohesten, derbsten, unfläthigsten Scherze in Worten, Gebährden und Handgreiflichkeiten. Bis weit über die Mittagsstunde währte das wüste Treiben, durch das unablässige Trinken gesteigert. Der eine Unteroffizier, der zuweilen die Hunderte zur Ruhe mahnte, wurde ausgelacht, zuletzt gar nicht mehr zur Stube herein gelassen. Mir ward übel zum Brechen vor Ekel: Alles mir Verhaßteste schlug mir hier über dem Haupte zusammen: die Eindrücke der Roheit wüster Studenten (II. S. 78) kehrten, in das Abscheulichste gesteigert, wieder. Aber noch eine Steigerung trat ein: — eine ganz vernichtende. Endlich gegen 4 Uhr wurden je 50 von uns in einen Sal geführt: hier mußten wir alle Kleider, zuletzt auch das Hemd, ablegen und nun stand ich wohl eine Viertelstunde mit diesen 49 häßlichen, durch Anblick und Mistgeruch und Zoten Auge, Nase und Ohr auf das Empfindlichste belei-

digenden rohen Kerlen zusammen: meine stumme Qual steigerte noch ihre Freude an allem Viehischen. Aus diesem Inferno trat ich, der Ohnmacht und dem Erbrechen nah, in das Purgatorio, d. h. in das Zimmer, in welchem die Officiere und Aerzte des Untersuchungsausschusses amteten. In wenigen Minuten war ich erledigt[1]): meine Kurzsichtigkeit machte mich für immer dienstfrei. Wie ein Erlöster sprang ich aus dem Fegefeuer in den Himmel dieser Freiheit. Seit 1867 wäre ich nicht mehr frei geworden in Baiern: man hätte mir hübsch eine passende Brille auf die Nase gesetzt und mich ganz ruhig in den blauen Rock gesteckt. Im Jahre 1870 sollte mir meine endgültige Kriegsuntauglichkeit bitter leid thun. Aber damals — 1856 — hatte ich wirklich nicht Lust, baierischer oder „überhauptiger" (wie man in Oesterreich sagt) Soldat zu werden. Ich lief aus diesem campus Martius Bajuvariorum spornstreichs in ein Bad und las darauf Schiller, mich zu reinigen an Leib und Seele.

[1]) Ich maß damals 5 Fuß 9 Zoll 9 Linien; Entlaßschein vom 27/VI. 1856.

X.

Nach zweijähriger Thätigkeit in Verwaltung und Rechtspflege an dem Land- und an dem Stadtgericht hatte ich nun den sogenannten „Statsconcurs", d. h. die Assessorprüfung wie sie in Preußen heißt, zu bestehen, ganz ebenso wie meine Jugendgenossen, welche in dem Verwaltungs- oder in dem richterlichen Statsdienst verbleiben wollten.

Denn in Baiern bestand die höchst zweckmäßige Vorschrift, daß der Habilitation an einer Juristenfacultät zweijährige Praxis und das Bestehen dieser Prüfung vorausgehen mußte. Sehr weise! Einmal war dadurch für den Fall des Scheiterns in der Laufbahn an der Hochschule der Rückzug in die Versorgung durch den unmittelbaren Statsdienst gesichert, während ohne solchen Rückhalt ein verunglückter Privatdocent gar

übel daran ist. Dann aber, weil man mit Fug verlangt, daß, wer das Recht lehren will, das Recht nicht nur aus Vorträgen und Lehrbüchern, — auch aus eigener Anschauung, ja Anwendung kennen gelernt habe. Und gerade ich, was für ein weltfremder Rechtslehrer wäre ich geworden mit meiner ohnehin so stark auf das Geschichtliche und das Philosophische gerichteten Neigung, ohne die heilsame Nöthigung, die Raufhändel und die greifbar gewordenen Liebeshändel der Hachinger Bauern, die Wechselklagen der Banquiers aus der Weinstraße, die Vergantungen der Hauseigenthümer der Schwanthalerstraße auf das Genaueste kennen zu lernen! Die Praxis war mir zum Heil: „sie riß mich (anders als den Schiller'schen Taucher) nach unten“: d. h. aus den Wolken der Philosophie und dem Nebelgrau cheruskischen Gaukönigthums in die Wirklichkeit des Rechtslebens und in die Gegenwart: ich lernte und begriff jetzt erst, wie alles Recht eine Lebensform für einen Lebensinhalt ist, das Vermögensrecht insbesondere für das Wirthschaftsleben

eines Volkes und einer Zeit. Der durch Herrmann (II. S. 64) geweckte Sinn für Volkswirthschaftswissenschaft ist mir rege geblieben bis heute und wenn, wie ich glaube, meine Vorlesung über Handels- und Wechselrecht lebendiger ist und wirkt als die über das übrige deutsche Privatrecht (wenigstens meine Hörer in Königsberg und hier wählen für die Uebungen im Seminar lieber jenes als dieses), so gründet das vielleicht in meiner besonderen Neigung, die Einrichtungen des Handelsrechts als Befriedigungsmittel wirthschaftlicher, — eben kaufmännischer — Verkehrsbedürfnisse zu erfassen.

Dieser königlich bairische Statsconcurs war nun aber — und ist wahrscheinlich noch — ein ungeheueres Schrecknis für die Prüflinge!

Mitten im Winter, — Anfang December — wann die Tage so kurz und so hoffnungsarm, so grau sind — vor 8 Uhr mußten wir (noch brannte man Licht) in dem gewaltigen Sale (ich weiß nicht mehr, welches Gebäudes? in der Regierung an der Theatiner-

straße?) uns einfinden. Länger als eine Woche ward das Folterverguügen fortgesetzt: ich glaube 12 oder 14 Tage. Die Prüfung war ausschließlich schriftlich: nur am Schlusse hatte man vor dem Ausschuß einen kurzen Vortrag über einen praktischen Fall zu halten. Jeden Morgen um 8 Uhr wurden der Reihe nach aus allen Rechtsgebieten: gemein-römisches Recht, deutsches Privatrechtrecht, Handels- und Wechselrecht, bürgerliches Verfahren, Strafrecht und Strafverfahren, Kirchenrecht, Verfassungsrecht und Verwaltungsrecht eine solche Menge von zum Theil höchst schwierigen Fragen (autographirt) mitgetheilt, daß, wenn man sogar die Antwort ohne jedes Nachdenken stets bereit gehabt hätte, schon die rein äußerliche Arbeit des Niederschreibens in der kurzen Frist von 5 Stunden kaum geleistet und die körperliche Ermüdung kaum ertragen werden mochte.

Die Fragen waren aber auch so schwer, daß sie ohne längeres Nachsinnen nicht erledigt werden konnten. Wir bösen Buben erfanden allerlei Muster für diese Folter-

fragen, die in jedem Sinne „peinlich" waren: z. B. „Wie viel Gensdarmen giebt es in Baiern, wie heißen sie und warum?" Oder: „Weiß die Polizei in Baiern Alles? Wenn nicht, warum nicht? Und wie kann diesem Uebelstand am Raschesten und mit geringster Belastung der Statscasse abgeholfen werden?"

Ich habe (II. S. 106) bei der theoretischen Prüfung der Juristen die Vorzüge der baierischen vor der preußischen Einrichtung so lebhaft hervorgehoben, daß einige Großgewaltige in Preußen, die alles Preußische als solches für besser halten als alles Süddeutsche, an ihrer bisherigen guten Meinung von meinem Verstand mit zürnendem Kopfschütteln irre wurden.

Aber bei dieser zweiten Prüfung muß ich die preußischen Grundsätze als unvergleichlich zweckmäßiger denn die baierischen erklären: neben zwei schriftlichen Arbeiten mehrere Stunden mündliche Prüfung.

Besonders verwerflich war an dem damaligen baierischen Verfahren — so viel ich weiß, ist das nun geändert — das Verbot, außer Gesetzen irgend welche

Bücher als Hilfsmittel zu verwenden, während doch nur der Begabte und durch Fleiß in Behandlung der Literatur Geübte sich derselben mit gutem Erfolg zu bedienen versteht, der Unbegabte oder Faule kann höchstens daraus abschreiben, — was leicht festzustellen ist: ich spreche aus reicher Erfahrung bei den schriftlichen Arbeiten in der ersten preußischen Prüfung. Die Folge jenes baierischen Verbotes war, daß es — in recht unschöner, sittlich schwer bedenklicher Weise! — gebrochen wurde, trotz der ausdrücklichen Versicherung, die wir geben mußten, es einhalten zu wollen. Die Gesetzbücher mußte man die Prüflinge doch in den Sal mitnehmen lassen; jeder hatte seinen Koffer vor sich stehen und in den allermeisten Koffern lagen, versteckt unter den Gesetzbüchern, die verbotenen Hilfsmittel! Dieser gewissenswidrige Mißbrauch war so allgemein und so volkskundig, daß, als der Herr Prüfungsvorstand uns in salbungsvoller Rede auf „den Segen von oben" verwies (als ob der heilige Geist uns plötzlich die geschwänzten Vorlesungen „nachrei-

tend" eintrichtern oder die im Café Fink von den Herren Praktikanten mit „Törteln" vergeudeten Stunden mit rückwirkender Kraft in Lernstunden umzaubern werde!) ein Nachbar dem andern Nachbar zuraunte: „ich vertraue mehr auf den Segen von unten", d. h. auf die im Koffer versteckten Bücher. Uebrigens hatten ich und meine nächsten Freunde uns von jener doch recht häßlichen Täuschung rein gehalten und es hat uns nicht geschadet. Unwürdig war es doch nun, wie die Herren Prüfungsvorsteher, sich ablösend, in dem langen Sal auf und nieder wandelnd, Wache hielten, ob nicht ein verbotenes Buch, auf den Knieen oder unter dem Schreibpapier versteckt, verstohlen benutzt werde: zwei wurden abgefaßt und ausgestoßen — und so viele Dutzend Andere, die es ebenso — nur geschickter — gemacht, gingen straflos aus!

XI.

Monate lang vorher war der „Concurs“ — als ob wir lauter Banquerottiers gewesen wären! — einziger Gegenstand unserer Gespräche und Gedanken gewesen: ja, in unserm Traum lag der drohende grüne Tisch mit Albdruck auf unseren Seelen. Hing doch von Note und Platz die Zeit der Anstellung ab!

Auch häßlicher Wettbewerb wurde dadurch in den jungen Leuten wachgerufen.

Neben mir saß und schwitzte an der Foltertafel ein Schwabe vom Lech, ein dicker, drolliger Cumpan. Mitten im Graben unter den Schätzen seines Koffers fiel ihm die Brille von der Nase und zerbrach. Er brach in lautes Jammern aus: „jetz bin i verlore! ohne Brill' kann i net schreibe?“ Das Weinen stand ihm nah. Ich bot ihm meine Ersatzbrille an, die

ich vorsichtig mitgebracht hatte: sie paßte ihm, er war gerettet. Mit heißem Danke gab er sie mir bei dem Verlassen des Sales zurück mit der Bemerkung: „des ischt aber großmüthig gewese!“

„Warum? Ich brauchte sie ja nicht!“

„Aber Sie hätte' doch für den heutige Prüfungstag Ein Concurrente weniger gehabt.“

Und das war sein blutiger Ernst! Welche Gesinnung setzte dieser Juthunge seinen Jugend- und Berufsgenossen voraus! —

Ich will den Leser nicht dadurch langweilen, daß ich ihm ausführlich ausmale, wie mich vor und bei dieser Prüfung ganz dieselbe bestimmte Besorgniß des Durchfallens peinigte, wie bei der Abgangsprüfung vor zwei Jahren und bei dem Gymnasialabgang (nur bei den sämmtlichen Arbeiten für das Doctorat war ich ohne Furcht gewesen). Es war freilich diesmal ebenso unbegründet, wie in den beiden anderen Fällen. Indessen, — hatte ich auch in der Rechtspflege in der Amtsstube meine Schuldigkeit ordentlich

gethan, ach, in der Arbeit zu Hause hatte ich, der Neigung folgend und bereits die Vorlesungen für das kommende Jahr vorbereitend, ungleich mehr Zeit auf deutsches Privatrecht, zumal aber auf deutsche Rechtsgeschichte, auf deutsche Rechts- (und andere!) Alterthümer verwendet, als auf das baierische Recht, auf das es doch in der baierischen Statsprüfung vor Allem ankam; und insbesondere das k. baier. Verwaltungsrecht, — unglaublich wenig wußte ich davon! Nur an dem Landgericht, nicht an dem Stadtgericht ward Verwaltung gepflogen; und der gute Assessor Müller hatte mich in der Verwaltung nicht „wursteln" lassen: — da arbeitete der Ueberlastete selbst und allein wie ein Berserker: — vermuthlich entdeckte er gar bald meine Unfähigkeit und meinen geringen Lusteifer zu diesen Dingen.

Am meisten graute mir vor dem k. baier. Wasserrecht. Wir hatten in dem Landgericht einen Act, so dick wie mein Arm lang war: — viele, viele Jahre hindurch hatten der Fiscus, ein par Gemeinden und

viele Anlieger rechts der Isar um alle gedenkbaren Fragen, die „Wasser- (ich glaube des Hachinger Baches?) Pflichten“ und „Wasserbefugniß“ angehen können, gestritten: wir alle fürchteten diesen Riesen von Papier und ich am meisten. „Sie leiden alle an Wasserscheu“, lachte Assessor Müller, „weniger an Bierscheu!“ Ich sagte mir nun Monate vor dem „Ausbruche des Concurses“ — in der freilich die geistige Zahlungsunfähigkeit Vieler zu Tage trat: — „im Recht wirst du wohl durchkommen, aber die Verwaltung schickt dich nach Hel!“

Obgleich nun dieser Tage Qual groß war, — wie gesagt, schon die körperliche Nebenanstrengung — hatte ich doch zu Anfang den Eindruck, daß ich nicht ganz übel bestehen werde. Als die wirklich übertriebene Menge von Fragen auf mich hernieder troff, die alle in viel zu knapper Frist beantwortet sein sollten, erkannte ich: hier hilft nur Eins! Nicht allzulang besinnen, welches die ausgetüftelt richtige Entscheidung sein mag, — sondern für Eine — nicht

gerade hirnrissig dumme! — sich entschließen und nun alle Zeit darauf verwenden, diese einmal gewählte Ansicht möglichst gut und eingehend zu begründen. Nach diesem Grundsatz handelte ich: — oder vielmehr wohl nach dieser Neigung meiner Eigenart, dem Ungestüm, die mir, wie meinem seligen „Rolandin“, schon so oft im Leben geschadet hatte und noch schaden sollte, daß es nur billig war, gedieh sie mir nun auch einmal zum Frommen.

So geschah es denn, daß ich immer viel früher als meine Nebendulder anfangen konnte, meine Ansicht niederzuschreiben und manchmal auch mit dem Schreiben schon fertig war, bevor jene noch sich schlüssig gemacht hatten.

Nun kamen aber die beiden „dicken Enden“ nach, d. h. die beiden Tage, da wir den praktischen Fall aus dem bürgerlichen und den aus dem Verwaltungsrecht (†! †! †!) zu bearbeiten hatten. Dies Vergnügen währte je von 8 Uhr früh bis 6 Uhr Abends — ohne Mittagsruhe: denn wir durften

den Sal nicht verlassen, um uns nicht des Rathes „auswärtiger Rechtsgelehrter", d. h. anderer Praktikanten oder Accessisten und Anwälte erholen zu können: die von unsern Aeltern in den Sal gesandten „Freßkörbe" wurden danach untersucht, ob sie nicht als Umschlag der Schinkenbrode Lösungen der Aufgaben enthielten: denn es war vorgekommen, daß einer der Prüflinge, aus „echter Noth" den Martersal auf kürzeste Zeit verlassend, Mittel gefunden hatte, den Civilfall durch ein schmales Fensterlein auf die Straße gleiten zu lassen, wo ihn ein älterer Genosse aufhob, um ihn dann nach ein par Stunden um Mittag, vortrefflich bearbeitet und um ein par Knackwürste gefaltet, wieder an den Prüfling gelangen zu lassen.

An dem „Civiltag" hatte ich (ausnahmsweise! S. oben S. 53) Glück: die Hauptfrage in dem praktischen Fall war die bestrittene, ob die Behauptung des Scheingeschäfts eine Bestreitung des unmittelbaren Klaggrundes (negative Litis-Contestation) sei oder eine Einrede, wie also hiernach die Beweislast sich vertheile? Dieselbe Frage

hatte ich (angeregt durch Bayer's Vorlesungsheft, das ich, für die Prüfung mich vorbereitend, wieder durchgenommen) in diesen Tagen mir selbst zurecht gelegt in einer ziemlich umfassenden Abhandlung, in der ich auf das begriffliche Wesen jeder Art von Vertheidigung wider eine Klage näher eingegangen war. Vermöge meines guten Gedächtnisses und Dank meiner logischen Gliederung des Stoffes vermochte ich, sobald der Fall vertheilt war, so ziemlich die ganze Abhandlung mit fliegender Feder zur Begründung meiner Ansicht nieder zu schreiben: — zu lebhaftem Staunen meines Gegenüber, des wackeren Monten Gustel, und des Juthungen vom Lech neben mir.

Der „bürgerliche Fall“ war also, wie ich fühlte, nicht übel verlaufen. Aber nun — am andern Morgen: der Fall aus dem Verwaltungsrecht. Es wird doch nicht . . . . .! Hätte ich beten können, ich hätte mein Nacht- und mein Morgengebet zusammengefaßt in die Worte: „Alles, o Herr, nur nicht Wasserrecht!“ — Um $8^1/_4$ wird der autographirte Fall vertheilt: —

Wasserrecht! Nichts als Wasserrecht! Mit allen Teufelsränken von Brückenbau- und Ufer-Schutz-Pflicht. Ich hatte das Gefühl des Ertrinkens wie weiland im Walchensee (I. S. 122, II. S. 194). Aber, wie schon bemerkt, geht mir's an den Kragen, werd' ich nicht zappelig, sondern ruhig.

Ich griff also zu dem anzuwendenden Gesetz und „wandte es an:" — unschuldig an aller wasserrechtlichen Literatur und Praxis, wie mich Gott erschaffen hatte und mit dem Bewußtsein, nun gewiß durchgefallen zu sein, reichte ich das Geschreibsel ein. —

Damit war die lange Prüfungsqual zu Ende. Der nun noch folgende mündliche Vortrag hatte geringe Bedeutung, das wußten wir. Daher gewährte mir die Ahnung, ihn nicht schlecht gehalten zu haben, kargen Trost. Nun dauerte es aber unglaublich lang, — neun Monate! — bis das Ergebniß dieser künstlich ersonnenen und verwickelten Folterung amtlich bekannt gemacht ward: das hing mit der stark verwickelten Berechnung der Fehler und Vorzüge zu-

sammen in den verschiedenen Fächern und Arbeiten: — eine Labyrinthologie [1]), die ich noch heute nach 36 Jahren nicht ganz bemeistert habe. Endlich aber kam auch für dieses Harren der Tag der Erfüllung: Ergebniß: der erste nicht nur im Kreise Oberbaiern, nein, im ganzen Königreich, mit der damals selten ertheilten I. Note Dr. Felix Dahn! Unter allen Fächern war meine Note am besten im Verwaltungsrecht! Ich wollte es so wenig glauben, wie in der Nacht zum 2. September 1870 der Telegraphendirector zu Berlin die Nachricht von der Gefangennehmung Napoleon's und seines ganzen Heeres bei Sedan. Der Erste in Oberbaiern steht in meinem Zeugniß vom 19/VIII. 1857, aber man sagte mir — amtlich oder halbamtlich — auch im Königreich. Doch hat mein Concursgenosse und hoher Gönner, Herr Finanzminister von Riedel, — Excellenz — kürzlich bei'm Becher behauptet, er habe damals (in Unterfranken?) um $^1/_{168}$ weniger Fehler gehabt; es mag ja sein: dann ist ihm aber dieser $^1/_{168}$ Vorsprung

[1]) Siehe den Abdruck des Zeugnisses im Anhang.

gedeihlich bekommen: ihm und dem lieben Baierland: denn er ist in jungen Jahren Finanzminister geworden und hat Baiern Millionen erspart: — ich habe Baiern nur das erspart, was es mir, nach meiner nicht unbescheidenen Selbsteinschätzung, 8—10 Jahre lang zu wenig an Gehalt bezahlt hat: nämlich 6 Jahre lang gar nichts, dann 600 Gulden.

Aber damals war die Freude desto größer, je schwerer meine Besorgniß gelastet hatte. Und kaum weniger, als dieser unverhoffte, große, glänzende Sieg war mir lieb, daß auch alle meine nächsten Freunde die besten Plätze erhalten hatten: der zweite war mein lieber Hausgenosse Franz von Godin, dann kamen Julius von Freyberg, Clemens Piloty, Ernst (von) Bomhard, Ludwig Erhard, Wilhelm Hacke, Gustel Monten: — kurz, es war hübsch, daß die Buben der Ritterspiele im englischen Garten, die Walhallgenossen und die Schüler des Pandekten-Meyer dicht hintereinander geschart wie eine germanische Gefolgschaft im Vorkampf gesiegt hatten.

XII.

Dieser unerwartete Erfolg sollte nun aber ernstlich bedrohen — meine akademische Laufbahn.

Viele, recht viele umsichtige und wohlwollende Männer reifer Erfahrung: Richter, Verwaltungsbeamte (natürlich! das Wasserrecht!) stellten meinem Vater und mir vor, jetzt sei es die reine Thorheit, auf der Lehrerlaufbahn zu beharren, zweifellos stehe mir bei dem Eintritt in den Statsdienst neben baldigster Besoldung eine ganz glänzende Laufbahn bevor. Aber mein lieber Vater — noch im Grabe sei es ihm gedankt! — ward keinen Augenblick schwankend: „es ist nun einmal seine Lust und Freude,“ sagte er, „er soll seinem Herzen folgen.“

Mir ließ der Minister des Innern, (ja, ja das Wasserrecht!) Graf Reigersberg, sagen, ich solle mich

bei ihm melden, er habe mir ein erfreuliches Anerbieten zu machen. Ich suchte unter höflichem Vorwand Aufschub. Die Genossen sagten mir unter Glückwünschen voraus, was er von mir wolle. Ich aber schüttelte meinen Kopf: — äußerlich und innerlich. War ich doch ein Schüler Pözl's und gütig zugelassener Gast der „Dienstagsgesellschaft“: so wenig ich Lust und Zeit hatte, mich um die Tagespolitik zu kümmern, — dem durchaus reaktionären Minister Graf Reigersberg konnte ein Schüler und junger Freund Pözl's nicht dienen.

Da traf mich — wir kannten uns von einer gesellschaftlichen Beziehung her — der Minister eines Morgens auf der Treppe des Cultusministeriums. Ich kam jetzt häufig dahin, da ich wegen meiner sofort nach Verkündung des Prüfungsergebnisses mit athemlosem Eifer betriebenen Habilitation den so gütevollen Rath von Völk, Schwiegersohn Kaulbach's, den „Ministerial-Engel“, oft aufsuchte. (Lieber Gott, ich staune bei der Erinnerung mit welcher Eiferhast, die

sich auch nicht eine Woche verschnaufen gönnte, ich vom Gymnasium ab alle Vorstufen bis zur Habilitation rastlos erklommen habe, während sich jetzt die jungen Leute nach jedem Schritte vorwärts so breit behagliche Ausruh- und Belohnungs-Zeiten gönnen!) Der Gefürchtete stellte mich auf der Staffel, wo ich eben stand: und eine lange Zwiesprach begann: ich solle sofort als Hilfsarbeiter mit Gehalt unmittelbar unter ihm in sein Ministerium treten, als sein ad latus: nach den Acten und Berichten über meinen „Concurs" verpflichte er sich, mir eine rasche, glänzende Laufbahn im inneren Dienst zu sichern.

Auch nicht einen Augenblick wankte ich: obwohl mich — aus vielen Gründen! — recht baldige wirthschaftliche Selbstständigkeit gewaltig würde erfreut haben: — und gerade auf diese war bei der Privatdocentur auf lange Zeit nicht zu rechnen.

Aber der „Idealismus", der nun einmal meine Einseitigkeit, meine Schwäche, ja meine Thorheit in allen praktischen Dingen ist — zugleich aber auch

meine stärkste Stärke — das ungestüme, um jeden Preis und ohne jede Rücksicht auf äußere Vortheile oder Nachtheile auf das aus innerer Neigung vorgesteckte Ziel Losstürmen, schloß jede Wahl aus: der wohlmeinende Minister kam mir vor wie Satanas, der mir von dem hohen Berg der cultusministeriellen Holztreppe die Herrlichkeit der Welt zeigte und zu schenken versprach, wollte ich meinen idealen Beruf aufgeben und das Ministerium Reigersberg anbeten. Ich hatte keinerlei Verdienst bei dem Nein: denn die Versuchung versuchte mich gar nicht. Universitätslehrer werden, — deutsche Rechtsgeschichte, germanische Alterthümer forschen und lehren — denn nun hatte einstweilen die Germanistik die Philosophie endgültig in die zweite Reihe gedrängt: — das allein schien mir ein Lebensinhalt, werth der Lebenskämpfe.

Ich sagte also — immer auf der Treppe — auf alle noch so gütigen und dringenden Vorstellungen der Excellenz höflich, aber beharrlich: „Nein", bis mich der Mann mit wohlberechtigtem Achselzucken endlich stehen

ließ. Und so stehe ich noch immer auf der Treppe zu einem Ministerium.

Manche Gesippen und Gesellen haben mir nie verziehen, daß ich es damals verpaßt habe, „Ministerküken“ zu werden. Aber erstens wär' ich nie Minister geworden: — ich habe nicht die mindeste Begabung hierzu: die Trüglichkeit meiner Wasserkünste wäre doch bald erkannt worden! — und zweitens ist es für mich und meine Poesie, drittens aber zumal für das liebe Baiernland viel besser gewesen wie es ward. Mein Ungestüm und die Liebe der Ultramontanen würden gewetteifert haben, mich schon bei dem Schritt zum Ministerialassessor zu Fall zu bringen. **Beatus ille qui procul Dalleriis!**

XIII.

Man hat mir vielfach verübelt und verübelt wohl noch eine gewisse Rastlosigkeit (S. 75): — sie mag ja auch zu weit gehen und nicht selten geschadet haben, ist wohl eine Wirkung des romanischen Blutes in mir. Aber zuweilen möchte ich ein Stück davon den jungen Leuten wünschen, welche, wie oben geklagt, nach jedem kleinen Schritt vorwärts sich sofort „auf die längere Zeit" (sagt man in München) in eine „Ausspannung" (sagt man in Königsberg) begeben, d. h. in einen Ausruhestall und hier den so bedenklichen Lorberschlaf abhalten, aus dem Manche gar nicht wieder zur Arbeit erwachen.

Noch an demselben Tage, da die Statsprüfung zu Ende war, begann ich mit aller Kraft für die Habilitation an der Münchener Juristenfacultät zu

arbeiten, die ich selbstverständlich nunmehr für das Deutsche Recht beabsichtigte. Zu dieser Hast drängte nicht weniger als das Streben, mich so bald wie möglich selbstständig zu machen, der Wunsch, jede äußerlich auferlegte Leistung schleunigst zu erledigen und dann in der errungenen Stellung als akademischer Lehrer lediglich jenen Forschungen obzuliegen, welchen meine Vorliebe gehörte: d. h. Geschichtlichen (im weitesten Sinne des Wortes: also auch und vor Allem Verfassungs- und Rechts-, dann Religions- und sogenannten „Cultur"-Geschichtlichen) in den Gebieten germanischer Quellen, ferner — aber jetzt nur mehr in zweiter Reihe — Philosophischen, zumal Rechts-, Religions- und Kunst-Philosophischen.

In dieser einseitigen Anbauung gewisser Lieblingsfelder liegt ein Hauptgrund dafür, daß ich — unerachtet einiger Begabung und eines (das darf ich sagen) niemals unterbrochenen Fleißes — erst so spät und dann erst noch so sehr bescheiden „Carrière" gemacht habe, wie der edle Ausdruck des Streberthums lautet.

Freilich kam noch etwas hinzu: ich habe es nie gelernt, auch nur die erlaubten Klugheitsmittel anzuwenden, — von den anrüchigen zu schweigen! — die nun einmal für rasche und glänzende Erfolge unerläßlich scheinen: als da sind: unaufhörlich Briefe schreiben an ältere oder gleichstehende Amtsgenossen, „Fühlung halten“ mit allen Juristenfacultäten, stets gespannt auf der Spähe liegen, wo etwa an einer solchen ein Löchlein sich aufthue, in das man schlüpfen könnte, alle neuesten Veröffentlichungen einflußreicher Professoren sofort — mit hastiger und affenartiger Geschwindigkeit unter Zurückdrängung eigener Arbeiten! — lesen, dem Verfasser darüber „ohne Verzug“ schreiben, sie — selbstverständlich nicht gegen Ueberzeugung! — lobend anzeigen, in den Ferien unermüdlich herumreisen, die Fachgenossen persönlich kennen zu lernen, auf Juristen- und anderen Vereins-Tagen nie fehlen: und andere Dinge mehr, die ja an sich durchaus nicht unehrenhaft sind. Aber sie fruchten doch erklecklich nur, wenn sie planmäßig, so zu sagen gewerbemäßig und industriell

betrieben werden — und das hat mich von jeher angewidert. Ich war und bin dazu viel zu stolz und, — fügen wir es nur gleich bei, — zu faul und zu verliebt in meine (höchst ungern unterbrochene) eigenste Arbeit. Zu meinem großen „Schaden" (d. h. für die Laufbahn) habe ich mir, seit ich mir der eignen Kraft bewußt ward, das Wort Tell's zum Wahlspruch erkoren:

„Der Starke ist am Mächtigsten allein"

(was nur sehr bedingt richtig ist) und so habe ich mich nie auf Verbindungen und Empfehlungen gestützt, deren sich Andere, unvergleichlich klüger, praktischer als ich bedienten und bedienen, ohne doch dadurch irgendwie bereits der „Cameraderie", „Cotterie", des „Cliquen"-Wesens, der Lob- und Beförderungs-Versicherung auf Gegenseitigkeit sich schuldig zu machen: Dinge, welche leider an unseren Hochschulen nicht gerade selten vorkommen, ja vielleicht — wegen der Einrichtung der Berufungen — häufiger als in anderen Beamtenkreisen.

So habe ich die Leitung der „Bavaria", die Pro-

fessur zu Würzburg, die Mitgliedschaft (corresp. Mitglied) der Münchener Akademie der Wissenschaften, die Professur zu Königsberg, das Rectorat zu Königsberg, das Ehrendoctorat der Juristenfacultät zu Edinburgh und manche andere Auszeichnung ohne mein Gesuch, ohne meine Anregung, ohne persönliche Anknüpfung, kurz, ohne all' ohne mein Zuthun, geradezu in Ueberraschung erhalten und mit freudigem Erstaunen.

Aber ich will mich wahrlich nicht allzu sehr loben: von jenen erlaubten Wegen hielt und hält mich außer einem schönen (nur zu weit gehenden) Idealismus, dem trotzigen Gedanken: „geht es nicht ohne „Mittelchen", nur durch das Geleistete, dann soll es gar nicht gehen," gewiß auch zurück — der Mangel an praktischem, gesundem, kühl allwägendem Menschenverstand, von dem mir leider wenig zu Theil geworden, ach viel weniger als von Einbildungskraft, Lebhaftigkeit und Wissensdrang.

Ich verstand und verstehe es gar nicht, die günstige

gegebene Lage auszunützen. Herz und „Schwung“ d. h. Erregtheit (oft recht thörige!) gingen und gehen mir mit dem kalt abwägenden Verstand durch.

Noch Eins tritt hinzu: ich möchte es doch nicht gern, wie oben geschehen, bloße Faulheit nennen: eher Bequemlichkeit, stark mit Stolz versetzt. Ich war und bin zu — „bequem“, in Briefen und Besuchen, mir Gönner zu erschreiben und zu erlaufen: und rieth gar oft die Klugheit leise mahnend solchen Schritt, — der Widerwille gegen die Anstrengung (z. B. gar einen Frack anzuziehen!) und gegen die — Demüthigung der „Bewerbung“ übertönte sie gar laut.

So habe ich mich von jeher den Mächtigen erst dann gern genähert, nachdem sie die Macht verloren: so dem Minister Dr. Falck, dem Minister Dr. von Goßler, so Bismarck! — — —

Zur Entschuldigung solcher Bequemlichkeit darf ich aber doch auch noch eine andere Eigenschaft anführen, welche freilich (omnis determinatio negatio, sagt Meister Benedict) ganz ebenso ein Fehler wie ein

Vorzug ist: meine leidige „Vielseitigkeit", richtiger die Manchfaltigkeit meiner geistigen Neigungen. Neben Recht, Geschichte, Sprachen Philosophie stand und steht doch auch die Poesie. Hatte und habe ich neun, bis zwölf und mehr Stunden in jenen Wissenschaften gearbeitet, dann verlangte und verlangt doch am Ende auch die Dichtung ihr Recht — in Lesen oder Schaffen, — und ich brachte und bringe mich, der trockenen Arbeit müde, nicht dazu, nun noch einen höflichen Schreibebrief (oder gar viele!) an die Herren Ordinarien, Geheimräthe, Ministerialräthe und Minister zu schreiben: — gleichsam zur abendlichen Erholung. Also eine gewisse Trägheit „des industriellen Geschäftsbetriebs", verschuldet durch die Neigung zur Poesie und durch einen gewissen sehr starken Unabhängigkeitsstolz, liegt jenen thörigen Unterlassungen wohl zu Grunde.

XIV.

Ganz ebenso steht es mit den geringen d. h. nur vorübergehenden Erfolgen, d. h. Aufführungen meiner Schauspiele.

Gefallen haben sie mit einer Ausnahme: „Skaldenkunst“ in Berlin (vielleicht auch „Statskunst der Frau'n“ in München) alle und sind dann mehrfach bis zu 12, ja 30 und mehrmal wiederholt worden: aber bald hörte das auf: sie gefielen nicht mehr, weil sie nicht mehr gegeben wurden. Man kann nicht sagen: sie werden nicht mehr gegeben, weil sie nicht gefielen. Allerdings gefielen sie nicht so, daß sie die Wiederaufführung erzwangen: das ist aber überhaupt selten: man konnte sie recht gut wieder aufführen, wenn man nur wollte; — andere Sachen, die lange nicht so gefallen hatten, wurden

und werden wieder gegeben — aus allerlei Gründen. Richtig ist aber, daß die geschichtlichen und Sagenstoffe entschieden und entscheidend gegen Beliebtheit meiner Stücke wirken: denn daß meine geringere dramatische Begabung Schuld sei an den geringeren Erfolgen meiner Schauspiele, als z. B. der Romane, das bin ich so frei, nicht zu glauben. Muß ich mir doch das Allzudramatische in meinen Erzählungen und Balladen sogar immerfort vorwerfen lassen!

Hauptursache des geringen Erfolges ist also die Wahl der Gegenstände. Diese aber wurzelt wieder in meiner eigensinnigen Beharrung auf meiner Neigung und Eigenart; ich weiß recht wohl, daß ich bei meiner angeborenen Begabung für das Schauspiel des Erfolgs ziemlich sicher war, behandelte ich Stoffe der Gegenwart.

Nun brächte ich solche Wunderwerke wohl auch zu Stande: den kalt lächelnden Baron, den schurkischen Banquier, den genialen, aber noch mehr liederlichen Maler, den gutmüthigen Oheim vom Lande, die

üppige Wittwe, den albern-dreisten Backfisch, den unwiderstehlichen Lieutenant, auch einen erblich Belasteten getraue ich mich zu leisten und das Berlin'sche Hinter-Treppen-Geplauder und all' diese „lebenswahren", „actuellen" „hochmodernen", theils Herrlich-, theils Scheußlich-keiten. Aber ich mag nicht: es freut mich nicht: es ekelt mich an. Und so geschieht mir mit dem Nichterfolg ganz recht.

Doch auch hier wirkt jenes Andere mit: mein Mangel an „Betriebsamkeit". Ich habe wirklich nicht Zeit — und noch viel weniger Lust, — die völlig erlaubten und, wie es scheinen will, unerläßlichen Klugheitsmittel anzuwenden, deren sich andere Dramatiker mit bestem Recht und mit sicherm Erfolg bedienen: ich kann nicht (und mag nicht!) herumreisen, hervorragende Künstler und Künstlerinnen in ihren Glanzrollen sehen, sie dafür loben, ihnen dann solche Rollen „auf den Leib schreiben", sie ihnen bringen, vorlesen, sie bewegen, diese zu ihren Gastparade-Rollen zu wählen, kann nicht (und mag nicht!) mit Inten-

danten und Theaterdirectoren und Agenten in selten ruhendem Briefwechsel stehen, kann und mag nicht zu den Hauptproben und Erstaufführungen der so zur Annahme durchgesetzten Stücke allüberallhin reisen, ziemlich sicher, daß alsdann viele Zuschauer, durch einige Freunde angeregt, händeklatschend den Wunsch äußern, meine persönliche Bekanntschaft — vor dem Vorhang — zu machen. All' das, was ja lediglich erlaubte Klugheit ist, anzuwenden, verbietet mir meine Professur, der Mangel an Zeit, oben beklagte Bequemlichkeit und allerdings auch wieder ein gewisser Stolz, dessen Thorheit ich einsehe, ohne sie ablegen zu können oder auch nur zu wollen. Also geschieht es mir ganz recht, daß mich so friert und daß mitlebende Dichter die Bühne beherrschen, die ich nicht im Allerentferntesten für höher begabte Dramatiker, geschweige „Dichter", halte als mich selbst.

Noch Eins gehört hierher. Unvergleichlich mehr bekannt würde mein Name und um das fünf- oder zehnfache höher meine Einnahme sein, wollte ich, wie

die gefeiertesten „Wettbewerber" thun, meine Romane vor dem Erscheinen in Buchform in 6—12 Zeitungen und Zeitschriften abdrucken lassen: — jeden Morgen einen Eßlöffel voll. Es ist höchst einträglich et non olet. Ich aber bringe sie nicht über mein dichterisches Gewissen, diese Verstümmlung des Kunstwerks, diese Verabreichung in Bröckchen, diese Zerreißung des Zusammengehörigen („da öffnete die üppige Wittwe (s. oben S. 86) die weißen Arme, riß ihn an ihren wogenden Busen und sprach: Fortsetzung morgen") und verzichte lieber auf das Mehr von „Ruhm" und Mammon. (Ein kluger Pfälzer sprach in ähnlichen Fällen: „Ritter, ihr handelt edel, aber dumm!")

Doch nun zurück zu anderen Gründen meiner späten und halben Erfolge in der akademischen Laufbahn, d. h. in Anstellung und Berufungen: denn mit der Wirkung auf die Hörer durfte ich immer zufrieden sein.

Das Haupthemmniß lag in der Einseitigkeit, mit welcher ich meine Lieblingfächer: Rechtsgeschichte (ger-

manische Alterthümer überhaupt) Statsrecht und Rechtsphilosophie pflegte, wenigstens in meinen Veröffentlichungen: nur etwa im Handelsrecht habe ich seit 1862 auch Mehreres geschrieben, dagegen in dem ganzen übrigen deutschen Privatrecht fast nur über Urheberrecht. Also das „Praktische“, „Wichtigste“ (abgesehen vom Handelsrecht) schien ich zu vernachlässigen. Freilich war dem nicht so: meine Hefte für das deutsche Privatrecht beweisen von Jahr zu Jahr, daß ich nicht stehen blieb, daß ich die Fortschritte der Gesetzgebung, der Literatur und der Rechtsprechung pflichtgemäß verfolgte: aber davon weiß kein Amtsgenosse und die stets wechselnden Hörer merken es nicht. Allzuspät (1878) erschien mein „Grundriß des Privatrechts“. Da ich nun auf diesem Gebiete nichts schrieb, konnte ich den Herren Amtsgenossen die Annahme nicht verübeln, ich befasse mich [außer mit dem ohnehin eigentlich doch bedenklich unanständigen Dichten (†! †! †!)] lediglich mit altgermanischem Verfassungsrecht und mit einer Rechtsphilosophie, der sie nicht gerecht werden konnten und

können, weil ihnen meistens (mit Urlaub und grob, aber wahr zu sagen!) die erforderliche philosophische Vorbildung fehlte und fehlt.

Ich wiederhole, das war lediglich meine Schuld: ich hätte es eben über mich bringen sollen und müssen, neben dem Lieblingsfach auch im Privatrecht Einiges zu veröffentlichen. Aber dazu ließ es der Mangel an Verstand, die viel beklagte impetuositas, die allzuweit gehende Hingebung an das Subjective nicht kommen: — auch blieb neben Geschichte, Verfassungsrecht, Philosophie, Handelsrecht wirklich sogar meiner nicht ganz geringen Arbeitskraft kaum noch Stärke und Frische für Anderes. Dieses immer und in allen Stücken nur der innersten Herzensneigung Folgen hat mir schwer geschadet. Und gleichwohl: — ich bereue es nicht. Der höchste geistige Genuß ist doch der, seine Eigenart, frei von äußeren Rücksichten, begeistert und stolz, auszuleben: auch das ist eine Art von Heldenthum: — und schließlich bin ich doch auch auf meinem selbst gewählten Pfad an ein auch äußerlich befrie-

digendes Ziel gelangt, ob zwar viel schwerer, unter viel härteren Mühen und zumal viel später als gar Manche, die mir nur durch Klugheit, weder an Begabung für die Forschung oder für die Lehre noch an Fleiß überlegen waren und sind. Ein wie schweres Hemmniß auf diesem Wege mir jedoch vollends die „verfluchte Dichterei“ werden sollte, — das werden wir noch sattsam erfahren.

XV.

Damals nun aber (1856) ahnte ich in meiner Siegfried ähnlichen »tumbheit« d. h. Jugendunbefangenheit und weltfremden Harmlosigkeit von all' diesen Wegsperren nichts, sondern stieg gar feuereifrig die nächst vor mir liegende Höhe hinan: die zu leistende Habilitation.

Als Fächer hatte ich mir nun schon lange deutsches Recht (im umfassendsten Sinn) und Rechtsphilosophie ausersehen: auch das vergleichende Statsrecht zog mich lebhaft an: hängt es doch mit der Rechtsphilosophie, wie ich sie auffasse (s. unten S. 95) und durch vergleichende Rechtsgeschichte zu begründen versuche, unscheidbar zusammen.

Was die Rechtsphilosophie anlangte, konnte ich mich für die Vorbereitung der zu haltenden Vor-

lesungen nach den Jahre lang so eifrig betriebenen Forschungen in der Geschichte der Philosophie (II. S. 19—46) darauf beschränken, jetzt noch die Vorlesung bei Prantl (Sommer 1856, von 7—8 Uhr früh) zu hören und eifrig zu studiren; es ist schon bemerkt (II. S. 44), daß sie mir für die Geschichte der Lehren der Rechtsphilosophie reichste Anregung bot, für das System aber gar nichts, da Prantl alle Zeit für den geschichtlichen Theil aufbrauchte, nur in der letzten Stunde einige Grundzüge seines Systems mittheilte.

Alle Zeit und Kraft ward daher auf das deutsche Recht, vorab auf die germanische Rechtsgeschichte, verwendet: ich studire jetzt vierzig Jahre daran und werde nie damit fertig werden! Kann dies schon von den Rechtsquellen im engsten Sinne gelten, so trifft es selbstverständlich in noch viel höherem Maße zu bei meiner Auffassung von Recht und Rechtsgeschichte.

Mir ist es unmöglich, — ich finde es unsagbar geist- und leb- und interesselos — das Recht

auf den „Isolirschemel" zu stellen und es lediglich aus dem Gesetzesbuchstaben heraus zu erklären: des Gesetzes, sage ich: denn vom Gewohnheitsrecht hören die Herren Isolirer nicht gern reden: es paßt ihnen nicht in ihren ebenso widergeschichtlichen wie von aller Philosophie unberührten Kram, daß das Recht so frei war, bei allen Völkern lange Zeit vor jedem Gesetz, eben als Gewohnheitsrecht, zu bestehen: man erwürgt das Gewohnheitsrecht, wo man es, wie z. B. in Entwürfen der Herren Isolirer, irgend thun kann! Ich dagegen kann in dem Recht nur Eine neben den übrigen von der Eigenart und zumal der Vernunft des Menschen unerläßlich geforderten Erscheinungen unseres Menschenthums erblicken: in Familie, Sprache, Kunst, Religion, Sittlichkeit, Recht und Wissen lebt sich mit Natur- und zugleich mit Vernunft-Nothwendigkeit die Anlage der Menschheit und zwar in innigstem Zusammenhang aller dieser Gebiete dar.

Die gemein menschliche Anlage für das Recht, der gemein menschliche Rechtstrieb, — dies ist das einzig

Wahre an der Lüge des „Naturrechts" — erscheint in stets wechselnder Verwirklichung: die Art dieser Verwirklichung ist bedingt 1) durch die Volkseigenart, die ihrerseits auf Vererbung und Anpassung beruht, wie die des Einzelmenschen und 2) durch die Gesammtheit der geschichtlichen Einflüsse auf diese Eigenart.

Will man daher das Wesen und die Eigenart germanischen Rechts an der Wurzel fassen, sich nicht mit der geistlosen, leblosen, öden Auslegung der Gesetzesbuchstaben begnügen, muß man die Geschichte des Rechts der Germanen betrachten im Zusammenhang mit ihrer äußeren („politischen") und Wirthschaftsgeschichte und ihrer ganzen Culturgeschichte, von der auch die Volksreligion und die Volkskunst und das wechselnde Ideal der Sittlichkeit nicht zu scheiden ist, wie denn ferner die Beherrschung der Quellen die Beherrschung der germanischen Sprachen voraussetzt.

In diesem Sinne konnte ich schon damals von mir sagen: nihil Germanici a me alienum puto:

d. h. mein Streben war — so weit es auch hinter dem Ziele zurück blieb! — auf die Ergründung aller Erscheinungen germanischen Volksthums in ihrem inneren Zusammenhang gerichtet: germanische Mythologie, germanische Haus- und Privat- und Wirthschafts-Alterthümer zogen mich nicht minder lebhaft an als die Geschichte des Verfassungs- oder Privat- oder Straf- oder Proceß-Rechts.

Eine solche Auffassung ist nun freilich recht „aufhaltsam“: — wie ja jener Münchener Bräuer, dessen studirter Sohn noch immer keine Anstellung hatte, während der Kaufmännische längst sein Brod verdiente, so richtig bemerkte: „ja, dös Studiren, dös halt auf!“

Als ich Konrad Maurer diese meine Auffassung entwickelte und anführte, daß ich nun folgerichtig zuerst Grimm's Deutsche Grammatik studiren wolle, erwiderte er: „recht schön, wenn Sie aber nur nicht darin stecken bleiben.“ Und wieder muß ich sagen: mein Vorzug war mein Fehler, meine Eigenart hat mir geschadet wie genutzt: denn es leidet keinen Zweifel: ich

würde als praktisch-dogmatischer Jurist für das Recht der Gegenwart mehr geleistet haben, hätt' es mir nie den Zweigen der heiligen Esche Yggdrasil gerauscht, hätte ich, wie so Viele meiner Genossen, die mich in der „Laufbahn" (die meine war aber eine mühsame Kletterbahn gar langsamen Emporkraxelns!) weit überflügelten, Odhin und Frigga und Tacitus und Jordanis und Gregor von Tours und sogar den Sachsenspiegel sich selbst überlassen und mich ausschließend mit dem (übrigens oft recht zierlichen) Zöpflein des baierischen und dem Gegitter des preußischen Landrechts beschäftigt. „Wer zu viel umfassen will, hält nichts fest," — warnt ein französisches Sprichwort.

Indessen: — „ich thät's nochmal," sagt mein Hagen in „Markgraf Rüdiger", gerade bevor sie ihm das Haupt abschlagen.

Ja, ich thät's nochmal: einmal, weil ich bei meiner Eigenart nicht anders könnte, dann aus voller Ueberzeugung, daß meine Weise zwar in der Laufbahn mir

geschadet, aber innerlich mir und — meinen Schülern und Lesern doch auch genützt hat.

Vor Allem: um jenes Umfassenwollen nicht all' zu verdreht, etwa gar als lächerliche Eitelkeit, erscheinen zu lassen, muß ich bemerken: ich zog mir gleich von Anfang eine Schranke, nicht nach den Gegenständen der Forschung oder nach den Stämmen, wohl aber nach der Zeit. Ueber das Ende des XIII. Jahrhunderts hinaus erschöpfende Quellenforschung zu treiben, fiel mir nie bei, ja, das Schwergewicht der Arbeit sollte von jeher auf die germanische Urzeit und das Vormittelalter bis Anfang des X. Jahrhunderts fallen: in dem deutschen Reich wollte ich nur die Rechtsentwicklung bis einschließlich der Zeit der Rechtsbücher erschöpfend in den Quellen verfolgen. Nordgermanen blieben von der christlichen Zeit an, England nach der angelsächsischen Zeit außer Betracht.

Diese ganz gewaltige Einschränkung des Stoffes läßt meine Absichten doch nicht mehr so ungeheuerlich

erscheinen. Und ich meine, daß ich mich nicht auf das Recht beschränkte, sondern Götterglaube, Sage, kurz (mit Ausnahme der bildenden Kunst) die gesammte Culturgeschichte (bis ca. 1300) mit heranzog in meiner Forschung, hat meine Wirksamkeit als Lehrer und Schriftsteller doch ein wenig lebendiger, ersprießlicher gestaltet als sie sonst wohl ausgefallen wäre. Viele Schüler haben mir dafür gedankt, daß ich in den Vorlesungen über Rechtsgeschichte, zumal aber in den Seminarien[1]) nun 20 Jahre lang ihren Blick über das Recht hinaus auf die übrigen Lebensgebiete gelenkt habe bei Erklärung des Tacitus, des Paulus Diaconus, des Sachsenspiegels. Ja, sie sagten oft, auch für das Recht selbst hätten sie volles Verständniß und zumal wärmere Liebe erst durch die Betrachtung in solch' lebendigen Zusammenhang mit der ganzen Volksgeschichte gewonnen.

Aber: — nur nicht zu viel sich einbilden!

[1]) Dieser ausgezeichneten Einrichtung der preußischen Juristenfacultäten, welche die außerpreußischen doch endlich nachahmen sollten!

Dieser meiner Auffassung, Wahl und Abgränzung des Arbeitsgebiets liegt doch zuletzt wieder zu Grunde die angeborne Eigenart und also auch — die Neigung zum Poetischen, zum Schönen, das starke Vorwalten der Einbildungskraft.

Hier berühren wir die Stelle, an der der Dichter den Gelehrten allerdings entscheidend beeinflußt hat: nicht darin, daß ich je der Einbildungskraft verstattet hätte, in einer Frage der Forschung mich zu bestimmen — das durfte ich (II. S. 20) — entschieden ablehnen, wohl aber in der Wahl des Stoffes, in der Abgränzung der Zeit, der Quellenkreise.

Genau weiß ich: die jüngere Vergangenheit und die Gegenwart des deutschen Volkes darben auch keineswegs der Poesie: — so lang ein Volk noch lebt, lebt auch seine ihm eigene Bethätigung des Kunsttriebes und des Schönheitssinnes: — wohl weiß ich ferner: durchaus nicht waren alle Dinge der früheren Vorzeit schön oder poetisch: — rauh bis zur Roheit, hart und arg selbstisch waren diese Menschen.

Allein einmal sind denn doch — aus guten anthropologischen Gründen — wirklich, thatsächlich die Lebensformen (z. B. Gewand, Waffen, Geräth, Hausbau, Gottesdienst, Sitte, Rechtsleben) in Zeiten der Unmittelbarkeit, der Vorcultur, reicher an Schönheit, Poesie, zumal an sinnlicher Frische als etwa heute oder zur Zeit Friedrich des Großen, wie das Gothische, das Althochdeutsche, auch noch das Mittelhochdeutsche schöner, formenreicher, sinnlicher ist als das Neuhochdeutsche.

Und andererseits erscheint uns in solcher Ferne Alles reiner, poetischer, minder „pathologisch" als die Dinge, die uns täglich umgeben und oft so unangenehm — eben „pathologisch" — beschäftigen. Daß dies eine Augentäuschung ist, hebt die Wirkung auf die Einbildungskraft nicht auf.

Als ich nun an der Hand Maurer's und Jakob Grimm's in die Quellen jener germanischen Vorzeit hinabstieg zum Zweck wissenschaftlicher Forschung, da nahm mich zugleich ihr unerschöpflicher Reichthum

an poetischer Anregung mit einem Zauber gefangen der mich nicht mehr los gelassen hat, bis zur Stunde!

Entschieden war durch Maurer's Einwirkung, dann durch die „Rechtsalterthümer", die „Mythologie", die „Geschichte der deutschen Sprache" Grimm's für immer mein Geschick als Forscher und als Dichter! Ganz weit zurück drängte die germanische Geschichte, die Germanistik in diesem umfassendsten Sinne die früher so mächtig vorherrschende Philosophie. Ich blieb nun für und für in jenem Quellenkreise haften mit dem Geist für die Forschung, und in dem Kreise dieser Stoffe und Vorstellungen mit der Einbildungskraft für die Dichtung.

„Aha! Da haben wir's! Das ist es ja eben!" sagen meine gestrengen Beurtheiler in der Presse (die aber nicht die Welt bedeutet oder das deutsche Volk!). „Wie einseitig! Wie eintönig! Wie arm!"

Ich kann es den Leuten wirklich schwer recht machen: bald bin ich ihnen zu vielseitig, bald zu einseitig. Wie sagt der Waldkauz?

„Viel Vögel kreischen um mich dicht: —
Ich bin der Kauz und acht' es nicht."

Meine Eigenart nun aber, welche das altgermanische und das früheste Mittelalter wie für die Forschung so für die Dichtung erkor, begründet gerade hierauf die Einheit meines gesammten Geisteslebens: und diese Einheit allein hat es ermöglicht, daß ich, unzerstückt und widerspruchlos, vielmehr in stets ineinander greifender Harmonie als Gelehrter und zugleich als Dichter schaffen und gestalten konnte: und darin liegt [wie der letzte Grund meiner (— trotz so gefährlicher Anlagen und so vieler verschuldeter und unverschuldeter Schmerzen! —) erhalten gebliebenen oder vielmehr erst errungenen inneren Gesundheit] die Erklärung der Möglichkeit so ununterbrochenen Schaffens auf beiden Gebieten: immer wieder grabe ich bei der Forschung Funde für die Dichtung aus: das preußische Landrecht würde wohl schwerlich den „Kampf um Rom" und „Odhins Trost" angeregt haben. Und hier liegt vielleicht auch der letzte Grund meiner zwar gewiß

nicht großen, aber in ihren engen Gränzen nur wohlthätigen, gewiß nie schädlichen Wirkungen auf die Seele unseres Volkes, zumal auf die deutsche Jugend, welche das Nichtgemachte, sondern das nothwendiggewachsene Deutsche an meinen Werken herausfühlt. Der „deutsche Patriotismus", das Nationale, das Heldenhafte, das schon in den Ritterspielen hervorbrach, ist dauernd die treibende Kraft in mir geblieben.

XVI.

Ich bereitete mich nun also in den zwei Jahren der Praxis und in der Zeit nach Beendigung der Statsprüfung in dem oben geschilderten Sinne für die Privatdocentur vor: Grimm, Eichhorn, Waitz, Kraut, Gerber, Savigny (Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter) waren die Wegweiser, welche mich an die Quellen leiteten, für das Nordische selbstverständlich Maurer, zuerst mündlich, dann durch sein an Stoff so unerschöpflich reiches, für die Methode der Forschung und der Darstellung mustergiltiges Werk über „die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthum".

Damals nun war es, daß dieses Ideal von einem Buchhändler mir auf unbestimmte Zeit hinaus „pumpte", d. h. für die zahlreichen und theuren Werke, deren

ich als unentbehrlichen Handwerkzeugs für meine germanistischen Arbeiten bedurfte, mir Credit gewährte: es sind die einzigen Schulden meines Lebens geblieben: sie stiegen zuletzt doch wohl auf etwa 600 Gulden: gar langsam nur vermochte ich, sie abzutragen und da ich immer wieder neue Bücher anschaffen mußte, wäre ich mit diesen Hydraköpfen wohl nie zu Rande gekommen, hätte ich mir nicht zuletzt nach mehreren Jahren aus Rücksicht auf den allzu gütigen Gläubiger, der nie mich mahnte, ein Herz gefaßt und meiner Mutter mein Leid geklagt, welche demselben sofort durch einige Einhundert Guldenbanknoten (sie waren so schön, die baierischen, damals, nur gar so selten!) ein fröhlich Ende bereitete.

Meine Quellenstudien beschränkten sich auf die Urzeit, d. h. die römischen und griechischen Berichte, die Volksrechte und Capitularien, die Weisthümer und die Rechtsbücher, Sachsen- und sogenannten Schwabenspiegel (der Deutschenspiegel lag noch verhangen in der Innsbrucker Bücherei): dann noch goldne Bulle,

ein klein wenig westphälischer Friede, und ein par Stadtrechte: dabei ist es denn nun, wie gesagt, leider geblieben bis heute: über den sogenannten Schwabenspiegel hinaus bin ich mit eingehender Quellenforschung nie gelangt; Sachsenspiegel aber habe ich viel getrieben, auch stets in den Seminarübungen 1872 bis 1892, abwechselnd mit der Germania des Tacitus, ausgelegt.

Einer Anregung Maurer's verdanke ich auch die Wahl des Gegenstandes der Habilitationsschrift: „über die germanischen Gottesurtheile"; — eine Zeit lang hatte ich an das Zufluchtsrecht (Asyl) gedacht, aber wohlmeinend und weise warnte Maurer vor einem Stoff, der zugleich dem germanischen Heidenthum (Herd-, Haus-, Tempel-, Hain-Frieden) und dem kanonischen Recht angehörte, von dem ich damals noch blutwenig wußte. So entstand denn im Laufe des Jahres 1856/57 die Abhandlung „Studien zur Geschichte der germanischen Gottesurtheile" (jetzt Bausteine II. Berlin 1880, S. 1—75), welche von der Facultät als Habilitationsschrift zugelassen ward: aber sie gefällt mir schon

lange nicht mehr! Es fehlt dabei die richtige Feststellung des Verhältnisses von Eid und Gottesurtheil: vom Eid war auszugehen und auf Grund vergleichender Rechtsgeschichte der arischen Völker nachzuweisen, wie Eid und Gottesurtheil ursprünglich auf demselben Gedanken beruhten der Anrufung der Götter als Zeugen der Wahrheit unter bedingter Selbstverfluchung für den Fall der Lüge: der Meineidige sollte — ebenfalls in einem Urtheil der Götter — auf der Stelle durch den Blitzstrahl todt niedergestreckt werden, wie er nach Aussprechung der Eidformel das neben ihm stehende Opferthier mit einem Stein erschlug. Der — für die Wirklichkeit — ziemlich erhebliche Unterschied liegt nur eben darin, daß bei dem Eid die Götter ein Wunder thun müssen, den Frevler zu strafen, bei dem Gottesurtheil, ihn zu retten! Der freie, unbescholtene, in der Gemeinde Ansässige darf schwören mit der erforderlichen Zahl von Eidhelfern: — der Unfreie, oder Volksfremde oder Bescholtene oder Grundbesitz- (d. h. Vermögens-) lose oder der nicht

genug Eidhelfer findet, darf nicht schwören, ist auf die Klage eines Freien, Unbescholtenen hin der Verurtheilung schon fast anheim gefallen: man verstattet ihm nur noch zum Gottesurtheil als einem letzten, vielleicht durch Eingriff der Götter rettenden Strohhalm zu greifen. Später habe ich das dann ausgeführt und auch dargewiesen, daß der gerichtliche Kampf ursprünglich ein Gottesurtheil durchaus nicht war, sondern ein in den Rahmen des Rechtsgangs eingeschobenes Stück Fehdegang[1]).

Das „Colloquium“ ward mir erlassen. Ich hatte also nur noch die Schrift und die von mir aufgestellten Streitsätze[2]) zu vertheidigen: diese Habilitationshandlung geschah im Sommerhalbjahr 1857. Alle meine Rechtslehrer betheiligten sich dabei in der güte-

[1]) S. Bausteine II. S. 76 über Rechtsgang und Fehdegang der Germanen.

[2]) Damals, glaub' ich, nicht bei der Promotion, stellte ich die ungewöhnlich große Zahl solcher Sätze auf, in aller Harmlosigkeit, was mir, wie ich später mit Staunen erfuhr, schwer verdacht wurde; oben S. 41.

vollsten, liebenswürdigsten Weise: vor Allem Maurer, Pözl, Bluntschli, aber auch Prantl und der doch so eifrig katholische von Lasaulx (S. II. S. 19). So fiel denn die Sache, Dank der Freundlichkeit der Herren, recht gut aus: Prantl erklärte mir öffentlich seine warme Zustimmung zu den Grundgedanken meiner Probevorlesung „über das Verhältniß der Rechtsphilosophie zur Philosophie und zur Rechtswissenschaft"[1].

Alsbald erhielt ich nun auf Antrag der Facultät die »venia legendi« (durch königliche Verordnung, wie in Baiern Rechtens, vom 8/X. 1857): nicht gerade sehr aufmunternd wirkte es, daß dabei ausdrücklich vermerkt stand, darin liege keinerlei Aussicht auf künftige Anstellung als Professor. Zwar beruhigte mich mein lieber neuer Amtsgenosse, Dr. Ludwig Rockinger, das stehe gleichmäßig in allen diesen Verstattungen und sei so schlimm nicht gemeint: aber er sollte wie ich zu seinem

[1] Bausteine IV. 1. Berlin 1883 S. 1—13, wo aber der Vortrag irrig statt mit der Habilitation mit der Promotion in Zusammenhang gebracht ist.

Schaden erfahren, daß dieser zarte Wink bitterer Ernst war. Gar viele, viele Jahre hindurch blieb der als Lehrer und Forscher gleich ausgezeichnete Mann Privatdocent gleich mir, während andere Leute, die sich nicht im Entferntesten mit ihm messen konnten, an Universität oder Archiv angestellt wurden: ein väterlicher alter Freund von mir, der alte Zenger (S. I. S. 30, II. S. 591 oben S. 41), sagte uns Beiden einmal, als wir wieder einmal über die lange Privatdocentur klagten, „ja ja, Euch Beiden ist erst zu helfen, wann einmal ein Viehsterben unter die Germanisten fährt."

Nun, der Classiker des „Schwabenspiegels" wie Homeyer der des Sachsenspiegels war, Ludwig Ritter von Rockinger, ist schließlich doch Director des k. baierischen Reichsarchivs geworden, eine Stelle, an welche er freilich schon vor Jahrzehnten gehört hätte, wenn Verdienst und Gerechtigkeit immer im lieben Baiernland über die Laufbahn entschieden hätten, anstatt — wohlan, sagen wir, anderer Dinge. Später mehr hievon.

XVII.

Ehe wir nun aber den Privatdocenten von 22 Jahren in seine ersten Vorlesungen begleiten, müssen wir das manchfaltige, reich und freudig erblühende Leben des jungen Rechtspraktikanten und Doctors betrachten, wie es während der glücklichen Jahre 1854—1858 in Gesellschaft, Freundschaft und Dichtung sich gestaltete: in jene Zeit fallen auch viele der bereits (II. S. 180 bis 319) geschilderten Bergfahrten.

In dem freundlichen Hause Nr. 8 der Wurzerstraße wohnte über mir ein eifriger Studiengenosse, Franz Freiherr von Godin, der mir nun in täglichem Verkehr ein gar lieber Herzensfreund ward: wir hatten uns schon bei dem Pandekten-Meyer (II. S. 583) näher kennen gelernt: jetzt verbrachten

wir jeden Abend in der Wurzerstraße zusammen, nach vollendeter Tagesarbeit unser höchst einfaches kaltes Abendmahl und den Abendtrunk in meinem geräumigeren Zimmer theilend, aber auch die sonntägliche Freizeit und ihre Spaziergänge im englischen Garten und Isar aufwärts.

Franz, gleichaltrig mit mir, überragte mich bei Weitem an hellem, scharfem Menschenverstand, an rascher Erfassung von Allem Thatsächlichen, an gesundem Sinn für das Praktische. Schon als Student hatte er mich ganz verblüfft durch seine Kenntnisse in Volkswirthschafts- und Finanz-Kunde, seine sorgsam ausgearbeiteten Hefte (nach Hermann) wurden mir werthvollste Ergänzungen meiner eigenen. Auch vom baierischen Recht und von Verwaltungsrecht wußte er ganz unvergleichlich mehr als ich: seine hervorragende Verstandes-Begabung (nicht ganz frei von einem Stich in's Grüblerische und Tüftelige) und sein eiserner Fleiß machten ihn zu einem höchst gefährlichen Wettbewerber, wie er denn auch im Statsconcurs mir hart auf die

Ferse trat. Weniger für Philosophie (die war ihm nicht „exact“ genug) und für Rechtsgeschichte (die war ihm nicht „praktisch“ genug) angelegt, hatte er lebhaftesten Sinn für Poesie und dichtete selbst zuweilen gar feinsinnig im Inhalt, gar feinfühlig und vollendet säuberlich in der Form. So hatten wir denn der gemeinschaftlichen Strebungen und Neigungen viele und wichtige: dazu kam, daß wir Beide leidenschaftlich gern Schach spielten, wobei freilich sein heller Verstand mein hitziges Ungestüm meistens glänzend aus dem Felde schlug. Nach dem Nachtmahle lasen wir gemeinsam etwas Dichterisches: mit unerschöpflicher Geduld ließ sich der Gute meine nach langer Unterbrechung (II. S. 559) oder richtiger Zurückstauung reichlich hervorsprudelnden Gedichte vorlesen, zumal Balladen: ja, das Studium der Ballade betrieben wir ganz planmäßig: die dicke Sammlung von Hub haben wir vollständig durchgearbeitet. Die Balladen gehörten, so zu sagen, zur Abendkost, so daß ich ihn einmal auf einem Zettel einlud:

„Zu rohem Schinken,
Zu frohem Trinken,
Zum Balladen-Lesen
Und all' dem alten Wesen."

Aber auch englische Romane lasen wir zusammen, die ich schon als Gymnasiast mir ganz regelmäßig am Samstag früh nach der Classe von der Leihbücherei am Rindermarkt (wie hieß sie nur noch? Sie führte Sir Walter Scott in der schönen, großgedruckten Hoch-Octav-Ausgabe, nicht, wie Lindauer in der Kaufingerstraße, in der von Tauchnitz) geholt hatte, um sie den Samstag-Nachmittag und den Sonntag zu verschlingen und Montags zurück zu bringen: das kostete je 4 Kreuzer! In dieser Weise habe ich die Romane von Sir Walter Scott, Bulwer, Dickens, George Elliot alle und wiederholt, aber auch viele von Wilkie Collins, James, Ainsworth, gelesen.

Jetzt, in der Wurzerstraße, lasen wir Alles von Thackeray: Vanity Fair, Arthur Pendennis, die Newcomes, die Virginians: in Arthur Pendennis war

George Warrington, der treue, wackere, verstandesfeste, mit seinem trockenen Humor, meinem lieben Franz so ähnlich, daß ihm dieser Beiname verblieb. Gestritten haben wir freilich auch halbe Nächte lang oder auf den Spazierwegen bis an die Menterschwaige und wieder zurück: denn streitfertig und streitlustig und schwer zu überzeugen (»stubborn«) war George Warrington, Esquire, in hervorstechender Weise.

Auch nachdem unsere gemüthliche Hausgemeinschaft sich gelöst hatte, blieben wir in innigstem Verkehr (wanderten auch wiederholt selbander an den Tegern- und an den Chiem-See), bis Franz München verließ und Notar in dem freundlichen Aibling wurde; auch sein tapferer Bruder Christoph, der Lieutenant, kam zuweilen zu unseren Abenden: dann galt mein Fragen ausschließlich dem Waffenwerk; im Jahre 1870 traf ich ihn auf dem Marsche nach Sedan: in diesen Tagen aber (December 1891) ward der begeisterte Vaterlandsfreund, der ausgezeichnete General, begraben.

Der Dritte im Bunde und Vierte im Stats-

concurs) war mein theurer Herzensfreund, der Freiherr Julius von Freyberg.

Schon als Knabe in der Lateinschule hatte mich der feine, bildschöne Page lebhaft angezogen, wann er für einige Lehrstunden unser Classenzimmer betrat. Später lief ich ihm, ohne daß er es merkte, von Weitem nach, wann er als Student Morgens vor 8 Uhr durch den englischen Garten in die Universität ging; die Schönheit, die echt adelige Feinheit der ganzen Erscheinung hatte mir es angethan. Auf der Universität und in „Walhall" (II. S. 109) wurden wir vertraut: nie ist ein Mann meinem Herzen näher gestanden als dieser Julius, der unter allen Menschen, die ich kenne, ohne jeden Zweifel der Edelste und Vollkommenste ist.

Seine Mutter Elektrine, eine geborene Stunz, war eine geniale Malerin: ihr eignes Bild zeigt eine zarte, unvergleichliche Schönheit. — Ich kann die Eigenart des noch lebenden Freundes nicht zergliedern: denn ich müßte ihn so loben, daß er es

nicht gern lesen würde. Aber er ist „der Herrlichste von Allen"! —

Wir verkehrten von dem Jahre 1854 an recht viel, ja nahezu täglich, machten zu zweit oder mit unserm lieben Franz, auch wohl mit Clemens Piloty weite Spaziergänge und gar oft verbrachten wir die Abende in Freyberg's Wohnung in der Fürstenfeldergasse oder bei mir in der Wurzerstraße.

Freyberg's Stärke war neben wunderfeinem Naturgefühl ein von der Mutter ererbter, überaus empfänglicher Sinn für bildende Kunst, den sorgfältige Pflege, auch lange Reisen in Frankreich, Italien, Spanien reich entwickelt hatten: so ergänzten wir drei uns gar trefflich: Franz mit seinem scharfen, hellen Juristenverstand, Julius mit seinem Kunstsinn und ich mit der Neigung zu Geschichte, Dichtung und Philosophie. Ich hatte das Glück, meinem theuren Julius in seinem Ringen nach einer befriedigenden Weltanschauung einige Anregung zu geben, die er dann selbstthätig und eigenartig verwerthete: nicht meine (ach sehr

unreife! Weisheit war das Werthvolle, was ich ihm bieten konnte, nein, das Ergebniß der Prantl'schen Lehren und der geschichtlichen Schule. In schöner idealer Begeisterung loderten die Flammen der jungen Seelen in einander: noch trag' ich den Ring, den mir mein Julius schenkte zum Gedächtniß an den 3. December 1854, an dem wir bis nach Mitternacht suchten und rangen, um Beide die befriedigende, in sich übereinstimmende Fassung einer Weltanschauung zu finden, welche uns Beide bald vierzig Jahre hindurch zusammen geschlossen hält. Das niemals durch den leisesten Mißklang gestörte unvergleichlich schöne Verhältniß zählt zu den Edelperlen, zu den höchsten Kleinodien meines Lebens! —

Wir sahen uns so oft als irgend möglich auch in den späteren Jahren, bis Julius, der in den Verwaltungsdienst trat, seine Laufbahn von München fort nach Speier, dann nach Altötting führte. Hier lernte er Emma, die Tochter des Landrichters Freiherrn von Koch-Sternfeld kennen und fand in dieser strahlenden Lichtgestalt das Glück seines Lebens:

Nie vergeß ich die Stunde, da der Freund, kurz vor der Verlobung, mir in dem alten Klostergarten vor Baumburg an der Alz — ich war von Seebruck (II. S. 301 f.) herüber gekommen, — hochbeglückt die schlanke, hochgewachsene Jungfrau zeigte, wie sie, im Schmucke des sonnengoldnen Hares leuchtend, uns entgegenschritt, sich in hellem Glanz wahrhaft deutscher Mädchenschöne schimmernd abhebend von dem Dunkel des Laubgangs der alten Kloster-Ulmen. Das lichte Bild: — es sollte dauern in seiner Schöne und beglückenden Anmuth. Zuerst in Kempten, dann, nach Wiedergewinnung der Reichslande, in Straßburg, in Saarburg, in Metz, in Colmar durfte ich diese echte Frigga walten sehen an ihrem Herd: den Gatten, die blühenden Kinder und Alles beglückend, was in ihre Nähe trat: vor Kurzem haben wir die Edle in die dunkle Erde betten müssen. — —

Oft und oft hatten wir in jenen Abenden unseres Dreibundes, Julius, Franz und ich, schwärmend von der Wiederherstellung des „Reiches", auch die Frage

erörtert, ob es in solchem Falle wohl auch glücken möge, die verlorene Westmark wieder zu gewinnen? Wenig ahnten wir 1854—1858, daß dereinst Julius seine behagliche Stellung in Kempten und die gesicherte glänzende Laufbahn in Baiern aufgeben würde, um als der Allerfrühesten Einer aus Deutschland in das so eben erst eroberte Straßburg zu eilen und schon im October 1870 dort in der arg zerschossenen Präfectur zu amten, während noch der Krieg tobte und einmal bei dem Vorstoß Bourbaki's gegen Belfort im Januar 1871 Straßburg gefährdet schien: die tapfere und hochgemuthe Frau war dem Gatten in die bedrohte Stadt gefolgt, und bald darauf wurde hier ihr erster Knabe geboren, der „Reichsbubi", der, wie er in strahlender Schönheit heranwuchs, sogar die Herzen der Französlinge gewann. Ach, er starb früh am Gift einer Natter, welche ihn biß, während er vor den Thoren von Metz für die schöne Mutter Maiglöckchen brach! Was hatte das Kind, was hatten die armen Aeltern, die edelsten der Menschen, verbrochen? „Und ewig

rauscht der Strom der ewigen Liebe!" in „dieser besten der möglichen Welten", und „es fällt kein Sperling vom Dache" und — und so weiter!! —

Noch gar oft werden wir auf meinen Lebenswegen meinen lieben Freiherrn antreffen: jetzt ist er Regierungspräsident zu Straßburg.

Zuweilen erschien an den Samstag-Abenden in der Wurzerstraße auch Theodor van Mecheln, der mit Karl Volk mich weiland so klug und so wohlwollend über den Schmerz des Vertauschens der Philosophie mit der Rechtspraxis hinüber getröstet und bei seinem Herrn Vater untergebracht hatte (II. S. 599). Der fein Gebildete war wenig älter, aber viel reifer als ich und mit lächelnder Ueberlegenheit nahm er es hin, wenn ich, damals recht einseitig in das Germanische verrannt und verschossen, sogar Theodors geliebte Hellenen nicht recht gelten lassen wollte im Vergleich mit den Göttern, Helden und Menschen der Edda und der germanischen Sage und Geschichte, die mich in jenen Zeiten ausschließend Tag und Nacht im Forschen, Dichten und

Träumen beschäftigten. Wie freute es mich, mit ihm und seinem Schwager Volk nach langen Jahren der Trennung kürzlich (1891) ein Wiedersehen feiern zu dürfen: Beide haben früh ehrenvolle Stufen in dem baierischen Rechtspflegedienst erstiegen.

Dagegen ein Jahr jünger als Franz und ich war ein dritter Hausgenosse, Karl Heigel, und erheblich jünger, dessen Bruder Theodor, Söhne des ganz hervorragenden Charakterdarstellers Heigel, dessen Name bei Aufzählung der ausgezeichnetsten Künstler der Münchener Hofbühne (II. S. 144) nur durch zusammenwirkendes Versehen von mir und dem Setzer ausfallen konnte. — Theodor, jetzt längst als Professor der Geschichte eine Zierde der Münchener Hochschule, werden wir mit Dr. Julius von Gosen und Max Haushofer als einen der frühesten Hörer des Privatdocentlein Felix wieder antreffen.

Sein Bruder Karl zog schon durch seinen prachtvollen Kopf an: er sah dem jugendlichen Lord Byron ähnlich, mit der mächtigen Stirn, den blitzenden

Augen, der bleichen Gesichtsfarbe und dem dunkeln, buschigen Har. Scheu, mißtrauisch, verschlossen, — eine Folge wohl der halb klösterlichen Erziehung bei den Benedictinern, denen er seine schon damals recht unkirchliche Gesinnung nicht wohl aufdecken konnte — meist in Zwiespalt mit der Welt und häufig mit sich selbst, mied der Jüngling die Menschen: gährte doch in ihm ein Chaos von gewaltigen Kräften der Einbildungskraft und der Leidenschaften. Mich hatte von Anfang an die fesselnde Erscheinung angezogen, ich kam ihm freundlich entgegen und nach einigem Sträuben erschloß sich mir in schöner Wallung diese herbe, spröde und schon recht verbitterte Seele. Er mochte doch wohl — trotz allen krankhaften Mißtrauens — erkannt haben, daß ich es herzlich gut mit ihm meine, daß ich ihn suche um seiner selbst willen, nicht wegen irgend eines Vortheils für mich. Was uns verband, war die lodernde Begeisterung für die Dichtung und eine dichterische Begabung, welche jedoch bei Karl unvergleichlich ursprünglicher und mächtiger, freilich auch

elementarer und minder maßvoll durchgebildet war, als bei mir. Wenigstens für die reine Lyrik war seine Ueberlegenheit zweifellos: für die Ballade und die Erzählung brachte ich wohl mehr Gestaltungskraft oder Gabe der Veranschaulichung mit. Aber ich war ganz verblüfft, als mir eines Abends der blutjunge Mensch seine Erzählung in Versen, „Bar Kochba, der Sternensohn", vorlas: — sie behandelte die Geschichte jenes Pseudo-Messias, der als Vorkämpfer seines Volkes zur Abschüttelung des Römerjoches auftrat und nach rühmlichem Kampf unterging (133—135 n. Chr.). Und wie las dieser vulkanische Jüngling! Die Begabung seines Vaters hatte sich auf ihn vererbt: er ist einer der sehr wenigen Dichter, die ihren Versen durch den eigenen Vortrag nützen, nicht schaden. Karl Heigel wäre ohne Zweifel ein glänzender Bühnenkünstler geworden. Er las mit einer Gluth und Leidenschaft, daß er mich ganz ebenso wie sich selbst in flammende Begeisterung fortriß: dazu kam die berauschende Schönheit der Sprache: — als lange nach Mitternacht die präch-

tige Dichtung schloß mit dem Sterbeseufzer des Helden: „Es taget: — Kanaan!“ da sank ich dem Dichter unter strömenden Thränen an die Brust: es war eine schöne, weihevolle Stunde. Neidlos sagte ich ihm und mir selbst: „wahrlich, hier ist mehr als ich kann.“

Ich brachte ihn nun alsbald zu Geibel: — aber davon später im Zusammenhang.

Auf diesen Bar Kochba — selbstverständlich kaufte das deutsche Volk nie die erste Ausgabe zu Ende: sind es doch Verse! — folgte nach einiger Zeit ein Trauerspiel „Marfa“ — die Braut, welche der Czar Iwan der Schreckliche sich kürt: ebenfalls eine ganz hervorragende Leistung, voll von Poesie und wilder Leidenschaft, aber auch mit angebornem Sinn für das auf der Bühne Wirksame. Das Stück ward in Berlin und München mit schönem Erfolg gegeben, ebenso in München ein Schauspiel „Freunde“, das einen Preis bei dem Münchener Preisausschreiben von 1880 erhalten.

Freundlichste Aufnahme fand das Festspiel „Vor

100 Jahren", bei der 100jährigen Jubelfeier des Münchener Hoftheaters; insbesondere mein Vater erzielte als Kurfürst Karl Theodor mit den wenigen Worten, die er zu sprechen hatte, eine imposante Wirkung.

Von seinen Erzählungen ist wohl die bedeutendste „Das ewige Licht", — eine Klostergeschichte.

Allein weit höher noch als die dramatische, werthe ich die lyrische Begabung Heigel's: damals in München las er mir vor und später schickte er mir aus Schlesien Gedichte, die ich zu dem Allerschönsten zähle, was ich an deutscher Lyrik nach Goethe und Eichendorff kenne: vor einer verhaltenen Gluth und Innigkeit und Eigenart der Empfindung, von knappstem Ausdruck, von tadelloser Schönheit der Form! Meines Wissens hat Heigel nie, wie wir Anderen in Deutschland es Alle und zwar Alle — besonders ich! — viel zu früh thaten und noch thun — eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte herausgegeben: so sind sie, in zahlreichen Zeitschriften einzeln verstreut, nie zu voller Würdigung, ja kaum zu rechter Bekanntheit durchgedrungen. Schade! Denn

nach meinem Dafürhalten steht diese Lyrik Heigel's höher als gar Manches, was ich — (freilich bei Weitem nicht Alles) von seinen später entstandenen Erzählungen und Schauspielen kenne: (ähnlich wie es — nach meinem Urtheil — mit der Lyrik des Herrn (Hanns, Ritter von) Hopfen im Vergleich mit dessen Erzählungen und Schauspielen steht. S. unten: „Krokodile“.)

Karl Heigel schwand mir früh und auf lange, lange Zeit aus den Augen: er ging, durch Geibel empfohlen, als Buchwart auf das Schloß des Fürsten Carolath-Beuthen in Niederschlesien (bis 1864), dann, nach kurzem Wiederauftauchen in München, nach Berlin, wo er viele Jahre hindurch den dichterischen Theil eines vielgelesenen Blattes leitete. Als er dann nach Kufstein, später nach Riva übersiedelte, war ich längst in Würzburg (seit 1862); und schon in Königsberg (seit Herbst 1872), als er auf Wunsch und im Auftrag des Königs Ludwig II. eine ganze Reihe von Schauspielen, aus der französischen Ge-

schichte des XVII. und XVIII. Jahrhunderts und aus der Hohenstaufenzeit, verfaßte, die dann als „Königsdramen“ dem einsamen Zuschauer vorgespielt wurden. Von diesen hat Eins, Josephine Beauharnais, auch in öffentlichen Aufführungen und auf anderen Bühnen reiche, schöne Erfolge davongetragen: Dank Possart als Napoleon. Lebhaft freute mich, als mich vor zwei Jahren hier in Breslau wieder einmal die altbekannte Handschrift grüßte: nach so langer Zeit der Trennung, aber, wie die warme Sprache unserer Briefe bezeugte, nicht der Entfremdung. Was haben wir nicht Beide Alles erlebt seit jenem „Kanaan“! in der Wurzerstraße 8!

An jene Abendzusammenkünfte bei Freyberg oder bei mir knüpfte sich ein lustiger Schwank, der hier angefügt werden mag, als bezeichnend für die heitere Laune dieser Tage, für das Bedürfniß nach dichterischem Ausdruck auch der kleinsten Erlebnisse, für eine gewisse Begierde nach — sehr harmlosen! — Abenteuern, welche sich Abenteuer vorspiegelte, wo gar keine waren.

An einem Samstag-Nachmittag war mir in die Wurzerstraße eine Flasche Punsch-Essenz geschickt worden, „als ein Beitrag für den heutigen Abend"; — weiter hatte der überbringende Dienstmann nichts gesagt. Die Freunde kamen: aber Freyberg wie Godin lehnten meinen Dank ab. Nun verfielen wir — d. h. ich werde wohl der Phantasticus gewesen sein! — sofort auf den Einfall, Jemand aus unserer Bekanntschaft habe uns eine liebenswürdige Neckerei anthun wollen: denn wir waren wegen unserer Abende „zur heiligen Dreifaltigkeit" schon mehrfach „getratzt" worden. In den folgenden Tagen suchten wir bei allerlei Männlein, Weiblein und Mägdlein durch gar kluges Gefrage den Spender heraus zu bringen, was nur die eine Folge hatte, die Geschichte bekannt und uns ein klein wenig lächerlich zu machen. Am nächsten Samstag tagten (oder „abendeten") wir bei Freyberg: — richtig, am Nachmittag trifft bei ihm wieder eine räthselhafte Flasche ein: — am folgenden Samstag bei Godin erscheinen mehrere Flaschen Wein und so fort gar

viele Wochen. Keine Möglichkeit, den Absender zu ermitteln: stets ein anderer Dienstmann war der Ueberbringer, der die Spende auf der Straße bald von einem Bedienten, bald von einem Dienstmädchen zur Besorgung erhalten hatte und jedesmal ward der Auftraggeber oder die Auftraggeberin ganz verschieden geschildert. Nun wurden wir aufgeregt. Am ruhigsten blieb, in dem edeln Gleichmaß seiner vornehmen Natur, Julius: aber Fränzchens spitzfindiger Grübelverstand war gereizt und mir warf sich die geheimnißvolle Spenderin — natürlich mußte es eine Dame sein! — auf die Phantasie. Ich richtete an die schöne Unbekannte einige (namenlose) Dankverse in den „Neuesten Nachrichten", in denen ich zugleich bat, die gute Fee möge uns leibhaft erscheinen. Tags darauf: — in demselben Blatt eine äußerst witzige vortrefflich gereimte Antwort, die uns anmuthig, aber doch empfindlich verhöhnte. Das ließ ich mir nicht gefallen, ich erwiderte: — „sie" blieb die Duplik nicht schuldig. Allmählig machte diese gegenseitige

Beschießung mit Versen in dem meistgelesenen Blatt Aufsehen in der Stadt: die Leute warteten auf die Fortführung des Reimgefechts, manche brachten mich als den einen Bombardeur heraus: Dritte mischten sich, — ebenfalls in den „Neuesten" — höchst ungerufen und zuweilen ziemlich gröblich ein (denn an der Isar muß mitunter die nie fehlende Grobheit den manchmal fehlenden Geist ersetzen): dabei gingen die unerforschlichen Wein-Zusendungen in lieblichen Abwechselungen ihren Gang fort: wir drei zerbrachen uns die Köpfe, wie denn die Wein-Fee herausbringen konnte, bei welchem von uns dreien wir gerade an diesem Samstag zusammenkamen! Wir wurden nun wirklich ganz „wepsig", wie man in München sagt, und ich beschloß, ein schönes Ende zu machen, indem ich in einem — letzten — Gedicht in den „Neuesten" uns feierlich für besiegt erklärte und in zierlich verschlungenen Reimen: nicht nur ottave Rime, sondern »dieci Rime« (d. h. viermal a, viermal b wechselnd, am Schlusse zweimal c) um Schleierlüftung bat. Ich

hatte unter Anderem auf „Geheimniß" — „Keimniß" gereimt und so, wie ich glaubte, sehr harmonisch und schwungvoll geschlossen. Aber o weh: am andern Tag stand in den „Neuesten":

„Meinthalb fahrt fort in dem Geheimniß,
Jedoch verschont uns mit der Reimniß!"

Der Verfasser dieser schlagenden „Abfuhr" war Herr Dr. Henle, k. Advocat, dessen glänzender Witz später oft noch ganz anderen Leuten als uns harmlosen Jünglingen heimleuchten sollte.

Das Heiterste, jedoch für uns Demüthigendste an der Sache war nun aber, daß wir uns die Neckabsicht und das Geheimniß von Anfang lediglich eingebildet hatten. Eine Verwandte Godin's hatte, ohne jede solche Arglist, uns eine Flasche Punsch schicken wollen, und der Dienstmann hatte einfach vergessen, den Namen der Senderin anzugeben. Erst als wir jetzt in der Folge bei all' unseren Verwandten so überschlau umherfragten, kamen mehrere von diesen, ohne von einander zu wissen, auf den Einfall, nun erst ein solches Neckespiel zu beginnen.

XVIII.

Jedoch nicht nur mit Männlein verkehrte ich damals!

Nachdem das schöne, aber schattenhafte Bild Didosa's entschwebt und Minna Birch wieder zur Freundin geworden war, ließ der „Rechtspraktikant", dem nun nicht mehr die drohende „Schlußprüfung" auf der jungen Seele lastete, „seine Augen rundum gehen" unter den hübschen Mädchen, an welchen München auch 1852 bis 1857 nicht arm war. Die von der Prüfungsvorbereitung nicht mehr gefesselte Einbildungskraft, die holde Thorheit des Herzens, hob erfreut die Schwingen, verlangte ihr Recht, sich nach dem Schönen zu sehnen, und, ohne daß ich mir wie ehedem etwas von einer das Herz ausfüllenden Neigung vorgetäuscht hätte, erfreute ich mich der holden

Blümlein, die so anmuthig am Saume meines Weges nickten: endlich gesundes, naturgemäßes Jugendblühen auf diesem Gebiet, auf dem bis dahin nur Krankes, Unwahres oder doch Eingebildetes erwachsen war.

Eines der allerschönsten Mädchen Münchens war damals eine — Kranke. Ein schweres, wie sich erweisen sollte, unheilbares Leiden am Knie nöthigte sie, unter fast unablässigen Schmerzen, leise hinkend durch das Leben zu schleichen. Viele Monate im Jahre konnte sie nicht ausgehen: da war denn ihre einzige, — ach! wie bescheidene — Freude, an ihrem Fenster im Erdgeschoß eines der Häuser auf der Westseite der Ludwigsstraße zu sitzen und zuzusehen, wie die Andern sich lustwandelnd erfreuten! Ich kannte sie schon in der Königinstraße, wo ihre Aeltern mit dem Kinde von zartester Anmuth manchmal meine Aeltern besucht hatten. Aber jetzt erst entdeckte ich sie wieder, die nun zu voller Schönheit erblühte Jungfrau, der ein wehmüthiger Zug um den Mund etwas unsagbar Rührendes verlieh. Nie ging ich an jenem Fenster

vorüber, ohne mit einer Art von Andacht zu der schönen, bleichen Heiligen empor zu blicken, die hold erröthend meinen wahrhaft ehrfurchtvollen Gruß erwiderte: ja, Ehrfurcht vor so viel Schöne, so viel Geduld in klaglosem Ertragen bittrer Schmerzen.

Als die erste Sammlung der „Gedichte" erschien: faßte ich mir ein Herz und brachte sie ihr. Wie verschönte die helle Freude das feine, schmale Antlitz! Es entstanden auch ein par Gedichte an sie (davon ist gedruckt „Einer Entschwundenen", Sammlung II. S. 288): sie starb früh, die schöne Julie. Ich habe ihr edles Bild festgehalten in jener Julia, die allein von den „schlimmen Nonnen" nicht schlimm ist.

Damals besuchte ich nun auch gern die Tanzfeste, zumal die Museumsbälle, Studenten-, Frankenbälle, Officiersbälle, freilich viel mehr, um zu schauen und um die Lunge, als um die Beine zu bewegen, welch letztere Verrichtung wohl nicht hervorragend war (II. S. 367); dann auch, um nach dem Schluß der Reigen, im Bierstübel mit guten Gesellen, z. B. dem

Montenguſtel und anderen luſtigen „Franken“ weidlich zu trinken und dabei über unſere Tänzerinnen ein nicht immer ſchmeichelhaftes Nachgericht zu halten.

In jene fröhlichen Jahre fallen nun auch die beiden einzigen kleinen „Diridari“ (wie „Fritze Goßmann“, die berühmte Schülerin meiner Mutter, ſagte, bevor ſie Frau Gräfin Prokeſch-Oſten geworden war), die, wie früher verſprochen, nicht verſchwiegen werden ſollen in dieſer „wahrhaftigen Geſchichte“.

Eine gehört der Sommer-, die andere der Winter-Sonnenwende an.

An einem ſehr heißen Julitag hatte ich an der Habilitationsſchrift von Sonnenaufgang bis Abends 7 Uhr ohne Unterbrechung ſtreng gearbeitet: auch das Mittagsmahl, beſtehend in einem Schinkenbrod, war, zwiſchen der „Feuer-“ und der „Waſſerprobe“, ſtehend eingenommen worden. Ich tröſtete mich den ganzen langen Sommertag über die Anſtrengung mit der frohen Ausſicht, am Abend das Waldfeſt der Künſtler bei Großheſſelohe aufſuchen zu dürfen: das

waren immer so herrliche, von Waldpoesie und echtestem Künstlergeist verklärte Stunden! Und ich wußte, ich werde dort Johanna M. finden, das herrliche, an Seele und Leib gleich schöne Geschöpf, welches, das Urbild der „Miriam“ im „Kampf um Rom“, mir und meiner lieben Frau Therese eine Herzensfreundin geworden und seit nunmehr bald 40 Jahren geblieben ist: in diesen Tagen (März 1892) werde ich ihren Enkel (!) aus der Taufe heben. Damals aber dachte ich noch nicht einmal an ihre Tochter, geschweige an deren Sohn, sondern nur (und zwar sehr lebhaft!) an sie selbst. Voll froher Erwartung klappte ich um 7 Uhr das Corpus Juris Germanici I. von Walter zu und fuhr seelenvergnügt, in jener Befriedigung, welche fleißige treue Arbeit in die Seele gießt, in einer Droschke, die ich mir gewährte, hinaus nach jenem mir gar lieben Wald, oberhalb der rasch hinrauschenden Isar. Es war noch immer recht heiß, der Weg war staubig, mein Durst, selten schwach, war arg, die angestrengte Arbeit, fast ohne Speise, hatte mich wohl ein wenig

erschöpft. Sowie ich aus dem Wagen gesprungen — der kehrte nicht sofort wieder um — eilte ich auf die Trinkhalle zu: da trug mir der Montengustel, statt des gewohnten Bieres, einen gewaltigen Humpen nie gekosteten Getränkes entgegen: Maibowle wars, damals (1856) in München noch wenig bekannt und mir, wie gesagt, ganz neu. Ich setzte an — das mundete köstlich — und ließ zu dem Staunen des doch wahrlich trinkbaren Freundes nicht ab, bis der letzte Tropfen des sehr starken Gebräues ausgeschlürft war. Ich gab den hohen Humpen zurück: Alles drehte sich mir wie wirbelnd vor den Augen: wohl sah ich von Weitem die schlanke Gestalt Johanna's in ihrem weißen Sommergewand: ich wollte auf sie zu eilen: — aber ich wankte. Noch hatte ich so viel Besinnung, einzusehen, daß hier schleunigster Rückzug die einzige Rettung war: ich winkte die Droschke wieder heran und — fuhr sofort wieder in die Wurzerstraße zurück; erst spät am andern Morgen erwachte ich: aber ohne Kopfschmerzen, die ich überhaupt in meinem ganzen Leben, auch bei

Masern und Influenza, nie verspürt habe, ausgenommen bei'm Ritterspielen, wann ich einen Schlag auf das „enthelmte Haupt“ davongetragen hatte. — Das war „der vertrunkene Reigen von Hesseloh!“

Das andere kleine Spitzlein rührte auch von unvorsichtigem Schnelltrunk her, was ich, unerfahrenen Jünglingen zur Warnung, hier verzeichnen will.

Auf einem Ball im Odeon beschäftigte den Zenger Maxl (I. S. 31. II. S. 160), der später manches Lied von mir so schön beflügelt hat mit seinen Tönen, und mich ein auffallend hübsches, uns völlig fremdes Mädchen. Maxl klagte, man werde nicht mit ihr tanzen können, da kein gemeinschaftlicher Bekannter sich finden wollte, uns vorzustellen.

„Ach was,“ meinte ich, „die sieht mir gar nicht so steif aus, als ob sie um deßwillen einen Tanz abschlüge, wenn man sie recht ernstlich darum bittet. Ich wag's! Ohne vorgestellt zu sein, — hole ich sie zum nächsten Tanz.“

„Einen Korb holst Du Dir, o Frechling,“ höhnte der Sänger.

„Nein! Ich wette? Gilt's eine Flasche Champagner?" [1])

„Es gilt."

„Aber rasch! Vorher trinken: — wer zahlt, wird sich zeigen. Gleich beginnt der Walzer. Sie scheint noch nicht für diesen gebunden," („engagirt" werde ich wohl gesagt haben).

Gesagt, gethan. Wie der Schaumwein kam, setzten die Musiker schon an. Rasch trank jeder von uns — fast auf Einen Zug — je eine halbe Flasche Champagner. Ich flog — etwas feurig — auf das ahnungslose Opfer, machte meine beste Verbeugung, und schon wirbelten wir — ohne ein Wort zu sprechen — dahin. Allein so bald als thunlich stellte ich sie wieder fein säuberlich auf ihren Platz, verbeugte mich abermals und — verschwand. Denn obwohl ich nun feststand, hatte ich doch die Empfindung: ich drehe

[1]) Damals war noch nicht der Unfug eingerissen, Schaumwein Sect zu nennen „nach — Fallstaff". Als ob Sir John je Champagner gesehen hätte. (Vinum) »siccatum« trank er.

mich noch immer im Kreise: aber nicht blos ich, auch der Kronleuchter, die Drachen-Stühle mit den darauf thronenden Müttern, die Musikanten, der ganze Sal! — Ich ging nach Hause!

Der Weg von dem Odeon in die Wurzerstraße ist nicht lang. Aber er führt durch den „Hofgarten"! — In dem Hofgarten steht der sogenannte „Dianatempel", ein nach allen Seiten durchbrochener Rundbau, dessen gewölbtes Dach die Schwester Apollo's bekrönt. Angelangt in diesem Heiligthum erfaßte mich die Vorstellung, ich sei bereits in meinem Schlafzimmer in der Wurzerstraße. Folgerichtig und schlußbündig legte ich Hut und Mantel ab und schob mit der Spitze des einen Fußes von dem andern den zierlichen Tanzschuh von Glanzleder. Hu weh! Nun drang die Kälte des überschneiten Steinbodens durch den Strumpf, und rasch entdeckte ich, daß mich Bacchos in das Weihthum seiner jungfräulichen Halbschwester verlockt hatte. Ich eilte, den beiden Göttern zu entfliehen und in meinen wirklichen Bettraum zu gelangen.

Aber o weh! Es wollte mir schlechterdings nicht gelingen, den etwas engen Schuh wieder anzuziehen: der letzte Versuch hatte mich nahezu dem Erdboden gleich gemacht. So blieb mir denn nichts übrig, als mit Einen Schuh am Fuß, den andern in der Hand über den winterlichen Boden dahin zu eilen, was wohl nicht ohne „Einhaxiges Hopsen“ abging: — ganz wie Onkel Bräsig „as ne Kreih“ (wie eine Krähe) über den Schnee gehopst war. Zum Glück hatte ich nur noch etwa sechs Minuten so zurückzulegen: — zu noch größerem Glück blieb ich allein, unvermerkt von meinen lachfrohen Gesellen.

Endlich vor meinem wirklichen Bett eingetroffen, sagte ich mir sehr eindringlich: „Lieber Felix! morgen schon sehr früh — um 9 Uhr — kommen Deine Schwester und Dein Bäslein Fritze Meisinger[1]) zur englischen Stunde zu Dir. Diese beiden Backfischlein sind ohnehin so muthwillig. Du bist verloren, und

[1]) Jetzt die ehren- und kinder-reiche Frau Capellmeister Dessoff zu Frankfurt am Main.

vor Allem der an sich nur nothdürftige Respect den diese Grundeln vor Dir haben, bemerken sie irgend etwas Verdacht Erweckendes. Also Vorsicht!"

Darauf legte ich mit beflissenster Sorgfalt den Stiefelzieher auf den Nachttisch, die goldne Uhr unter das Bett und entschlief, des Gottes des Weines und der Göttin der Jagd wenig ehrerbietig gedenkend. Am andern Morgen wachte ich ganz frischen Kopfes auf, bemerkte mit Erstaunen, wie ich zwei doch recht verschiedenen Zwecken dienende und auch im Uebrigen einander wenig ähnliche Geräthe verwechselt hatte und hielt meine englische Lehrstunde mit ungewohnter Schneidigkeit: — die schlimmen Mädel sollten gewiß nichts merken! Haben auch nichts gemerkt. Wenn sie es jetzt auch lesen, mache ich mir nichts mehr daraus.

Diese beiden von Anderen nie wahrgenommenen ganz kleinen Räuschlein sind die ersten gewesen und die letzten geblieben meines Lebens: hätte ich nicht aus angeborner Lust, über mich selbst zu lachen und Anderen das Vergnügen nicht zu mißgönnen, selbst davon erzählt, —

kein Mensch hätte je davon erfahren. Und ich meine, alle 57 Jahre zwei Spitzlein, also $\frac{57}{2} = 28\frac{1}{2}$ Jahre einen, ist nicht allzu viel für einen Dichter, der acht Halbjahre Student war.

Ich glaube, es giebt Leute, welche nicht einmal jene beiden Milderungsgründe für sich geltend machen können und die in jedem Jahre 28½ Spitzlein zählen.

Ich hege heftigen Ekel wider alle Völlerei. Dabei trinke ich aber sehr gern Alles, was gut ist und kann unglaublich viel — ohne leiseste Besäuselung — vertragen [1].

Uebung macht auch hier den Meister. Im Anfang gerieth wohl meine liebe Frau Therese in gelinde Besorgniß, sah sie mich bei Festen oder auch mit ihr allein so viele Becher leeren. Aber ein

[1] Statskunst der Frau'n. Leipzig 1877. II. Aufzug, 6. Auftritt: Bumpo: Es ist erstaunlich was ihr trinken könnt. Friedrich von Hausen: So sprach zu mir vor euch schon mancher Mann.

Erlebniß in Bellagio (1873) hat diese Befürchtungen für immer beschwichtet. An der Gasttafel des Hotel Grande hatte ich recht viel von dem mir damals noch neuen Marsala getrunken. Zu der Gattin Befremden bestellte ich eine zweite Flasche. Kaum war diese gebracht, als die Böllerschüsse krachten, welche uns in die Gondeln riefen, die Beleuchtung des See-Ufers zu betrachten. Eile that noth, die Plätze in dem Schifflein reichten kaum für die Zahl der Gäste. Mit dem Aufbewahren der Weinreste durch den Kellner hatte ich unerfreuliche Erfahrungen gepflückt. Rasch entschlossen lehrte ich die Flasche und eilte mit der Gattin „an Bord".

Der zauberschöne Anblick der ringsum strahlenden Ufer bannte mich während der Fahrt in Schweigen. Das bange Gemahl aber deutete mein Verstummen anders: es legte mir die Hand auf die Schulter und forschte: „Felix! Fehlt Dir vielleicht etwas?"

„Ja," antwortete ich ernst.

„Dacht' ich's doch! Sprich, Lieber, was fehlt Dir?"

„Noch eine Flasche Marsala!“ erklärte ich, nüchtern wie ein Isar-Hecht.

Seither genieße ich unbegränzten Credit für Trank-Vertragen bei Frau Theresen. Ich habe das Vertrauen schon auf starke Proben gesetzt (unter Beistand von Professor August Müller in Halle und Professor Karl Chun dahier), aber sie hat und ich habe alle bestanden.

XIX.

Hier will ich nun, da ich einmal am Beichten bin, noch die beiden anderen schlimmsten meiner Jugendstreiche einschalten: unsittlich wird dadurch das Buch nicht wirken.

Es war bei einem anderen Waldfest in Hesselohe: diesmal mußte ich nicht wegen allzu plötzlichen Maiweingenusses sofort wieder umkehren.

Vielmehr hatte ich in jenem mir sehr an's Herz gewachsenen Walde (über Schwaneck hinaus nach Pullach zu) gar schöne Stunden verlebt, unter einer prächtigen Buche in lieber Gesellung hingestreckt oder auch eine Weile abseit der Genossen an dem steil abfallenden Uferrand gelagert und verträumt niederblickend auf den rasch fluthenden Fluß da unten. Nun brannten längst die Lampen in den kleinen recht

altmodischen „Lauben", richtiger Holzverschlägen, deren drei Wände — nach Westen zu waren sie offen — mit uralten Witzgestalten in großväterlichen Trachten an der Tapeten Statt bekleidet waren.

Wir saßen — d. h. ein Häuflein guter Gesellen — der offenen Seite der Logen gegenüber an einem der Tische unter den Bäumen und vollzogen das gewohnheitsmäßige Nachgericht über unsere Tänzerinnen, als wir in einer der Logenverschläge eines der hübschesten Mädchen des heutigen Festes in dem Kreise von zärtlichen Verwandten und von anderen Sterblichen erblickten, die gern noch zärtlicher gewesen wären. 1 Vater, 1 Mutter, 2—3 Tanten und ein dichtes Gehege von jungen Malern und Studenten umgaben die Liebliche wie das Wildgedörn das Dornröschen.

Es ward bei uns nur beklagt, daß die jenen „Verschlagabtheil" (mit dem Reichs-Stephan zu sprechen) beleuchten sollende Oellampe — denn in dem Brennölalter, vor der Gas- und Steinöl- oder gar Elektricitäts-Zeit spielt die Geschichte — nur so ungenügend

ihre Schuldigkeit that, daß von den holden Zügen in solcher Entfernung kein recht deutlich Bild zu gewinnen war.

„Wenn nur Einem von jenen Jünglingen einfiele," meinte der Mouten Gustel, „die Lampe höher zu schrauben."

„Ja wohl," lachte Wilhelm Hacke, „uns wohl zu liebe? Die sitzen nahe genug, sie zu besehen."

„Nun", sagte ich aufstehend, „was denen nicht einfällt, kann ja uns einfallen," ging hin, machte meine artigste Verbeugung — ich konnte und kann sehr höfisch sein, habe aber doch zu lang an der Isar gelebt, um nicht gegebenen Falles auch a biss'l grob sein zu können — vor der ganzen Gesellschaft, durchschritt die Waberlohe der alten Schachteln, schraubte die Lampe erklecklich höher, verabschiedete mich mit einer zweiten noch verbindlicheren Verbeugung und ging, ruhigen Schrittes, auf meinen Platz zurück, wo die Genossen mich mit den ehrendsten Namen wie „Frechling", „Keckier" bewillkommten.

Ein wenig unverschämt war es schon, das muß ich einräumen, da der einzige Grund, weßhalb wir nach „mehr Licht!" verlangt hatten, den Schutzdrachen und den Wächtern der Blondgelockten sowenig wie dieser selbst zweifelhaft bleiben konnte. Aber die Schirmherren waren wohl zu sehr „baff" oder vielleicht auch dachten sie selbst über das Stücklein zu gutgelaunt, als daß dem jugendlichen Lichtfreund der Schatte der Vergeltung hätte folgen mögen. —

Dieses war der erste Streich; doch der zweite folgte gleich.

Clemens Piloty und ich, täglich von Haidhausen her aus der Amtsstube gemeinsam die werdende Maximiliansstraße in die Stadt zurückwandelnd, beklagten lebhaft unter einander, jeder Kenntniß zu darben von einer — (selbstverständlich: [aber nicht „selbstredend": denn das ist ein Unsinn]) — schönen jungen Dame, welche uns täglich zur selben Stunde von der Perusagasse her entgegen kam. Wir wußten gar nichts von ihr: nur daß sie sehr fein und vornehm war, sahen

wir ihrer ganzen Haltung ab. Nach Wochen solcher täglichen Kreuzung, da der grünseidene Sonnenschirm wieder auftauchte an der Post-Ecke, sprach ich zu dem erschreckenden Freunde: „Gieb Acht! Ich rede sie an."

„Du! das laß bleiben!"

„Und sie wird nicht böse, sondern ganz freundlich wird sie werden."

„Die läßt nicht mit sich spaßen!"

„Will ich auch nicht, es ist mein Ernst," ließ ihn stehen, schritt rasch auf die Stolze zu, lüftete den Strohhut und sprach mit jener oben geschilderten, wahrscheinlich von meinen südfranzösischen (?) Ahnen ererbten »gentilesse«: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, ich habe einen Gruß an Sie zu bestellen."

Betroffen von der Kühnheit des Unbekannten furchte die Schöne die Brauuen und fragte strengen Tones: „Von wem, mein Herr?"

„Von Heinrich Heine. Er hat gesagt:

„Wenn du eine Rose siehst, —
Sag', ich laß sie grüßen."

Sofort verwandelte sich die weiße Rose in eine rothe: über und über erröthete die Holde: aber schwerlich vor Zorn: sonst hätte sie nicht so freundlich gelächelt und mich mit so anmuthvollem Neigen des Hauptes verabschiedet. Und auch in der Folge lächelte sie immer (und erröthete ein wenig), grüßte ich sie ehrerbietig: das durfte ich jetzt: hatten wir doch eine Unterredung mit einander gehabt.

Piloty und ich machten unter unseren Genossen kein Geheimniß aus dem kleinen Abenteuer und so geschah es, daß ich bald darauf die Geschichte in den „Fliegenden Blättern" zu lesen bekam; ich habe sie aber nicht eingesandt an die Freunde Kaspar Braun oder Ille, wie später freilich gar manchen Schwank.

XX.

Als Rechtspraktikant und junger Doctor trat ich nun auch ein in die „Münchener Gesellschaft", von deren Vorhandensein ich als Student kaum gewußt und die sich — abgesehen von Hof und Adel — in den bürgerlichen Kreisen auch erst seit einigen Jahren reichlicher entfaltet hatte, Dank der wachsenden Einwanderung von norddeutschen und westdeutschen Familien, zumeist von Künstlern und Gelehrten.

Denn noch in den dreißiger und vierziger Jahren war es mit der Geselligkeit in den Alt-Münchener Bürger-Häusern nur gar schwach bestellt; ein par Worte über süddeutsche und norddeutsche „Gesellschaft" (d. h. Geselligkeit) drängen sich hier von selbst auf: jene (war und) ist zu spärlich, diese ist nur allzu häufig.

Der wärmere Himmelsstrich, die schönere Land-

schaft und das Bier statt des Thee's als althergebrachter Abendtrunk bringen es mit sich, daß man in Süddeutschland die Geselligkeit so gern in das Freie verlegt. Künstler, Studenten, andere Gesellschaften feiern ihre Waldfeste, geben auch im Sommer Tanzvergnügen im Freien, wo es viel poetischer, fröhlicher, ungezwungener hergeht als bei den großen Bällen des Winters. Ja, um das Jahr 1840 etwa war es noch ganz herkömmlich, daß Damen wie Frau Monten, meine Mutter, Officiersfrauen am Sonntag nach Mittag im „Pers"kleid auf dem wenig glatten Tanzboden des chinesischen Thurmes oder in Neuberghausen oder Neuhausen oder im „Controlor" zu Nymphenburg sich in Walzer und Schottisch drehten, wo sich jetzt nur Handwerksgesellen und Dienstmädchen vergnügen.

Dann aber war und ist es noch heute in München üblich, die Abende des lang währenden Sommers und des oft noch warmen Frühherbstes im Freien in den Wirthsgärten zu verbringen —: an die Stelle

von Reibel's Caféhaus (I. S. 30) trat später der „Frühlingsgarten" an der Ecke der Königin- und der von der Taun- (damals Frühlings-)straße), oder im englischen Café, im Achaz auf dem Dultplatz — oder auf dem luftigen Keller unter dem Schatten der alten Bäume — eine Sitte, deren Poesie und frohe Laune Freund Steub (s. unten) trefflich geschildert hat. Dahin „verloben" (verabreden) sich befreundete Familien und verbinden Natur, Bier und Freundschaft zu gefälligem Dreiklang unter sehr geringen Ausgaben. Und es stört den Herrn Hofrath und die Frau Oberlandesgerichtsrath nicht im Mindesten, daß am Tische daneben sein Schuster und ihre Schneiderin sich derselben Harmonien erfreuen. Am lebhaftesten trat (und es ist hoffentlich noch heute so) dieser schöne Zug der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit hervor während der Bockzeit im „Achazgarten", wo man den Baron von Liebig, den General von Spruner, den Oberstlieutenant von Bothmer und ein tonsurirtes Pfäfflein, ein par Studenten, Kaulbach, Schwind,

Geibel, Carrière mit seiner sittlichen Weltordnung neben einer Gruppe Hartschiere, ein par Hofherren neben Packträgern, den Herrn Geheimrath von Sybel neben mir allzeit antreffen konnte.

Das ist ein Zug schöner, freier, unbefangener Menschlichkeit, wie sie unsere oberdeutsche Art in gar vielen Dingen gegenüber der niederdeutschen schmückt. Recht häßlich, abscheulich erschienen mir nach der Uebersiedelung nach Königsberg der schroffe Abstand, die steile Kluft, welche die „herrschenden Stände" von den minder Begüterten trennt: es ist die Nachwirkung der alten Herrschaft des erobernden Colonisten über die unterjochte Bevölkerung und der lange Druck der Leibeigenschaft oder doch Erbunterthänigkeit in jenen Ostlanden. Als ich einem wackeren Pedell der Albertina, — er trug das eiserne Kreuz — der mir einen Dienst geleistet hatte, nach Bezahlung des Trinkgeldes auch noch die Hand hinreichte, ward der Mann roth und wollte sie nicht fassen. Daher auch das Mißtrauen der Leute draußen auf dem Land in Ostpreußen

gegen jedes freundliche Entgegenkommen des Gebildeten: „der will was von dir,“ denkt der Urenkel des seit Jahrhunderten recht Hartgehaltenen und schließt argwöhnisch Mund und Seele zu. Ich komme später darauf zurück. Ein solches Nebeneinander wie im Achazgarten wäre in der Königsberger „Centralhalle“ undenkbar: der Hochmuth der Höherstehenden wie das Gefühl des Nicht-her-gehörens des Geringern schließt das aus: freilich muß auch gesagt werden, nie ist in München eine solche Gesellung durch Roheit der Aermeren gestört worden, — in Ostdeutschland möchte ich es nicht immer darauf ankommen lassen: unser süddeutsches Volk hat wie mehr Selbstgefühl so ungleich mehr Liebenswürdigkeit im Verkehr mit den Gebildeten: im Nordosten ist die Masse mißtrauisch, äußerlich unterwürfiger, z. B. in dem gräulichen slavischen Handkuß von Mann gegen Mann: — aber dann bei Ausbruch der Roheit allerdings bestialischer. Verglichen mit dem Gift des Branntweins ist das Bier ein Segen.

Schon seit 1852 bin ich bemüht, in ausgleichender „Dikaiosyne“, ingväonischer wie herminonischer Eigenart gerecht zu werden: freilich meist mit der Wirkung, es Keinem Recht zu machen (— tragisch ist das gewendet in meinem Konrad von Kärnthen in der „Deutschen Treue“ —) und die Pfeile von beiden Seiten auf mich zu ziehen. Als ich im Jahre 1874, nachdem ich Königsberg kennen und herzlich lieben gelernt hatte, an der Isar die Pregelstadt warm lobte, wollte mich Freund Steub aus Bajuvarien verbannt und in Königsberg wollte zwei Wochen darauf Freund Friedländer mich als unverbesserlichen Baiern aus der Stadt Kant's vertrieben wissen.

Lobte ich nun die Vorzüge süddeutschen Verkehrs, zumal im Freien, so muß ich freilich auch die argen Mängel der Alt-Münchnerischen Geselligkeit hervorheben. Diese Geselligkeit war eine Ungeselligkeit und erst der dankenswerthe Einfluß der Norddeutschen hat hierin Besserung geschaffen.

Wie war das denn bestellt anno 1840 in einer

Münchener Kaufmanns- oder Beamten-Familie? Die Frau, die Seele feiner gesellschaftlicher Unterhaltung, war gar nicht in der Lage, irgend eine gesellschaftliche Form einzuhalten: so gut wie ausnahmslos katholisch — Protestanten siedelten Anfangs (seit 1806) nur spärlich aus Franken, aus Augsburg, aus Norddeutschland an die Isar über — war das Bürgermädchen, wenn es nach Erledigung der Volksschule noch eine Bildungsanstalt besuchte, in einem Kloster herangebildet worden, wo es sehr viel Religion, Fertigung (— etwas altmodischer —) zierlicher Handarbeit, französisch plappern, singen, vielleicht auch Spinet spielen, aber außerdem gewiß gar nichts lernte. Von Literatur, von Geschichte, von dem classischen Alterthum, von bildender Kunst, vom Schauspiel war keine Rede: — ja, das Theater ward noch ca. 1840 vielfach als eine Veranstaltung des bösen Feindes angesehen. Ein Gespräch führen mit „Fremden" — unmöglich! Es gab gar keine Fremden: der Herr Vetter und d' Frau Bas, der Herr God (Gevatter) und die Frau Gödin, — sonst kam

Niemand zu Besuch. Feste gab es nur bei Hochzeiten, Kindstaufen, Begräbnissen, der Geburtstag ward nicht gefeiert, der Namenstag durch ein „Präsent" geehrt, die Weihnachtsfeier war unbekannt. Den Christbaum haben erst in den dreißiger Jahren protestantische Familien aus Norddeutschland an die Isar verpflanzt — statt dessen kam am 6. December der Nikla mit Ruthe und Sack und die Berchtfrau mit Aepfeln und Nüssen. Im Carneval gingen Ehepare minder strenger Weltanschauung vielleicht einmal auf die „maskirte Redoute": im Sommer „wallfahrtete" man am ganz frühen Morgen in „d' Eich" oder nach „Blutenburg". Man reiste nie: höchstens, wieder im Wege der Wallfahrt, nach Altötting, aber gewiß nicht nach Berlin! Wovon hätte die Frau Assessor oder die Frau Priechlerin mit fremden Menschen einen Abend lang sprechen sollen? (Gegenüber der Frau Bas freilich ging der Rede Fülle nicht zu Ende: über die „Ehehalten" [Dienstboten], die theuern Preise der Knackwürstel, das letzte Mirakel in Deggendorf, die Krank-

heiten der Kinder, im Flüsterton auch über das viele Trinken des „Herrn".) Und wie die Mutter, so die Töchter. Die ganze Einrichtung der Wohnung, wie die Tagesordnung schlossen jede Geselligkeit aus. Schon früh — was übrigens gar löblich! — stand man auf, in der Kirche und in der Küche verbrachten Mutter und Tochter den Morgen bis Mittag: um 12 Uhr ward — ausgiebig! — gespeist: um 6 oder 7 — Abendessen: dann ging der „Herr", so regelmäßig wie die Sonne zu Golde geht in das oft durch Erbgang vom Vater überkommene Wirthshaus — und Mutter und Tochter nach Abstrickung der vorschriftsmäßigen Maschen ins Bett — sehr früh: um 8 oder 9 Uhr. Im Sommer freilich ging die ganze Familie einschließlich des „Schnauzl" und der kleinsten Kinder auf den Keller um 5 oder 6 Uhr. An dieser streng geregelten Tagesordnung zu rütteln um des Besuches eines Fremden willen: — das war ganz undenkbar.

Aber wie an Zeit, so fehlte es in dem Hause zur Geselligkeit an Raum.

Zwar gab es den „Sal“ — oder die „Ehrenstube“ — aber das war ein schrecklicher Raum! Muffige Luft verrieth, daß die Fenster nie geöffnet wurden: die an den Wänden in Reih und Glied aufgestellten Stühle, mit roth und weiß gewürfelten Kattun- oder bunt geblümten „Pers“-Schonern überzogen, „das Kommod“ (die Commode) zwischen den zwei Fenstern gegenüber dem Eingang mit dem Christus und der „schmerzhaften Mutter“ aus Wachs, grell bemalt, unter einem zersprungenen Glassturz, links und rechts, in schnörkeligen Vasen aus dem XVII. Jahrhundert, von den Töchtern im Kloster zu Nymphenburg gefertigte höchst unwahrscheinliche Blumensträuße, daneben eine Perlmutter-Muschel, zwei Aepfel aus Wachs, über dem ganzen Aufbau von der Decke herab an einem Goldfaden schwebend ein „heiliger Geist“, d. h. eine Taube aus Wachs mit Flügeln von „Rauschgold“: — dem ganzen entströmend ein dumpfer Geruch von Wachs und Staub und den Papierblumen und ein Hauch steifer gähnender Langweile: —

wie hätten Menschen in diesem Gelaß plaudern, lachen, zwanglos vergnügt sein sollen? Jeder — Wirthe und Besucher — waren froh, hatten sie diese feierliche „Tödten" (Tod-heit) wieder im Rücken.

So ist denn — für jene Zeiten — nur wenig übertrieben die gute Geschichte der „Fliegenden Blätter", wonach ein Alt-Münchener Monate lang (die Wintermonate) die Gastfreundschaft einer befreundeten Familie in Berlin, Mittags und Abends deren Tisch theilend, genossen, und bei'm Scheiden den Berliner zum Besuch in München eingeladen hat.

An einem Sommerabend lehnt der Biedere in einem Fenster seines Hauses im ersten Stock: — da erscheint der Berliner, höflich hinauf grüßend, vor seiner Thüre. „Jesses Maria und a bisserl an Josef," ruft der Verwandte des Herrn Nudelmeyer, „ja, wo führt denn der Teifi Ihna her? No, jetzt woll mer a mal g'müthli sei. Alle Abend um achte treffen's mie im Franciskanerkeller."

XXI.

Es ist ein Verdienst der Norddeutschen in München, in diesen Dingen nun schon seit vielen Jahrzehnten Wandel geschafft zu haben.

Aber wessen es in München zu wenig gab, dessen giebt es in Berlin, Königsberg und Breslau zu viel: das Gesellschaftswesen artet in Gesellschaftsunwesen aus. Nicht nur in Rentner- und in Kaufmannshäusern, auch bei Professoren und Gelehrten nehmen die unablässigen Gesellschaften viel zu viel Zeit, Lebenskraft und — Geld in Anspruch, die alle drei anders viel besser verwendet würden. Es giebt Familien, welche das ganze Jahr über sparen an der Ernährung, an der Wohnungsmiethe, — kein erfreuliches Bild schmückt die Wand, kein gutes Buch wird je angeschafft, — aber eine große „Fête" muß gegeben werden, die an

einem Abend verschlingt, was sonst für einen Monat reichen soll. Dabei werden viel mehr Menschen eingeladen und auf einander gepferchт, als die engen Zimmer — auch nachdem sie ausgeräumt sind — fassen können. Ueber die verderbliche Verschwendung an der Tafel auch bei Professoren und Schriftstellern ward schon früher geklagt: als ob auch solche Menschen, die doch „geistig gerichtet" sein sollten, ihre Gäste lediglich einlüden, um sie für Karlsbad vorzubereiten. Dazu die unsinnig späten Stunden: — um 10 Uhr setzt man sich zu einem Abendessen von vielen schweren Gängen: — vor 2 Uhr kommen Wirth und Gäste nicht zu Bett: ich bezweifle, ob alsdann die Herren Amtsgenossen am andern Morgen so früh und mit so arbeitsfähigem Kopf an ihrem Pulte stehen wie es wünschenswerth und mir wenigstens Nothwendigkeit ist, soll ich meine berufsmäßige Amtslast tragen und meine Pflicht erfüllen können. Und ein arger Schade geht durch diese ununterbrochene Geselligkeit dem so viel gerühmten norddeutschen Familien-Leben

zu: die Kinder sehen am Abend Wochen hindurch nicht ihre Aeltern, welche als Gäste oder als Wirthe ihren „gesellschaftlichen Pflichten" nachkommen müssen. Eine junge Professorin (— Mutter! —) in Königsberg sagte mir einmal: sie erachte jeden Abend ihres Lebens für verloren, den sie allein zu Hause verbringen müsse! Da ziehe ich fast die Frau Rudelmeyer vor.

Kurz, die Berliner, Königsberger und Breslauer haben gar nicht Ursache, ihre Gesellschafts-Einrichtungen als musterhaft hinzustellen. Ich aber muß auch hierin wieder, wie in so vielen Dingen, seit bald vierzig Jahren sowohl den Süddeutschen wie den Norddeutschen die Fehler ihrer Vorzüge vorhalten, wodurch man sich bekanntlich so unfehlbar einschmeichelt.

XXII.

Damals nun (1854—1858) hatten die aus Norddeutschland und vom Rheine her zahlreich eingewanderten Gelehrten- und Maler-Familien in München längst eine wirkliche Geselligkeit eingeführt; die auch von den Eingeborenen nachgebildet wurde. Ich schwamm und plätscherte in jenen Jahren recht vergnüglich in den angenehmen Gewässern dieser Gesellschaft umher.

Da ist zuerst — a Jove principium! — zu nennen das gastliche Haus Thiersch!

Der prächtige alte Herr war schon lang in München eingewurzelt: bei seiner Berufung hatte den Fremdling, den Norddeutschen, den Protestanten, den Heiden die ganze dumpfe Wuth der Schwarzen und der verranntesten Alt-Baiern empfangen. Er ward

eine Leuchte der Wissenschaft in der Stadt der Mönche („Dervischabad“, wie Fallermayer München übersetzte), welche damals einer solchen Vorrichtung recht dringend bedurft hatte. Zugleich war der allverehrte, allgeliebte Lehrer allmälig eine für die Straßen Münchens bezeichnende Gestalt geworden, auf welche man fremde Besucher mit Stolz und Liebe hinwies, wie das kaum mittelgroße Männlein in seinem dunkelblauen Mantel und seltsamem Hütlein die Ludwigsstraße hinabwandelte, das stark geröthete Antlitz vom schönsten silberweißen Langhar umflattert. Wir Alle, nicht nur seine philologischen Schüler, liebten und ehrten ihn: unablässig mußte er unsere Grüße entgegennehmen: er erwiderte sie mit einem unschilderbaren freundlichen Lächeln des fast zahnlosen Mundes. An diesem Spätling aus Goethescher Zeit konnte man mit Augen sehen, was man unter echter edelster Menschlichkeit, als Frucht hellenischer Bildung, zu verstehen hatte. Segen seinem Andenken! In tausende meiner Landsleute hat er selbst oder durch seine

Schüler den Samen wahrer Bildung des Geistes und des Herzens gestreut.

Schon im Jahre 1848/49 war er so gebrechlich, daß er uns Gymnasiasten bei aller Verehrung ein Lächeln abnöthigte, wie er, damals Rector, bei einer der zahlreichen kleinen urgemüthlichen Straßenaufläufe jener Jahre (Anfangs um des Bieres oder der Lola Montez, später um der „Freiheit" willen), sich hoch zu Roß (lieber Gott, es war der alte Schimmel aus der Freund-schen Reitschule: viele Geschlechter von Studenten hatten auf seinem Rücken das Reiten zu lernen sich bestrebt) an der Spitze des Zuges der Studenten von der Universität aus durch die Ludwigsstraße vor die Residenz begab, um dem alten König Ludwig irgend eine Forderung vorzulegen. Dadurch, daß sich der Gütige und Weise selbst an die Spitze stellte der Bewegung, machte er diese einerseits völlig unschädlich, deckte er andererseits die unbesonnenen Buben durch die eigene Verantwortung. Von diesen Unruhen manches Drollige unten: im Zusammenhang mit der „Politik".

Das „rothe Haus", sein freundliches Heim mit dem wohlgepflegten Garten an der Ecke der Arcisstraße — nun schon lange Zeit verschwunden! — gegenüber dem Glaspalast, bildete jeden Samstag Abend die wirthliche Empfangsstätte für alte und junge Leute aus den Kreisen der Wissenschaft, der Kunst, der höheren Beamten. Der ehrwürdigen Hausfrau stand helfend zur Seite die verwittwete Tochter Frau Professor von Schaden und dieser ihr anmuthig Töchterlein Marie. Da traf man die Familien von Liebig (— der Sohn des Hauses, der so berühmt gewordene Leipziger Professor, heirathete die schöne Marie von Liebig —), Jolly, Bischof, Bluntschli, Sybel, Carrière, ebenfalls Liebig's Eidam, von Dönniges, von Kobell und Andere mehr. Hier lernte ich auch meinen lieben Josef Victor Scheffel kennen, mit dem mich bis an seinen Tod innigste Herzensfreundschaft verbinden sollte.

Sehr löblich war, daß an diesen Abenden Speise und Trank sich nicht störsam hervordrängten:

vielmehr erfüllten Musik, Gespräch, zuweilen ein aus dem Stegreif gehaltener kleiner Vortrag, die kurzen Stunden: um 8 begann's, um 11 Uhr war's zu Ende. Der Herr Hofrath kam freilich oft erst um 9 Uhr aus seinem Arbeitszimmer herüber gewandelt, langsamen Schrittes das ständige, fast an die Aegineten erinnernde Lächeln auf den Lippen, freundlich nach allen Seiten grüßend, zuweilen wohl ein aufgeschlagenes Buch in der Hand und dann, ohne jede weitere Einleitung, sofort alle Gespräche unterbrechend und seinen letzten an dem Schreibtisch angesponnenen Gedanken im Salon laut sprechend zu Ende führend. Ich erinnere mich, daß er in dieser Weise ein Gespräch zwischen Liebig und Jolly über Agriculturchemie, dem wir Alle lauschten, mit den Worten unterbrach: „Nein, nein, die Idee bei Plato hat wirkliche Existenz."

Aehnlich geartet (nur mit stärkerer Beimischung von Juristen) war die Gesellschaft im Hause Bluntschli's, wo die gütevolle Hausfrau und die gar schalkhafte Tochter Louise (später Frau Hofrath

Hecker), die Strenge der politischen oder rechtsgelehrten Unterredungen mit lieblicher Anmuth zu mildern wußten. „Louise Bluntschli“ ist mir bis heute eine treue Freundin geblieben.

Auch in das schöne Haus an der oberen Gartenstraße, welches früher Monten gehört hatte (I. S. 98), trat ich jetzt wieder ein, als Gast der Familie von Kaulbach. Oft, wann es unvermerkt geschehen konnte, ließ ich von diesen Fenstern aus die erinnerungsschweren Blicke schweifen in den anstoßenden Garten meines verlornen Aelternhauses, wo die Schwarzamsel so schwermuthvoll — wie vorahnend — gesungen hatte im hohen Ulmengipfel, der scheidenden Sonne nach, wo der Sonnenritter mit Schwert und Schild so manchen Strauß durchfochten!

In diesem Kreise überwogen selbstverständlich die bildenden Künstler: ein westfälischer Portraitmaler aus Arnsberg, Engelbert Seibertz, ein alter Freund meiner Aeltern, hatte mich eingeführt: aber die wunderbar schöne Hausfrau empfing mich freundlich lächelnd mit

den Worten: „der Nachbarsohn ist uns kein Fremdling! Oft haben wir ihm heimlich zugesehen und zugehört, wann er allein oder mit den Waffenbrüdern lange, laute Reden da drüben bei dem Berg-Salettel hielt."

Das Reizvolle an diesen Gesellschaften war nun aber gerade, daß in jedem Hause nicht nur die Berufsgenossen des Herrn, in anregender Mischung auch andere Kreise vertreten waren.

So ward bei Kaulbach's zumal auch die Musik gepflegt: hier lernte ich Franz Liszt kennen und dessen Freundin, die Fürstin Wittgenstein, deren Tochter nach meinen lieben Schotten (II. S. 526) mir zuerst wieder die Poesie echt-aristokratischer Schönheit zum Bewußtsein brachte. Kaulbach selbst sprach an diesen Abenden sehr wenig: es vergnügte ihn, still beschaulich rittlings auf einem Stuhl zu sitzen, die Lehne vor der Brust und die Arme darüber gekreuzt: diesen Stuhl trug er sich selbst abwechselnd aus dem großen Sal der reiferen Damen in das kleine

Zimmer zu uns, der weiblichen und männlichen Jugend, dann wieder in das Rauchzimmer zu den älteren Herren, bald den Einen, bald die Andere mit den Augen unverwandt musternd: — und ohne ein Wort oder höchstens nach einem gutgezielten Witzwort wieder abreitend mit seinem Stuhl.

Aber auch wann die Familie Abends allein versammelt war, pflegte er nicht viel zu reden, vielmehr, während die Anderen plauderten oder vorlasen, zu seiner Zerstreuung und Belustigung zu zeichnen. Man erzählt, so seien die köstlichen Zeichnungen zu Reinecke Fuchs entstanden: (neben der Hunnenschlacht, das genialste Werk des Meisters) während die Dichtung vorgelesen ward, hatte er, schweigend zuhörend, angefangen, auf den Papierstreifen, die er immer auf dem Abendtisch vor sich liegen hatte, das eben Gehörte mit raschem Stift zu verzeichnen: achtlos ließ er sie liegen oder warf sie fort: aber sorgsam sammelte sie die sinnige Frau, und als sie ihm eine Anzahl der Skizzen vorlegte, überzeugte er sich bald von deren blei-

bendem Werth und beschloß nun planvolle Vollendung.

Hier lernte ich auch X. Y. kennen[1]; ich habe später noch manchen eiteln Schriftsteller gesehen: aber — neben zwei Andern, deren Einer rühmte, seine jüngste Dichtung sei viel schöner als Goethe's langweiliger Tasso, der Andere seine Kinder beklagte, weil Sprößlinge eines großen Mannes nie selbst Großes leisteten — verdient X. Z. den Wettpreis. Es ging in's Unglaubliche! Nach mehr als zwanzig Jahren traf ich ihn wieder in Berlin: ich erinnerte ihn an jenen Abend bei Kaulbach: „ja wohl", rief er. „Nicht wahr? Das war damals, da ich den wunderschönen Toast ausbrachte?" Ich erwiderte, ich hätte seither allzuviel wunderschöne Toaste gehört, um mir jeden einzelnen merken zu können.

Auch Karl Piloty's Kunstwerkstätte durfte ich an der Seite seines Bruders Clemens oft betreten.

[1] Ich will ihn doch lieber nicht nennen!

Aber am nächsten stand mir unter den Historienmalern Moritz Schwind, der, gleich seinem Freunde Franz von Lachner, mir ein gar gütiger Gönner war. Schwind's ganze Eigenart als Maler und als Mensch war mir so lieb. Seine Märchenbilder von den sieben Raben und von der schönen Melusine fesselten mich mit zauberischem Reiz. Ich konnte mich dieser duftigen, sinnigen, echt deutschen Poesie nie genug ersättigen. Und der Meister hatte offenbar seine Freude an diesem jugendlichen Entzücken, das nur zage Worte fand. Er mochte mich gern leiden. Eines Mittags ging ich auf der Nordseite der ziemlich breiten Neuhausergasse auf das Karlsthor zu, während er auf der Südseite in derselben Richtung schritt. Ich grüßte hinüber und ging fürbaß.

Da scholl es über die ganze Straße laut zu mir herüber: „Halt, Herr Felixl. Stehn bleibst."

Ich blieb wie angewurzelt.

Eilfertig kam nun der Rundliche zu mir herüber, ging einmal von der Linken, dann von der

Rechten, mich scharf ansehend, von hinten nach vorn, an mir vorbei und meinte: „So! Jetzt kannst d' weiter geh'n."

Ich mochte ihn recht verwundert ansehen, denn nun lachte er: „I brauch grad' dei Nasn. Adje!"

Räthselhaft klangen mir damals die Worte.

Als ich aber nach geraumer Zeit seine Zeichnung des Schlußbildes der „sieben Raben" zu Gesicht bekam, da entdeckte ich mit einer Art von Schreck und „Schanierlichkeit" die Bedeutung jener Aussprache: der Meister hatte, wie er mir nun lachend sagte, damals „meine Nase gestohlen" (und ein erhebliches Stück des dazu gehörigen Gesichtes dazu), um sie im Profil als einen Zug allgemeiner Familienähnlichkeit den sieben Brüdern zu geben, zumal aber dem auf weißem Roß Voransprengenden: freilich hatte er dabei mir, d. h. meiner Nase, meinem Mund und Flaumbart gar sehr geschmeichelt!

Zahlreich sind die lustigen Einfälle, in welchen

der Launige seinen Gegensatz zu der „Piloty-Schule“ Ausdruck gab, deren Werkstätte im ersten Stock des Akademiegebäudes lag, während er im Erdgeschoß waltete. Er wollte immer nur das Schöne, das Holde, das Erfreuende gemalt wissen. Er stieß sich daran, daß Piloty so häufig „Moritbaten“ bringe: erst die Ermordung Wallenstein's, dann die Cäsar's. Als wieder einmal gar viele Leute die Treppe hinauf strömten, gerade oberhalb Schwind's Gemach ein eben vollendetes Gemälde Piloty's zu bewundern, fragte er seine Schüler: „Gehts, schaut's doch a mal da droben, was in der Piloty-Schul wieder für a Unglück passirt is?“

Du lieber Gott! Wenn ihm schon die ledernen Reiterstiefel Piloty's „zu ledern“ waren, was würde Meister Moritz zu der heute herrschenden Anbetung des Ekelhaften, Uebelriechenden und in Fusel Verthierten sagen!

Ein echter Süddeutscher, Oesterreicher, Wiener, hegte er lebhaften Widerwillen gegen gewisse Aus-

wüchse der Berliner „Gargscheutheit" und machte dem zuweilen Luft in verblüffender bajuwarischer „Gröben" (Grobheit). Zumal die ästhetisirenden, Alles bemäkelnden, zersetzenden, geistreichernden und ununterbrechbar fort schwatzenden Berliner Kunstkrittler — getaufte wie ungetaufte — konnte er nicht ausstehen. Auf einem der unvergeßlich schönen Waldfeste bei Groß-Hessellohe (s. oben S. 139, 149), welche die Münchener Künstler damals so sinnig, dichterisch und launig zu gestalten wußten (O jerum, jerum, jerum, o quae mutatio rerum!), plagte den Meister Stunden lang ein solcher kürzlich erst von der Spree eingetroffener Jüngling unter unablässigem, dem Plätschern eines Springbrunnens ähnlichem Kunstgeschwätz mit dem aufdringlichen Verlangen, allen Berühmtheiten vorgestellt zu werden, namentlich Kaulbach wollte er um jeden Preis sprechen. Nach wiederholter vergeblicher Bemühung, diesen Freund zu retten, schrie Meister Schwind ganz laut: „So käm' es her, in drei Teifi's Name! Du, Kaulbach, schaug' um. Dös ist der Herr

X. aus Berlin und er hat sich für heut sei' Maul extra frisch vorschuhen lassen!"

Allmälig hatte sich aus den Familien der von König Max berufenen Professoren und Schriftstellern, gemischt mit solchen Einheimischen (meist protestantischen — doch fehlten auch katholische Häuser nicht —), welche sich jenen gern anschlossen — ein so weiter Kreis gebildet, daß ihre nun fester gestaltete Gesellung den Namen der „Fünfziger" annehmen konnte: zählte man uns junge unverheirathete Männer dazu, stieg die Zahl erheblich darüber.

In mehrfach wechselnd gewählten Räumen kamen wir allwöchentlich zusammen: die Führer waren die Häupter der oben genannten Familien. Die jungen Pare freuten sich des Tanzes, die Mütter waren (— wie immer! —) wachsam und weise, die alten Herren sprachen über Politik, Kunst, Universität und Wissenschaft; ganz vorzüglich gedieh aber unsere Kneipzeitung, die „Neuesten Nachrichten der Fünfziger", welche zu Mitarbeitern fast alle Glieder der alsbald zu schil-

dernden Krokodil-Gesellschaft, aber auch manche andere lustige Gesellen und witzige Köpfe zählte: Dr. von Lützow, später Professor der Kunstgeschichte zu Wien, der Philosoph Johannes Huber (II. S. 472—499), Godin, Piloty, Freyberg und viele Andere wirkten munter darin mit.

Ich besitze die Blätter noch und gebe vielleicht im Anhang eine Probe.

XXIII.

Bevor wir aber nun den Werdenden zu den Gruppen von Dichtern und Schriftstellern in dem damaligen München, bevor wir ihn zu Friedrich Rückert nach Neuseß und zu dem theuren Herzensfreund Josef Victor von Scheffel begleiten, müssen wir nachholen, wie sich denn in diesen Jahren in ihm selbst Begabung und Drang der Dichtung entfaltet, welche Richtung sie eingeschlagen hatten.

In der Zeit von der Rückkehr aus Berlin bis zum Abgang von der Hochschule hatte die Poesie fast vollständig geruht; es fehlte während jenes unvernünftigen Ueberarbeitens (II. S. 558 f.) an der Zeit, mehr noch an der Stimmung: Lehrbücher und Vorlesungshefte auswendig lernen stimmt nicht eben dichterisch: es entstanden damals nur ein par Stoßseufzer

und schrille Schreie bei dem schroffen Bruch mit Minna. (Jugendgedichte [II. Auflage. Leipzig 1891] S. 34 bis 38.)

Allein kaum war mir der Albdruck der Prüfung von der Seele genommen, da schnellte der so lange widernatürlich niedergehaltene Trieb freudig und kräftig empor. »A change came o'er the spirit of my dream«: Lebensfreude, Selbstvertrauen, wie noch nie im Leben, schwellten die junge Brust; allerlei Hoffnungen von einem irgendwo meiner harrenden Glück bewegten mich mit beflügelten Hoffnungen, die deßhalb nicht minder glänzend schillerten, weil sie wenig festen Kern hatten. Nur daß die Liebe, die immer gesuchte, nie gefundene, jenes Glück gewähren werde, — das stand nun fest, ob ich diese Ahnung auch schämig und scheu in mir verbarg.

Die neue Beschäftigung am Gericht verstattete bei strenger Zeiteintheilung Muße genug, wieder, wie dereinst auf dem Gymnasium (I. S. 191—198), planmäßig die poetische Literatur aller Völker, womöglich

in deren Sprachen zu verfolgen, Altgeliebtes zu wiederholen, Lücken zu ergänzen, neue Erscheinungen nachzuholen. Morgens vor dem Gang nach Haidhausen ward freilich deutsches Recht gearbeitet, aber nach dem hastig erledigten Mittagmahl blieb in dem sonnigen Stüblein in der Wurzerstraße fast noch eine Stunde frei und diese, sowie die Zeit nach dem stets zu Hause verzehrten Abendbrod bis gegen Mitternacht ward nun vor Allem zu einem gründlichen Studium und Genuß von Shakespeare mit den Anmerkungen von Malone und an der Hand von Gervinus verwendet: ich las zweimal alle seine, auch die nicht dramatischen Dichtungen: — mit mächtigstem Gewinn für den Ausdruck, der nun fester, schärfer, gedrungner ward, mehr noch durch gewaltige Erweiterung des Geschichtskreises für Menschen und Dinge.

Daneben studirte ich mit Begeisterung Vischer's Aesthetik: gierig harrte ich, bis wieder eine Lieferung erschien und ergetzte den Geist an dem kunstvollen Gewebe Hegel'scher Dialektik in den „Paragraphen" kaum

minder als das Kunstgefühl an den Anmerkungen, welche eine in keinem andern ästhetischen Werk erreichte Fülle der feinstsinnigen Beobachtungen darbieten über das Naturschöne, das Kunstschöne, das Wesen der einzelnen Künste, die Gesetze der Kunstgattungen und zumal auch über die seelischen Vorgänge in dem Künstler und Dichter bei der Gestaltung des Kunstwerks. Da ich nun auch Kant, Schiller, Baumgarten, Solger, Hegel, ja von Platon und Aristoteles an die ganze Geschichte der Aesthetik gründlich theils schon studirt hatte, theils nun studirte, trat ich in den Kreis der „Krokodile" mit einer Gedankenschulung, welche den allermeisten, auch den ältesten Gliedern fehlte, so daß ich oft nur aus Bescheidenheit schwieg, wann jene reifsten Selbst-Geschulten die unreifsten Vorstellungen vorbrachten und verfochten.

Uebrigens war es bei meinen Mitteln kein Leichtes, mir das kostspielige Werk mit meinen „Blutkreuzern" anzuschaffen — tief kam ich auch dadurch bei Herrn Christian Kayser in die Kreide: als ich das ein Viertel-

jahrhundert später dem theuren, hochverehrten Meister einmal beim Abendtrunk in der „Kampenwand" zu Prien erzählte, meinte er lachend: „Die Anmerkungen — nun ja! Aber das Geld für die „Paragraphen" hätten Sie g'scheuter in Hofbräuhaus-Bier angelegt." Er ging später in Verwerfung der „Hegelei" in jenen Paragraphen fast all zu weit.

Da nun in jener Zeit meine Forschung ganz unter dem Zeichen Jakob Grimm, Konrad Maurer, Eichhorn, Wilda, der Edda und der Sagen, dann der geschichtlichen und Rechts-Quellen von Cäsar und Tacitus bis auf den Sachsenspiegel stand (oben S. 31 f., 98, 106), konnte es nicht ausbleiben, daß, wie mir Scheffel einmal schrieb, „in diesem hochaufgehäuften Gestein germanischer Alterthümer auch das Gold germanischer Poesie stark leuchtend zu Tage stand."

In der That: damals vollzog sich in und während der wissenschaftlichen, d. h. geschichtlichen, rechtlichen, mythologischen, sittengeschichtlichen Arbeit in den Quellen der germanischen Urzeit bis etwa

zum Untergang der Staufer auch jene Durchdringung meiner Einbildungskraft nicht nur mit den Gegenständen, auch mit der Denk- und Sprach- und Gefühls-Weise unserer Ahnen jener Zeiten.

Allerlei Lyrik ging freilich nebenher, wie sie die schöne Natur der Berge (II. S. 170 f.), aber auch der Isar-Ufer, wie sie die Freude an schönen Mädchen, die sehnsuchtvolle Ahnung zu suchenden Liebesglückes, dann auch wohl die eigne oder fremde Philosophie anregten.

Jedoch am mächtigsten drängte es damals zur epischen Gestaltung der massenhaft aufgenommenen altgermanischen, nordischen, englischen, hohenstaufischen Stoffe und so entstanden zahlreiche Balladen solchen Inhalts, die nun in der Sammlung der „Jugendgedichte" abgedruckt sind.

Am stärksten zog mich an, wie in geschichtlicher Forschung, so in dichterischer Vorstellung, die Zeit der Völkerwanderung, in welcher die überreiche und überreife Bildung des Alterthums mit ihrer üppigen

Weltlust, das fleischfeindliche, weltflüchtige Christenthum und das rauhe, ja rohe, aber von heldenhafter Kraft strotzende Germanenthum mit seinem Welteroberungsdrang auf einander stießen. Die Zeiten von der ersten Berührung der Germanen mit den Römern bis über Karl den Großen hinaus, beschäftigten am dauerndsten meine Arbeit, am vertrautesten meine Einbildungskraft. So entstand, angeregt durch die taciteische Schilderung des Gefolgschaftswesens, die von Maurer erzählten Wikingerfahrten, und die alte Liebe zu hellenischer Kunst-, Lebens- und Natur-Schöne (I. Band, S. 13) die kleine Erzählung in Versen: „Harald und Theano“: der Führer einer sächsischen See-Gefolgschaft landet (zur Zeit des Galerius) heerend auf Kypros, rettet die von dem Statthalter verfolgte kleine Christengemeinde, gewinnt die Liebe der Schwester des Statthalters, welche bisher zwischen griechischer Weltfreude und christlicher Entsagung schwankte, wird aber ermordet und nun folgt Theano dem Christenpriester auf den Ger-

manen=Schiffen, im Nordland das Kreuz zu verkünden.

Im Laufe des Winters 1854/55 trug ich den allmälig reifenden Stoff mit mir umher: ohne eine Zeile niederzuschreiben, entwarf ich ganz genau die Aufeinanderfolge der Geschehnisse, auch der Reden und Gegenreden: und erst als ich hierüber wie über die ästhetische Verwerthbarkeit des Stoffes im Allgemeinen und in der Kunstform der Erzählung in Versen mit mir (und mit Vischer, d. h. dessen Buch) völlig im Reinen war, schrieb ich das Ganze, in mich selbst überraschend kurzer Zeit, nieder.

Es war meine erste umfangreiche Dichtung: ich war auf jenes Verfahren, ohne Nachdenken, ganz von selbst gekommen, meiner Eigenart und Neigung folgend.

Und diese Art, dichterisch zu arbeiten, habe ich seither immer angewandt: ich bereue es nicht. Manche, welche mit Einzelausführungen beginnen, nach einem noch nicht genau festgestellten Plan, bleiben in jenen Einzelheiten stecken, räumen ihnen zu weiten Umfang

ein, gerathen durch dieselben in Widerspruch mit der Gesammtanlage und lassen das Ganze liegen. Das ist mir niemals widerfahren. Ich könnte auch gar nicht in anderer Weise schaffen. Forschung und Lehre haben mir von je nur einen verschwindend kleinen Theil von Zeit und Kraft für die Dichtung übrig gelassen. Dazu kam und kommt, daß sich aus Leben, Natur und Forschung in Philosophie oder Geschichte — im weitesten Sinne — von jeher so zahlreiche Gegenstände für dichterische Behandlung auf einmal aufdrängten und aufdrängen, daß ich, im Gegensatz zu vielen Andern, stets an Ueberfülle der Stoffe, nicht an Stoff-Mangel, leide. Drei bis sechs bis zwölf Gegenstände für Ballade, Erzählung in Versen, Schauspiel, Prosa-Erzählung beschäftigten seit Jahrzehnten und beschäftigen mich noch heute in meinen stillen Gedanken gleichzeitig, oft in Einer Stunde wechselnd, und unaufhörlich bis zur Erledigung.

Aber ach, Erledigung! Diese wird für die allermeisten meiner Pläne ein frommer Wunsch bleiben.

Denn ob ich noch vierzig Jahre mit ungeschwächter Geisteskraft gestalten könnte, — ich würde doch nicht fertig mit all' den Stoffen, die ich nicht etwa nur als unbestimmte Nebelflecken allgemeiner Aufgaben mir in der Ferne vorschweben sehe, sondern bis in's Einzelne Bild für Bild, Stufe für Stufe des Aufbaues durchdacht habe, so daß ich jede Stunde beginnen könnte mit dem Niederschreiben.

Ich hätte, wie gesagt, mit der winzigen, für die Dichtung mir freibleibenden Zeit nicht so viel Dichterisches zu Ende bringen können, verwendete ich nicht zu dem schwersten, wichtigsten Theil dichterischer Arbeit: dem Prüfen und Durchdenken des Stoffes bis in das Kleinste, jene vielen Viertelstunden, ja Stunden, welche der Spaziergang, die Reisefahrt auf der Eisenbahn, höchst langweilige Gesellschaften und ähnlicher Zeitvertreib in Anspruch nehmen.

Ich kann so vortrefflich schweigen, ach, so viel besser, als reden oder schreiben. Und ich kann die längsten Reden anhören und auch ganz leidlich beant-

worten, während meine Gedanken im Stillen an irgend einer verwickelten Aufgabe in einer Dichtung Fäden lockern oder schürzen. Zuweilen merkt es dann freilich wohl der Andere, daß ich nicht ganz genau seinen Gedanken gefolgt bin: aber es freut ihn, daß er so viel schärfer und rascher denkt, als ich. Und so ist uns beiden geholfen. —

In solcher Weise habe ich den „Kampf um Rom", siebzehn Jahre, „Bissula", „Odhins Trost", „die Kreuzfahrer", „Attila", „die Bataver", „Weltuntergang" alle länger als zehn Jahre mit mir in Gedanken herumgetragen, gleichzeitig bald an dem einen weiterbauend oder schnitzelnd, bald an dem andern.

Aber nun zurück zu „Harald und Theano": dies Liebespar führt uns des Wegs zu Friedrich Rückert nach Neuseß.

XXIV.

Weihevoll und feierlich wird mir zu Sinn und dankbare Rührung ergreift mich, gedenke ich der leisen, aber goldenen Fäden, welche mit dem poesie-umwobenen Dichterhause zu Neuseß mich verknüpfen.

Einiges, — nicht viel, — von meinen Beziehungen zu dem großen Dichter, dem herrlichen Menschen, mag nunmehr verlauten: ist doch bald ein Menschenalter darüber hingegangen. —

Wir sahen bereits (I. S. 14, 84, 191), Schiller und mein Garten waren meine ersten Lehrer gewesen: Homer mein zweiter: mein dritter ward Friedrich Rückert.

Im Jahre 1849 wählte Luthardt, der auch meine poetischen Neigungen kannte, als Preisbuch für mich die (I. S. 178) genannte Sammlung von Rückert's Gedichten.

13*

Alsbald las und studirte ich sorgfältig auch alle andern Werke Rückert's; Rückert, später dann Platen und Geibel, wurden meine Lehrer in der Form: — dies Wort im weitesten Sinne gedacht.

Aber außer der vollendeten Meisterschaft über die Sprache zog auch die monistische Weltanschauung Rückert's („sterbende Blume"), zumal „die Weisheit des Brahmanen", mich auf das mächtigste an: schon deßhalb blieb Rückert's Brahmane mein wahres Erbauungsbuch: den größten Eindruck machte immer wieder die Fülle der Schönheit und Weisheit und tiefsinnigen Einfalt, welche an das Kleinste das Größte zu knüpfen verstand, aus unscheinbaren Thautropfen das Göttliche hervorleuchten sah.

Wohl gedenke ich noch, wie ich im Frühling 1853 zu Berlin, in meiner höchst bescheidenen Studentenstube, wann die Glocken des nahen Doms an schönen Sonntagmorgenden in die Kirche mahnten, meinen Brahmanen ergriff und, mit lauter Stimme daraus lesend, im Zimmer auf und nieder schritt, bis ich,

berauscht von Begeisterung und Andacht zum Hause hinaus stürmte und erst im Thiergarten, in den einsamsten Buschwegen, oft in strömenden Thränen unbestimmter Sehnsucht Ruhe fand (I. S. 363, 505).

Rückert war der Apostel, jenes Buch das Evangelium des Monismus für mich geworden.

Als ich nun nach dem Abgang von der Hochschule wieder eifriger der Dichtung oblag, hegte ich doch bange Zweifel, ob ich irgend genügende dichterische Begabung besitze, um es verantworten zu können, einen Theil meiner Zeit und Kraft der Wissenschaft zu entziehen und zur Ausbildung jener Anlage zu verwenden?

Denn ich war sehr bescheiden und von der olympischen Selbstzuversicht, welche heutzutage so viele jüngste Poeten in beneidenswerther Unfehlbarkeit beseelt, sehr weit entfernt.

Und dankbar gedenke ich es meinen Aeltern, daß sie es an scharfer Beurtheilung nicht fehlen ließen, nicht durch Eitelkeit auf den Sohn diesen selbst eitel machten. Solche Selbstbezweiflung hat mich auch

später glücklicherweise nicht verlassen: wollte ich doch aus lauter Bedenken, ob meine Kraft die Schwierigkeiten der Aufgabe lösen könne, noch nach der Uebersiedelung nach Königsberg im Jahre 1873 die bis zum Tode des Witichis vollendete Handschrift des „Kampf um Rom" verbrennen; nur die dringenden Bitten meiner lieben Frau Therese brachten mich davon ab und bewogen mich, die Vollendung zu versuchen.

Während mich nun damals — Winter 1854/55 — solche Zweifel beschäftigten, las ich in einem Gedicht Rückert's, daß sein Geburtstag auf den 15. Mai falle. Da kam mir der Einfall, dem Hochverehrten zu jenem Tage eine kleine Freude zu bereiten. Ich vertiefte mich, alle seine Dichtungen nochmal durchgehend, in seinen philosophischen und künstlerischen Entwicklungsgang und zeichnete in einem langen Gedicht seine dichterische Eigenart, seine Leistungen auf den verschiedenen Gebieten der Lyrik, Erzählung, Lehrdichtung, auch des Schauspiels. Das Gedicht

schickte ich ihm zu seinem Geburtstag, natürlich ohne meinen Namen zu nennen: Schüchternheit hielt mich davon ab: ich fügte nur bei, falls dem Gefeierten die Verse nicht ganz werthlos schienen, möge er mir gütig unter einem Decknamen postlagernd ein kurzes Wort schreiben.

Ich war fest überzeugt, daß ich keine Antwort erhalten würde.

Wie groß war daher meine Freude, meine Ueberraschung, als ich bei der ersten Anfrage auf der Post wirklich eine Sendung aus Coburg vorfand, die folgendes Gedicht enthielt. Ich lief damit brennenden Kopfes an meinen lauschigen Lieblingsplatz im „englischen Garten", tief in den Buschwegen des „Aumeisters", und las die schönen Zeilen wieder und wieder:

Neuseß bei Coburg, Mai 1854.

Ich bin nun über meine Poesien
  Soweit hinaus gekommen,
Daß sie bei'm Rückblick halb, verschwommen
  In Duft, dem Auge sich entzieh'n.

Wer hat mit Liebeszaubermacht
Mich selbst mir selbst im Bild so klar zurückgebracht?
Nie ward der Tag, von dem in Mitten
Der schöne Maimond ist entzwei geschnitten,
Der seinen Jugendschmuck nun schon vor mir entfaltet,
So oft, daß ich daran gealtet,
Nie ward er schöner angebunden,
Mit Kränzen, sinniger gewunden,
Mit Wünschen, inniger empfunden,
Als ich in Deinen Blättern heut gefunden.
Was wünsch' ich Dir? was ich aus Deinem offen
Gelegten Innersten mit Zuversicht darf hoffen:
Daß Du des Lebens Kampf, den schweren,
Mit Glück bestehest und mit Ehren.

Friedrich Rückert.

Diese gütigen Worte ermuthigten mich nun zu einem weiteren Schritt. Wem konnte ich mit größerem Vertrauen die Entscheidung übertragen der mich quälenden Frage, ob ich eine der Pflege würdige Begabung besitze, als dem verehrten Dichter, der dem Unbekannten so freundlich geantwortet hatte?

Als ich daher im Laufe des Jahres nun „Harald und Theano" vollendet hatte, schickte ich zum folgen-

den 15. Mai abermals eine Geburtstagssendung nach Coburg: die Handschrift der kleinen Erzählung, mit der Bitte, sie zu prüfen und mir das Urtheil zu sprechen. Ich erbat dies Urtheil unter dem Decknamen: „Felix Warten, Abgabe Herrn Clemens Piloty“ — den ich ins Vertrauen zog. Mit ängstlicherem Bangen ward wohl selten einer Entscheidung entgegen geharrt: war ich doch entschlossen, bei Verwerfung des Gedichts alle meine bisherigen Verse zu verbrennen und alle künftigen zu verschwören.

Wie schlug mir das Herz, als der gute Clemens mir eines Abends die Antwort brachte: ich erbrach eilig und las:

„Neuseß, Pfingsten 1855.

Diesmal brachte der Mai mir weniger Blumen im Garten,
Doch aus der Fern' ein Lied brachte mir schönen Ersatz:
Duftigen Glanz aus Nord und Süd, Harald und Theano,
Blüthe so reich, die noch reichere Früchte verheißt.

Mein lieber junger begeisterter Freund! Nehmen Sie freundlich diesen dürftigen Dank für ihre reiche diesjährige Gabe, die mich nicht nur innig erfreut,

die mich selbst überrascht hat nach der vorjährigen, welche mich zwar alles Schöne und Gute von Ihnen erwarten ließ, aber nicht gleich so was Großes, wie das hier Zurückfolgende. Es hat meinen ganzen Beifall, auch den meines Hauses gewonnen: denn meine beiden Töchter haben es ihrer Mutter vorgelesen. Es ist vortrefflich erfunden, angelegt und ausgeführt, mit fortwährend gesteigertem Interesse bis zum befriedigenden Schlusse. Nun lassen Sie's bald drucken: ich denke, es soll auch den Leuten gefallen, und, wenn Sie nicht anders wollen, dediciren Sie es mir, was an sich unnöthig wäre. An zwei Stellen hab' ich mit Bleistiftschrift eine Verbesserung gefordert, die Ihnen leicht sein wird, einmal daß der gute Junge das Gift nicht so unnöthiger Weise trinkt, statt es wegzuschütten. Sie werden's wohl mit seiner sentimentalen Verzweiflung motiviren können. Sodann, daß Jungfrau Theano bei der Leiche etwas schwunghafter klage, Sie scheinen mir hier etwas geeilt zu haben. Vielleicht dürften Sie auch, wenn Sie das Ganze

noch einmal durchsehen, bei einigen Versen nachhelfen. Die gewählte Versweise hat zwar meinen ganzen Beifall, besonders auch, daß sie weder lauter Reimpare, noch lauter gleichmäßige Reimverschlingungen anwenden, sondern eine dem epischen Fluß zusagende Mischung. Aber hin und wieder sind die auf einander reimenden Zeilen zu weit und durch zu viele Zwischenglieder von einander getrennt, so daß sie einzeln wie reimlos klingen, weil man bei'm letzten den ersten vergessen hat. Ihre Reimtheorie selbst ist streng genug und rein Platenisch; aber nicht gelernt haben Sie von diesem Meister, den unangenehmen Hiatus zu vermeiden, das ablautende e vor anlautendem Vocal; dagegen werfen Sie, was mir hart klingt, dieses e nicht selten vor Consonanten ab, besonders beim Zeitwort, dann, wenn ein unmittelbar dazu gehörendes „ich", „er", 2c. aus metrischer Noth davon getrennt ist: z. B. „h a b' vieles i ch geduldet". Nicht nur die Apostrophirung hab' halte ich für fehlerhaft, sondern auch die Abtrennung des „ich", wenn nicht

ein besonderer Nachdruck darin liegt. Weil ich einmal bei'm Schulmeistern bin, will ich einen wichtigen Punkt berühren, der nicht die Construction des Satzes, sondern das Gedicht selbst betrifft. Gegen den epischen Ton selbst hab' ich nichts einzuwenden und nichts gegen dessen leichte lyrische Färbung und stellenweise Erhebung zur wirklichen jenem Ton unterlaufenden Lyrik. Damit ist wohl auch der eigentlich unepische Gebrauch des erzählenden Präsens zuzugeben, welches ja schon Virgil gegen Homer durchsetzt. Nicht zugegeben aber wird von mir das Rückwärtsschlagen der Erzählung, das Zurückspringen von einer Scene zu einer der Zeit nach früher zu denkenden. Das Epos, nach meinen Begriffen, muß eben so stetig vorwärts schreiten, von Scene zu Scene, wie das Drama, in welchem ein Rückwärtsgehen schon physisch unmöglich ist auf der wirklichen bretternen Bühne. Aber das Epos baut uns eben solche Bühne vor der geistigen Anschauung auf, auf der es auch nicht rückwärts gehen darf. Ich weiß wohl, und damit sind sie freigesprochen, daß

keiner unserer Dichter dieses Gesetz erkannt hat, selbst Platen nicht, der in den Abassiden beständig dagegen sündigt. In Hermann und Dorothea ist das Gesetz beobachtet, aus dem göttlichen Instinkt, der Goethe überall sicher leitet. Wenn Sie es aber für künftige Anwendung studiren wollen, so gehen Sie die Zeitfolge der Odysse durch. Unsere Leser wissen natürlich gar nichts davon: aber es hängt damit zusammen, daß sie alle Geschichten so chaotisch stoffmäßig aufnehmen, oder vielmehr an sich vorüberbrausen lassen. Es versteht sich, daß Sie an Ihrem Gedicht in diesem Stück nunmehr nichts ändern können; es würden dadurch mehrere der schönsten Scenen wegfallen. Aber ich wünschte zu wissen, ob Ihnen meine Theorie einleuchtet?

Mit herzlicher Liebe

Ihr Rückert."

Da war der Jubel groß!

Sofort schrieb ich nun mit Nennung meines Namens und strömte meinen Dank und meine Freude aus.

Der Brief mit seiner jugendlichen Begeisterung muß dem Alten gefallen haben: denn alsbald erhielt ich folgende Zeilen.

„Geliebter junger Freund!

Nun aber darf ich Sie nicht länger auf Antwort warten lassen, wie schwer mir auch die Feder geht. Anfangs waren es einige Besuche, die mich störten und zerstreuten, dann lähmte mich völlig Wochen lang der feindselige formlose Regenhimmel, der auch heute noch mich verdüstert, mich keinen hellen Gedanken denken, noch weniger schreiben läßt. Darum mach ich's kurz ab, um desto weniger durch dumpfe Rede die klare warme Begeisterung, in der Sie schwimmen, zu dämpfen. Zuerst meinen Glückwunsch zu der siegreichen Doctorschaft und den aus dem Felde geschlagenen so und so viel Disputanten. Daß Sie „singend wie ein Spartaner“ in den Kampf gingen, hat mir einen Freudenschauer erweckt. Das angestrebte Lehramt wird Ihrer Poesie kein Hemmschuh, sondern eine Balancirstange sein; jetzt aber

sähe ich gern alsbald Ihr Gedicht gedruckt. Den Schlußgesang wegzulassen, rathe ich nicht, eine solche Zusammenfassung ist schließlich ja nothwendig; man soll nichts Neues daraus ersehen, sondern nur sich beruhigt und erhoben fühlen; auf den materiellen Inhalt kommt dabei gar nichts an, und ich erinnere mich auch dessen gar nicht, sondern nur, daß mich sicher Form und Kürze befriedigte.

Es freut mich, daß Sie so gründlich tapfer gegen meine Forderung des dramatischen Fortschrittes im Epos ankämpfen, aber ich weiche um keinen Finger breit zurück. Ich räume der Lyrik nicht das Recht ein, auf diesem Gebiet ihre sonstigen Sprünge zu machen; und Ihre Autoritäten verwerf' ich: einige davon, wie Tasso und Cervantes, sind in der That nicht gegen mich. Ariosto gehört als Humorist nicht hierher, Byron nicht als chaotisch formloser Ueberpoet, Platen's Abassiden verwerf' ich eben wegen dieses Fehlers. Dagegen beruf' ich mich auf Wieland's Oberon, Goethe's Hermann und Dorothea, Wilhelm

Meisters Lehrjahre und Wahlverwandtschaften: doch der Streit ist nicht schriftlich abzuthun, wir wollen ihn mündlich durchkämpfen. In meiner Familie sind Sie geistig eingeführt und aufgenommen, und es steht nur bei Ihnen, daß Sie's auch persönlich werden, indem Sie den kurzen Flug von München bis hieher machen und bei uns weilen je länger, je lieber. Meine Frau zwar ist sehr leidend, wird Sie aber gleichwohl gern sehen, und meine Töchter fragen mich häufig, ob ich Sie denn noch immer nicht eingeladen habe? Jetzt eben haben wir keinen Besuch, außer einer — es ist seltsam — jungen Russin, mit der meine älteste Tochter letzten Winter in Weimar einen Freundschaftsbund schloß; da gerade jetzt keine großen Siege der Alliirten [1]) zu feiern sind, geht es ohne Collisionen ab. Mit Anfang des nächsten Monats erwarten wir unsern gewöhnlichen Feriengast, meinen ältesten Sohn mit Frau aus Breslau, mit welchem Sie wohl wegen

[1]) Es war das Jahr des Krimkriegs.

naher Berührung Ihrer Fachwissenschaften sich ergiebig ausſprechen und verständigen könnten, wenn die Unterhaltung mit mir selbst stockt, denn das Alter, das sonst geschwätzig machen soll, hat in Verbindung mit der Einsamkeit mich einsilbig gemacht. Nun also, Sie sind auf's freundlichste eingeladen von uns allen und mir

dem Ihrigen

Rückert."

(Nicht datirt von Rückert, erhalten in München am 23. Juli 1855.)

XXV.

Eine Einladung von Friedrich Rückert! In sein Haus! In jenes Neuseß, das mir stets als der Inbegriff aller Natur-Poesie, das Ideal aller Dorf-Idyllen vorschwebte: — freilich kannte ich es ja nur aus gelegentlichen Schilderungen Rückert's: zumal aus dem Gedicht:

Abschied von Neuseß.

„Neuer Sitz am alten Koburg,
Mir im Herbst ein neuer Lenz,
Meine kleine Freuden-Frohburg,
Ehrensitz und Residenz;
Dessen Schatten ein Vertrauter
Meiner Einsamkeit sprießt,
Wo die Lauter hell und lauter
Meinem Zaun vorüberfließt.

Wer konnte glücklicher sein als ich! Die Doctorprüfung war bestanden, nur der Promotionsact stand

noch aus: Rückert erfreute sich immer daran, daß ich, wie ich ihm wiederholt erzählen mußte, singend „wie ein Spartaner zur Schlacht", an einem herrlichen Frühlingsmorgen meinen geliebten englischen Garten entlang in das Universitätsgebäude gegangen, dort die Clausur-Arbeit (oben S. 38) zu machen.

Rückert's zweifellose Anerkennung meines Talents hatte mich gewaltig gehoben: ich glaubte von nun ab fest an meinen Stern und selten und nie auf lang hat er sich seither verdunkelt: es war eine frohe, frühlingsfreudige Zuversicht über mich gekommen: eine unbestimmte Ahnung, eine drängende Sehnsucht trieb mich vorwärts: mir war, alsbald müsse nun ein nie gekanntes Glück Einzug halten in mein Leben. — —

Mit Freuden gaben die Aeltern die Erlaubniß zu der kleinen Reise, und an einem lachenden Sommermorgen fuhr ich von München nach Coburg, nach Neuseß, zu Friedrich Rückert! Ich sagte mir das manchmal leise vor: denn ich wagte kaum, es für wirklich zu halten.

Wie ward mir so heiß und so bang und so wonnig zu Muth! Ich war in einem Rausche von Begeisterung, von Dank, von Poesie, von Ahnung, von verwirrender Sehnsucht; mächtig stieg mir das Blut in Herz und Haupt: dazu die volle Pracht und Ueppigkeit des Hochsommers: das strahlende Blau des Himmels, die strotzenden Gefilde, die feuchte Wärme der wallenden Luft: mir schwindelte manchmal. Ich bin aus diesem Zustand seliger Berauschtheit nicht heraus gekommen, bis ich wieder nach München zurückgekehrt war. Ich schrieb Rückert die Woche, in der ich kommen werde, aber nicht den Tag: ich fand es „poetischer", ihn zu überraschen.

Höchst überschwänglich! wird man sagen. Gewiß: aber ich war gerade einundzwanzig Jahre alt. Und ich war doch ganz anders als die allermeisten Einundzwanzigjährigen, zumal wie sie heutzutage sind. Ich war mit all meinem Spinoza und Hegel — ein Kind, ein Knabe, der noch nichts erlebt hatte: wohl hatte ich ein Jahr in dem großen Berlin studirt,

aber eben wirklich fast **nur** studirt: ich war — wie soll ich sagen? — es klingt affectirt: aber ich weiß kein besseres Wort: ich war wie jung Giselher, da er die erste Fahrt von Worms thut und jung Dietlind findet. Sicher war ich sehr überschwänglich, aber in Aufrichtigkeit, nicht in Gemachtheit. Und wenn ein Poet mit 21 Jahren **nicht** überschwänglich ist, — dann hat er wohl nicht viel Einbildungskraft und — Blutwärme.

Mittags 2 Uhr kam ich über Lichtenfels in Coburg an: — „abermals in sechzehn Jahren bin ich dann gleichen Wegs gefahren" — ich warf mein Ränzel im „Schwan" ab, wie damals das spätere Hotel Leuthäusser hieß, schlenderte dem Kellner, der mich fragte, ob ich nichts essen wolle? einen verächtlichen Blick zu — (ich! essen! auf dem Wege zu Rückert!), — fragte „welches ist der nächste Weg nach Neuseß?" und stürmte hindann.

Wie wunderschön das Thal ruht, von Waldhügeln umhegt, wie malerisch die alte Veste da oben ragt,

— ich sah es damals kaum —: es riß mich fort, wie es das Eisen zum Magnet zieht. —

Eine halbe Stunde mag Neuseß von der Stadt entfernt sein: aber viel zu lang schien mir der Weg auf der staubigen Landstraße: nördlich liegt Neuseß, das wußt' ich: so sprang ich denn bald über den Straßengraben nach links in die Felder und lief durch die Wiesen, mit und ohne Weg, auf die in der Ferne auftauchenden kleinen Häuser zu. Bald hielt ich in dem Dorf vor der Kirche. Links neben dieser stand, eine Ecke bildend, an der einen, der Süd-Seite, von einem schmalen, aber lebhaft rinnenden Wasser umspült, ein nicht hohes, einstöckiges, ziemlich in die Länge gezogenes Haus: die Theile zur Rechten schienen Oekonomiegebäude: das Wohnhaus war wunderschön von grünem Schlinggerank überzogen. „Das ist sein Haus,“ sagte ich mir, und zog die Glocke. Alsbald öffnete sich oben an der Thür ein rundes Fenster und aus der Umrahmung von grünem Weinlaub schaute auf mich herab — ein ganz pracht-

voll schöner Mädchenkopf: mir schoß alles Blut in das Herz: eine Zeit lang blickte ich starr nach oben — sehr unpassendermaßen! —, wie mir, zu meiner weiteren Verwirrung, nachgerade beifiel; endlich fragte ich: „wohnt hier der Dichter Rückert?" Wieder höchst unpassend! Der Mann war ja Doctor, königlich preußischer ordentlicher Professor, vielleicht Geheimrath — und ich nannte ihn so kurzweg den „Dichter Rückert". Dieser neue Verstoß muß mich aber nicht sehr schwer gedrückt haben: denn als das schöne Mädchen nickte und mich fragend ansah, rief ich: „sagen Sie nur, der Harald sei da!". — Zu flog klirrend das Fenster, — ich glaube mit einem leisen Schrei — auf flog alsbald die Thür und das schöne Mädchen stand vor mir, von der Sonne in dem sonst beschatteten Hausgang voll beleuchtet. Es war die ältere Tochter Rückert's, Fräulein Marie: sie war damals imponirend schön: ich darf es ja jetzt, obgleich sie selbst diese Zeilen lesen wird, nach bald dreißig Jahren, wohl sagen: eine stolze, fast allzu

gewaltige Gestalt, viel größer als ich, mit dem mächtigen Bau ihres Vaters: tief dunkelbraune Locken fielen auf eine junonische Büste; prachtvolles Incarnat wie Pfirsichbraunroth färbte die vollen Wangen.

Das Fräulein blieb bei dem Vater, lange nachdem er seine unvergleichliche Frau verloren und die andern Kinder sich den eignen Herd gegründet, als seine treueste Freundin, Vertraute, Gehilfin, später als seine Stütze und Pflegerin. Das ganze deutsche Volk hat ihr dafür zu danken, wie sie diese Pflichten der Pietät erfüllt hat.

Da ich zwei Augen im Kopf hatte, Lyriker und einundzwanzig Jahre alt war, versteht es sich von selbst, daß die blendende, ja beherrschende Erscheinung Eindruck auf mich machte; aber bei aller Bewunderung dieser fast allzu schimmervollen Schönheit konnte ich mich eines Gefühles nicht erwehren, das einen sehr seltsamen Gegensatz zu dieser Anziehungskraft bildete. Ich war ganz unfähig damals, mir diese Empfindung zu deuten: es war — es klingt freilich geradezu

lächerlich — beinahe eine leise Furcht; heute kann ich es mir seelisch ganz klar zurecht legen. Das Fräulein, gerade so alt oder vielleicht etwas älter als ich — war ein in sich ganz fertiges Mädchen und mir kaum Einundzwanzigjährigem und noch sehr, sehr lange nicht Fertigem — trotz meiner Philosophie und sonstigen Wissenschaften — so unvergleichlich, nicht geistig, aber menschlich überlegen, daß diese Empfindung unbewußt mich immer niederbeugte in ihrer Nähe, so blendend, ja verwirrend die stolze südliche Erscheinung wirken mußte; sie sah leider so gar nicht deutsch aus, vielmehr süditalisch, sicilianisch; einmal legte sie echt italienische Tracht an: das war wie ein Bild von „Riedel in Rom". Aber in diese echt deutsche Landschaft und in meine deutsche Balladen-Phantasie paßte dies „Mädchen von Capri" nicht. —

Jedoch allzulang schon stehen wir beide in dem Hausflur. —

Das Fräulein führte mich durch das Haus in den Garten, wo der Vater wandelte: ich sah ihn von

Weitem einen Weg, der von hochstämmigen Rosen umsäumt war, heran kommen.

Da ward mir doch noch anders zu Muth, als bei dem Anblick des mächtigen Mädchens.

Eine ganz ungewöhnliche, hoch gereckte Hünengestalt, breit von Schultern, ein mächtiges Knochengerüst, fast um zwei Hauptes längen mich überragend: hoch empor mußte ich blicken, wollte ich sein Auge treffen. Und welches Auge!

Eine Schirmmütze in das Gesicht gezogen: lange weißgraue Locken auf die Schultern niederwallend: ein langer Rock mit nicht endender Taille und bis auf die Knöchel reichenden Schößen, aus schlichtem Stoff, fast wie ihn die fränkischen Bauern tragen: keine Halsbinde: eine lange Pfeife in der Hand: die Züge des edeln Antlitzes ebenfalls mächtig, groß, stark ausgebildet — wie aus Eichenholz geschnitten: eine starke Nase, buschige Brauen — und ein Auge — wie ich es nie wieder gesehen auf Erden. Goldbraun die Farbe, wie das Auge des Königsadlers, und

durchdringend hell und scharf, wieder wie des Adlers, der Blick! Ich habe versucht, die herrlichste Gestalt gothischer Geschichte nach Rückert's Bild zu zeichnen: Dietrich von Bern, der weise große Theoderich, der Friedenskönig, wie ich ihn in seinen letzten Augenblicken im Anfang des „Kampfes um Rom" geschildert: — er ist Friedrich Rückert nachgebildet.

Ein gewaltiges Antlitz: voll Gedankenhoheit und Gedankentiefe, ernst, strenge, ja einmal, da er in Unmuth gerieth in Verurtheilung des Lob-Versicherungwesens einer gewissen Schriftsteller-Gesellschaft, war der Ausdruck, von grimmig drohender Leidenschaftlichkeit, fast erschreckend.

Aber wie konnte dieses ernste, ja herbe Antlitz verklärt, anmuthig leuchten, wenn er, was nicht selten, einen neckenden Scherz, oft im Reimspiel aus dem Stegreif aussprach: — zumal gegen seine geliebte Louise.

Er empfing mich mit einer väterlichen Güte, mit einer edeln Einfachheit und Schlichtheit, welche

gleich nach den ersten Worten mir jede Scheu, jede Verlegenheit benahm. Mir war alsbald — das ist der Zauber einer wahrhaftigen Natur —: als hätte ich ihn schon längst gekannt: und zutraulich, herzlich, wie der Sohn zum Vater: sprach ich zu ihm — aber freilich: eben wie der Sohn zum Vater: immer empor! Mußte ich doch zu ihm nahezu so steil wie zu den Sternen aufsehen.

Ich weiß nicht mehr Alles, was wir besprochen an jenem Abend — sind es doch 37 Jahre! —: welchen Eindruck aber jene Tage auf mich machten, erhellt wohl aus der photographischen Genauigkeit, mit der ich so zahlreiche Einzelheiten in der Seele gespiegelt forttrage bis auf den heutigen Tag.

Aber sorge nicht, liebe Leserin, ich werde Dich nicht ermüden durch Erzählung von all dem Einzelnen, das Dich nicht so interessiren kann, wie es für mich wichtig war und — blieb.

Gleich in jenen ersten Stunden verhandelten wir über Rückert's in dem obigen Brief (S. 207) ent-

wickelte Lehre vom Epos, die ich, mit einigen Vorbehalten, als richtig anerkannte und bei Umarbeitung von „Harald und Theano“ nach Möglichkeit befolgte. Ich mußte dann gleich am ersten Tag und an den folgenden lyrische Gedichte und Balladen vorlesen, bald ihm allein, bald in Gegenwart der Seinen: er beurtheilte Alles eingehend, tadelte, lobte, verbesserte gleich selber, wobei mir gewaltigen Eindruck machte, mit welcher Raschheit und Leichtigkeit der unerreichte, auch von Platen nicht erreichte Sprach-Gebietiger alle Schwierigkeiten von Reim und Versmaß überwand, die mir unlösbar däuchten.

Auch an Witz und Humor fehlte es nicht: als ich ein Gedicht „Lorelei“ vorlesen wollte, sprang er in komischem Unmuth auf und rief: „Von der will ich gar nie mehr was hören!“ — als ob sie was Garstiges angestellt hätte. Von vielem, was er lobte, will ich nur eins anführen: „Ihre Balladen sind prächtig,“ meinte er. „Jede ist ein kleines Drama: ich glaube, Sie haben ein sehr lebendiges dramatisches

Talent. Viel mehr als ich! Versuchen Sie doch einmal eine Tragödie: — aus Ihrer Lieblingszeit, so was wie Völkerwanderung oder Nibelungen."

Er litt es nicht anders — ich mußte auch unter seinem Dache schlafen! So hatte ich die Einladung gar nicht zu verstehen gewagt; mein Ränzel ward aus dem Gasthaus geholt.

Aber allmälig, nachdem sich meine Spannung unter dem Einfluß seiner väterlichen Freundlichkeit gemindert, gingen mir nun auch die Augen auf über die wunderbare Lieblichkeit dieses ganzen Landschafts- und Stillleben-Bildes. Das Thal der Leinach und der Lauter mit ihren Wiesgründen, die fernen Waldhügel, der Garten, das malerische, einfache, aber höchst behagliche Wohnhaus und — das Poesievollste, Stimmungsreichste von Allem — das unmerkliche Hinübergleiten des Gartens in das offene Feld, in die freie Wiese, in die Flur. Durch eine kleine Oeffnung im Gartenzaun traten wir — ich merkte es gar nicht — in die Feldflur: „des Vaters Flucht-

pförtlein", sagten mir am andern Morgen die Töchter, „falls unliebsamer Besuch auf die Hausthür zu kömmt": — und noch am ersten Abend führte mich Rückert auf einem wunderlieblichen Wiesenpfad hügelaufwärts nach seinem Lieblings-Platz, dem „Goldberg", den eine unvergleichlich mehr ortvertraute und berufene Feder darstellen soll.

XXVI.

„Ueber dem Hausgarten war ein zweiter, der Goldbergsgarten, angelegt, welcher von einem jeden Glied der Familie als das Heiligthum des Dichters respectirt wurde.

„Wo der Goldberg seine Halde
Sanft zum Mittagsstrahle kehrt
Und die Stirn mit Eichenwalde
Gegen Nord und Ost bewehrt.“

Es war eine Halde des sanft aufsteigenden Hügels, der von Neuseß ab aufschwillt, nach 2000 Schritten doch nur eine Höhe von 70 Fuß erreicht, zuletzt etwas steil hinanführt. Ein ehemaliger Obstgarten aus der Zeit der Weinberge, nach Süden offen, im Norden durch Berge und Eichwald geschützt. Nur Rasen und Obstbäume, von einer lebendigen Hecke

umzogen. In dieses bescheidenste Ideal eines Berggeländes baute sich der Dichter ein Gartenhaus, zweistöckig, mit der Einrichtung nothdürftiger Wohnung, als welche es aber nie benutzt wurde. Oben und unten eine freundliche Stube mit der Aussicht, oben mit bedecktem Altan. Dort saß er auf einer Bank, nun morsch und verfallen, am liebsten allein, in seine Brieftasche die stillen Gedanken des Dichters eintragend. Wer ihn kannte, — dort durch zwanzig Jahre wandelnd und sitzend an jedem Nachmittag der leidlichen Jahreszeit — der störte ihn nicht. Da hat er unendlich viel gedacht und gedichtet. In der Ecke neben der Thür ein altmodisches Sopha, der ständige Sitz, daneben ein kleiner Tisch, dessen Schubfach Packete, Bücher, eine wechselnde Bibliothek enthielt. In der Ecke lehnten die Pfeifen, von denen hie und da eine verschwand. Denn die isolirte Lage brachte oft wunderliche Gäste, die Angst erregten: nur ihm nicht. Von den offenen Fenstern und der offenen Flügelthüre auf dem Altan, vom Sopha aus das lieblichste

Bild: die Wipfel der von ihm gepflanzten Bäume, die mächtige Waldrebe, seine Lieblingspflanze, mit ihrem lila und prächtig grünem Blatte; darüber eine stille Flur, sanft geneigtes Getreidefeld, nur durchschnitten von der selbst gebauten Straße mit ihren selbstgepflanzten Bäumen; dahinter Neuseß, echt dörflich, von seinem spitzen Thurm überragt: im Grünen versteckt Haus und Garten, dahinter die Stadt Coburg, amphitheatralisch gekrönt von dem reichsten Bergkranz mit der Festung; endlich weiterhin die blauen Kuppen und Sattel der Berge an und über dem Main: — ein Blick, nicht von erster Schönheit, aber von so wohliger, satter Ruhe, wie kein zweiter, und ihm selbst nie satt geworden. Dieser Garten wurde sich selbst überlassen, nicht einmal der Weg verkiest. Hier durfte Alles wachsen, wie es wollte. Ihm galt es gleich, wenn die Fremden sich über die bemosten Wege wunderten. Mit den Jahren wurde der Goldberg das einzige Ziel, während er sonst nur der Schlußpunkt seiner ausgedehnten Spaziergänge in der

Neuseßer Gegend war. Noch wenige Monate vor seinem Tode hat er sich mühsam hinaufgeschleppt.

Als so alle seine Schöpfungen in Neuseß vollendet waren, da konnte man ihn zu fast unverändert beibehaltenen Stunden unter denselben wandeln sehen. Da waren es in den ersten Morgenstunden die kurzen Läufe, wie seinen Blumen die Nacht bekommen, ob Thau oder Reif ihm und ihnen Lust oder Schmerz gebracht; und wieder am Abend, da wandelte er langsam von einer Pflanzung zur andern, und sagte ihr gute Nacht. Aber nie ist er aus seiner Sphäre herausgetreten, nie Landwirth oder Gärtner selbst gewesen. Er ordnete an und wußte sachverständige und werkthätige Hände dafür anzustellen.

Seine große Freude waren die Vögel, die unter seinem Schutz eine wahre Vogelweide hatten, deren Stimmen ihn am Morgen weckten, — Kukuk und Nachtigall — auch das muntere Volk der Sperlinge, die ihm brüderlich nahe waren."

So schreibt Heinrich Rückert, des Dichters

Sohn, der allzu früh verstorbene Professor der Geschichte zu Breslau (abgedruckt in dem Buch von Amalie Sohr, über dessen Leben und Wirken, Weimar 1880).

Als es dunkelte, führte mich Rückert vom Goldberg auf einem zum Theil andern Weg in den Garten zurück und zu seiner Frau, in das große, helle Wohnzimmer in der Ecke des Hauses im ersten Stock, wo man bei jedem Schweigen des Gesprächs das flüsternde Rauschen des Wassers vernahm.

Frau Rückert, die Rose des „Liebesfrühlings", war damals schon sehr leidend; die zarte, kleine, schmächtige Gestalt ruhte auf dem Sopha, von dem sie sich nicht oft erhob, so lang ich dort weilte; nie werde ich den seelenvollen Blick des Auges, den sanften Wohllaut dieser Stimme vergessen! — „Da bring' ich Dir unseren Poeten," sagte Rückert, sich freundlich, der hoch Ragende, zu ihr nieder neigend. „Sieh nur mal, wie jung der noch ist." Wiederholt sagte er mir, er hätte mich viel älter geglaubt: —

auch viel reifer, dachte er wohl. Ach ja: ich war sehr jung und sehr fern von der Reife. —

Wie eine Mutter fragte nun freundlich die feine Frau, langsam und leise sprechend, nach all den Menschen und Dingen, die sie mir die Liebsten, meinem Herzen Theuersten denken mußte: vor Allem nach meinen Aeltern und Geschwistern.

Zu dem Abendbrod erschienen nun außer Fräulein Marie und ihrer Freundin, der oben erwähnten jungen Russin, Helene hieß sie — nur das weiß ich noch — die andern Glieder der Familie: der nun auch schon verstorbene Sohn, ein stattlicher Mann, hoch und stark wie ein Baum, welcher die ausgedehnte, mit dem Hause verbundene Oekonomie leitete: und einmal sah ich auch Etwas mit zwei blonden Zöpfen scheu durch das Zimmer huschen: es war die jüngste Tochter Anna, ein Mädchen — oder Kind — von etwa 14 bis 15 Jahren. — Gar viele, viele Gedichte, zumal in den „schlichten Weisen" hat sie zu verantworten; nun, es sind nicht gerade meine schlechtesten. —

Früh gingen wir zur Ruhe. Rückert selbst führte mich in das mir bestimmte freundliche Zimmer, das in den Garten blickte. Die erste Nacht unter dem Dache Rückert's! Ich hatte gemeint, ich würde nicht einmal im Hotel Schlaf finden. Aber die Natürlichkeit dieser schlichten Menschen, und die Luft, die Landschaft, das liebliche Gesammtidyll, die mich umgaben, hatten meine erste Aufregung wohlthätig aufgelöst: ich schlief vortrefflich und erwachte erst, als der helle Morgen in das Fenster leuchtete; vor dem Fenster aber, im Weingerank, sang hellen Tons mein alter elfischer Schutzgeist —: das Rothkehlchen. Und damit genug für diesmal von Rückert und seinem Hause, und lange schon genug von mir.

Ich füge nur noch bei, daß der herrliche Mann echt väterlich, mild und weise sich gegen mich verhielt, vom ersten bis zum letzten Wort, das wir wechselten. Reich angeregt und gefördert, belehrt in tiefen Grundwahrheiten unserer Kunst schied ich von ihm: dankbar und treu bewahrte ich sein Bild und seine Worte

im Herzen. Die Landschaft aber und die Staffage von Neuseß lebte fort und klang nach in gar manchem Gedicht, zumal in den „schlichten Weisen“ der ersten Sammlung, auch in der Erzählung „Ernst und Frank“ in den „kämpfenden Herzen“ und in vielen Balladen. Noch manchen Wink und Rath verdanke ich späteren Briefen Rückert's. Aber wiedergesehen habe ich ihn nicht. Er starb 1866, nachdem er seine Louise schon 1857 verloren. Im Mai 1871 stand ich, tief bewegt, an seinem Grabe. Mit seinem Hause aber, mit Kindern, Eidam und Enkeln hat mich schöne Freundschaft verbunden gehalten bis zur Stunde, gar oft noch bin ich mit meiner lieben Frau Therese zu Gast gekehrt in dem lieblichen Neuseß und die Herzensneigung dieser Menschen zählt zu den Kleinodien meines Lebens; auf ihren Wunsch sprach ich im Jahre 1890 das Festgedicht bei der Enthüllung des Rückert-Denkmals zu Schweinfurt.

XXVII.

Von den deutschen Dichtern, welche einem älteren Menschenalter angehören, ist mir Friedrich Rückert am nächsten gestanden; unter den mir gleichalterigen aber ist mir als Mensch und als Künstler der Liebste, wohl auch der innigst Artverwandte gewesen mein trauter Herzensfreund und in fast allen Dingen mein Gesinnungs- und Geschmacks-Genosse — in Neigung und in Abneigung! — Josef Victor Scheffel: ich erzähle hier die schöne Geschichte unserer schönen Freundschaft, von ihrer Anknüpfung bis zu ihrem Ende, d. h. bis zu des herrlichen Menschen Tod.

Es war im Winter von 1856 auf 57; ich hatte gerade den „Ekkehard" gelesen: welchen Eindruck dieses Werk auf mich, den dreiundzwanzigjährigen, machen

mußte, brauch' ich nicht zu sagen. Ich war ganz begeistert von dem Buch und — unbekannterweise — von dem Mann, der diesen Ton anschlug: deutsch, geschichtlich und echt: keine Salon- und keine Boudoir- und keine Thee- und keine erotische Damen-, Novellen- und Conditor-Poesie, sondern starker, edelblumiger Firnewein! Wir trafen uns zuerst eines Abends in dem gastlichen Hause des alten Thiersch (oben S. 169) und obwohl wir beide nicht zu den Naturen zählten, welche gar so geschwind Freunde an die Brust drücken wurden wir doch gleich an diesem ersten Abend sehr vertraut: es war »love at first sight«. Ich hatte damals an Poesieen nichts als die kleine Dichtung „Harald und Theano" und eine dünne Sammlung von Gedichten veröffentlicht; Scheffel hatte sie durch Geibel kennen gelernt und den gemeinsamen Zug auf das Deutsche und das Geschichtliche herausgefühlt.

Wir kamen alsbald in ein langes Gespräch über germanische und geschichtliche Stoffe und fanden sofort

sehr starke Uebereinstimmung in unseren Neigungen und — Abneigungen: diese angeborne Verwandtschaft der Empfindungsweise sowie die vielfach gemeinsamen Gebiete der Forschung haben uns zunächst zusammengeführt: so sind wir allerinnigste Freunde geworden, und so haben wir bis zu Scheffel's Tod — fast dreißig Jahre — in allen Wandelungen unserer Lebensgeschicke eine schöne, niemals durch den leisesten Mißklang getrübte Freundschaft gepflegt, wie sie selten ist auf Erden. Unter allen mitlebenden Dichtern ist mir innerlich keiner so artverwandt gewesen wie Scheffel: beide haben wir wiederholt Wilhelm Hertz als den uns dann am nächsten Stehenden bezeichnet.

Wir gingen gleich am ersten Abend nach dem Aufbruch von Thiersch noch lange Zeit selbander spazieren, indem wir uns abwechselnd in seine Wohnung in der Ludwigs- und in meine Wohnung in die Wurzer-Straße begleiteten. Er lud mich ein, am folgenden Morgen zu ihm zu kommen, seine Schwester Marie kennen zu lernen.

Was war es für ein herrliches Geschöpf! Schlank und hoch wie eine Schwarzwaldtanne, schön, mit ihren prachtvollen goldbraunen Flechten, und von herzgewinnender, unwiderstehlicher Anmuth des Leibes und mehr noch — der Seele. Tief, echt poetisch, ohne jedes sentimentale „Gethu" — wie wir an der Isar sagen —, voll des köstlichsten schalkhaftesten Humors, von unvergleichlicher Innigkeit, Sinnigkeit und angeborner Lieblichkeit jeder Bewegung, der Stimme, des Aufschlagens der langen Wimpern, des seelenvollen hellbraunen Auges. Ich sehe noch — nach einem Menschenalter! — ihr reizendes Lächeln, wann sie die alamannischen Gedichte Hebel's oder — und das stand ihr am Holdesten! — die kleinen Scherzgedichte ihrer Mutter in jener Mundart vortrug.

Doch: „es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht!" Wenige Wochen darauf war dieses wunderherrliche Geschöpf, dieses Musterbild von einem süddeutschen Mädchen, eine Leiche. Scheffel war ganz zerschmettert: er hat sich von diesem Schlag (in einem gewissen

XXVIII.

Der Tod Maria's hatte eine traurige Folge auch für die deutsche Literatur. Scheffel hatte einen groß angelegten geschichtlichen Roman begonnen, der, umfang- und farbenreicher als der „Ekkehard", die Kämpfe der Albigenser in Südfrankreich gegen die Inquisition des Papstthums im XIII. Jahrhundert mit zum Gegenstand hatte, aber zu großem Theil auch in Italien, in Rom und Venedig spielte. Er las mir die Eingangskapitel theils vor, theils gab er mir die Reinschrift zu lesen: sie zählten zu dem Allerschönsten, Ergreifendsten, was Scheffel gedichtet hat! Gleich das erste Capitel, welches den Gottesdienst der frommen, armen Berghirten schildert, wie sie, aus den faulen, heuchlerischen und verweltlichten Zuständen der Statskirche hinweg nach reinerer Gottesverehrung sich

sehnend, aus dem Thal emporsteigen auf die höchsten Gipfel der Berge und hier, ohne Kirche und Altar, bei'm Aufgang der Sonne ihre weihevolle Andacht verrichten, wobei sie dann von den Spähern der Inquisition überrascht werden, war von hinreißender Schönheit. Scheffel legte nach dem Tode Mariens das Werk, für welches er Jahre lang Studien gemacht hatte, so gründlich wie für den „Ekkehard“ und später für „Frau Aventiure“, weg und war durch keine Bitte zu bewegen, es zu vollenden. Die Heldin, die weibliche Hauptgestalt, war seine Schwester gewesen: es war ihm nicht möglich, an dieser Figur weiter zu arbeiten.

München war ihm durch diese Eindrücke verleidet; er konnte sich nicht entschließen, nach der Bestattung Mariens dorthin zurück zu kommen. Er hatte neben Herrn Professor (von) Riehl die Redaction des großen Werkes „Bavaria, Völker- und Länder-Kunde des Königreiches Baiern, herausgegeben auf Veranlassung und mit Unterstützung des Königs Max II.“,

übernommen, eine Arbeit, die nur in München besorgt werden konnte. Er bat mich, an seine Stelle zu treten und vermittelte das Erforderliche bei Herrn Professor von Riehl: ich war Scheffel dafür — aus mehr als Einem Grund — sehr zu Danke verpflichtet. (Davon bald mehr unten.) Wir blieben seither in brieflichem Verkehr, ob die Briefe auch wenig zahlreich waren: weder er noch ich hatten Muße und Lust zur Briefschreiberei. Aber manchmal tauschten wir unsere Anschauungen aus, nicht über Poesie — da waren wir ohnehin stets einig und das viele schöngeistige „Phrasendrehen über das Dichten konnten wir beide nicht schmecken", wie er auf gut alamannisch sagte — sondern über unsere geschichtlichen Studien in längeren Ausführungen: so schrieb er einmal eine ganz vortreffliche Auseinandersetzung über Völkerwanderung und limes.

Zunächst kamen wir wieder zusammen im Jahre 1859, da er über München nach Pienzenau bei Miesbach ging; wiederholt besuchte ich ihn da draußen, wo er ein

kleines Landhaus des bekannten Kunsthistorikers Ernst Förster miethete und nicht nur den Sommer, sondern, in tiefster Einsamkeit, nur von einem alten Knecht bedient, auch einen großen Theil des Winters zubrachte, arbeitend an der köstlichsten Gabe, die er dem deutschen Volke gebracht hat, jener „Frau Aventiure“, die an poetischem Werth noch über dem „Ekkehard“ und sehr hoch über dem „Trompeter“ steht. Er erlebte viel Verdruß an dem Buche. Manche Leute, welche weder für das Deutsche noch für das Geschichtliche noch für das körnig Poetische darin Sinn hatten, zuckten die Achseln und meinten: was geht uns Heinrich von Ofterdingen an und das XIII. Jahrhundert? Das ist ja nicht „modern“! Wie darf der Dichter sich erlauben, zu thun, als wäre er Walther von der Vogelweide? Warum spielt er Komödie! (Scheffel und Komödie spielen!) Das ist nicht erlaubt. (Das so unausdenkbar geistreiche, nicht oft genug zu wiederholende Wort: „Butzen-Scheiben-Lyrik“ war damals, glaub' ich, noch nicht erfunden: sonst wäre natür-

Doch wo sein Fuß gewandelt,
Bald grünte das Revier:

Und auch mein Herz ertönte,
Das winterstumm er fand —
Ich glaub' in seinem Ränzel
Trug er den Lenz ins Land.

Allerlei Schnurren, die er mit unvergleichlicher Wirkung seines trockenen, verhaltenen Humors zu erzählen wußte, wechselten mit Gesprächen über altdeutsche Geschichte, zumal auch über römische Alterthümer in Deutschland. Damals theilte ich ihm den Plan zu dem „Kampf um Rom" mit, den ich schon 1858 begonnen, aber nur bis zum Schluß des zweiten Bandes geführt hatte: er war Feuer und Flamme dafür und als ich das Werk in Königsberg im Jahre 1875 abschloß und ihm schickte, schrieb er mir einen herrlichen Brief darüber.

Damals auch schon erzählte ich ihm die Grundzüge des kleinen Romans Bissula; er drängte mich seither oft, doch endlich meine „Schwäbin" und den

„Ausonius 'naus" zu schicken. Auf einer unserer Wanderungen und Limes-Forschungen kamen wir nach Osterburken, wo es ihm unbeschreibliches Vergnügen machte, einen Ziegel der XIX. Legion von einem alten Weiblein verwendet zu finden, um ihn, gewärmt, als Surrogat eines Hafendeckels auf den Bauch zu legen — wider Bauchschmerzen. „Sihscht, so kann das Heldethum verlaufe," meinte er.

XXIX.

Als bald darauf der preußisch-österreichische Krieg ausbrach, stimmten wir abermals in unseren Anschauungen völlig überein. Leidenschaftliche Patrioten alle beide waren wir bis zum Jahre 1867 „großdeutsch“: wie sehr viele Leute in Süddeutschland, welche jetzt freilich thun, als ob sie bereits in dem Herrn von Bismarck der Conflictszeit (1863) den Begründer des Reiches vom Januar 71 und den Wiederhersteller guter bundesfreundlicher Verhältnisse zu Oesterreich weissagend erkannt hätten. Das war nicht Jedem gegeben. Wir beklagten den Bruderkrieg sehr schmerzlich; erst das Jahr 1870 hat Scheffel über seine Verbitterung von 1866 hinweggehoben.

Im Jahre 1869 machten wir beide eine herrliche etwa vierzehntägige Wanderung, den Main und

Neckar entlang, stets zu Fuß, bei Gelegenheit des Hölderlin-Festes zu Laufen, wo wir unter Andern auch Freiligrath trafen, mit dem wir ganz besonders gut uns verstanden. In liebenswürdigster und kundigster Weise machte Scheffel die „Honneurs" seines geliebten alamannischen Landes: ich lernte so gern von ihm! Und mir erging es nicht so schlimm, wie einem gemeinsamen Freund (dessen sehr viel genannten Namen ich lieber verschweigen will), der durchaus ein gut ehrlich alamannisch „Gold-wasch" aus dem Keltischen ableiten wollte, bis Scheffel in drolligem Zorndräuen den Wanderstab erhob und rief: „Jetz machscht aber, daß d'naus kommscht, aus em alamannische Land."

Natürlich war aber Scheffel stets bereit, auch über sich stets herzhaft zu lachen, wenn er im Eifer der Forschung einen Bock geschossen hatte. Bei jener Fußwanderung trieb er mich in heißem Sommerbrand Mittags bei Laufen über schattenlose steinige Klettersteige auf einen rings von Rebgärten umgebenen

kahlen Hügel, neben welchem eine große Menge von etwa faustgroßen Neckar-Kieseln aufgeschichtet lag. Er behauptete, hier sei offenbar eine heiße Schlacht zwischen Alamannen und Franken geschlagen worden und die Steinhämmer der Alamannen lägen hier zu Haufen geschüttet. Ich erlaubte mir leise Zweifel: nach meiner Meinung erkläre sich die Aufschüttung sehr einfach daraus, daß hier, wie so oft in Franken und Hessen, die Winzer seit Menschenaltern die störenden, die Rebwurzel beengenden Steine aus den Rebgärten hinausgeworfen und auf einen Haufen geschüttet hätten, es seien „halt Steiner", aber keine Hämmer. Jedoch Scheffel beharrte und belud sich — und leider auch mich, der sich gutmüthig, ob zwar kopfschüttelnd wegen der großen Hitze, fügte — Ranzen und alle Taschen mit den schweren, staubenden Steinen. Mein Gebrumm „tröstete er ab" (wie man sehr bezeichnend am Pregel sagt) durch das Versprechen eines vorzüglichen Trunkes von Neckarwein in dem kühlen Herrnstübel des unten im Thale winkenden Wirths-

häusleins, besonders aber durch die Zusage, er wolle dort unsern Streit entscheiden lassen durch einen höchst sachverständigen Schiedsmann, einen ihm befreundeten Geologen, der in der Nähe Direktor einer Fabrik sei. Ich stieg, bei jedem Schritte mit den Rocktaschen zusammen klappernd, den kahlen Haug hinab. Das Wirthshaus war trefflich, ganz altväterisch, reinlich, höchst gemüthlich, das Herrenstübel im Erdgeschoß mit dem vorspringenden Erker braun getäfelt, voller Stimmung, kühl und still: der Wein erwies sich der Rühmung voll würdig. Alsbald kam auch der herbeigerufene Herr Direktor, ein sehr angenehmer kenntnißreicher Mann: er setzte sich zu uns in den Erker, auf dessen Fenstersims Freund Scheffel alle die alamannischen Streitäxte säuberlich neben einander „aufgeflayet" hatte, wie man in Ostpreußen sagt. Lieblich wehte der kühlende Wind zu dem offenen Fenster herein. Scheffel entwickelte nun vor dem Sachkundigen seine Ansicht und meine Zweifel und forderte ihn zur Entscheidung auf. Der Mann

besah die Steine und in einem lieblichen Schmunzeln schob er sie alle miteinander mit einer Armbewegung über das Fenstersims hinaus, daß die mühsam herunter getragenen lustig patschend auf das Straßenpflaster kollerten und lachte: „Herr Doctor, von dene Stoi' rede's nur koi' Wörtle mehr und zahle se dem andre Herr en Schoppe.“ Und so geschah's; sehr viel ward bei diesem Schoppen gelacht, am meisten von Scheffel selbst. Und noch gar oft ward er später in Karlsruhe und in der Seehalde zu Radolfzell von mir mit den Streitärten von Laufen geneckt, was er stets mit vielem Humor ertrug.

XXX.

Schon etwas früher hatte ich Anlaß gefunden, ihm vom deutschen Privatrecht her behilflich zu sein. Er war ein eifriger „Kämpfer um's Recht". Der angeborne echt alamannische starkmüthige Eigensinn war sehr begreiflicherweise dadurch gesteigert worden, daß er von seinem Ekkehard in Folge eines unvorsichtig abgefaßten Verlagsvertrages und der späteren Zahlungsunfähigkeit des Verlegers sehr lange Zeit einen höchst geringen Ertrag gewann, obwohl das Buch so gewaltigen Absatz fand (freilich zunächst nur in Süddeutschland: die sehr deutlich wahrnehmbare Geschmacks-Scheide, welche die Höhe des Thüringer Waldes bildet, hat er erst nach längerer Zeit überstiegen). Er führte mit einem Berliner Verleger, welchem bei dem Concurs des ursprünglichen Ekkehard-Verlegers vom Gericht das

Verlagsrecht am Ekkehard als datio in solutum zugesprochen worden war, lange Rechtsstreite, in welchen er Rechtsgutachten von mir erbat: — er wußte, daß ich über Urheberrecht geschrieben hatte. In dem Einen Punkt konnte ich ihm Recht geben, daß nämlich dieser Verleger nicht das Recht gehabt hatte, eine Ausgabe mit Fortlassung der Anmerkungen zu veranstalten: in dieser Frage erstritt denn auch Scheffel ein obsiegend Urtheil. Dagegen konnte ich ihm nach Lage der nun einmal geltenden Gesetzgebung leider nicht Recht geben in der Hauptsache: er bestritt, daß ein Verlags- wie ein anderes Vermögensrecht des Gemeinschuldners einem Gläubiger desselben in dem Concurse durch Richterspruch an Zahlungsstatt zugesprochen werden könne. Dies kann allerdings geschehen, obwohl es richtig ist, daß für den Urheber die Eigenart des Verlegers, der Firma, bei Abschluß des Verlagsvertrages keineswegs gleichgiltig ist; damit drang er denn auch selbstverständlich nicht durch. Auch später noch habe ich ihm wenigstens mündlich Rechtsgutachten

zu ertheilen gehabt in seinen Streitigkeiten mit den Fischern der Reichenau bei Radolfzell, welche bei Hochwasser des Sees auf seinen Wiesen mit ihren Kähnen und Netzen hantirten, bis der streitbare Sänger zur Waffe griff; ich konnte ihm auch nicht überall Recht geben in diesen Dingen, bei welchen übrigens hin und wieder uralte alamannische Rechts- und Spruchformen zur Erklärung kamen: es handelte sich um Auslegung sehr alter Privilegien und Gerechtsame der See-Fischer daselbst.

Als ich ihm im Jahre 1870 mein Gedicht die „Schlacht von Sedan“ schickte — ich habe sie mitgemacht — hatte er große Freude daran: er schrieb mir: „man merkt überall den Staub des Schlachtfeldes: an den Fersen und an den Versen“: auch das »Macte senex Imperator« gefiel ihm sehr: — hatte ich doch meine mittelalterlich-lateinische Dichtung außer an den alten Vaganten und an den carmina Burana besonders an seinen wunderschönen lateinischen Liedern in der Frau Aventiure geschult. Nach Königsberg

berufen (1872) gab ich nach dem „Kampf um Rom", über dessen Erfolg er sich wahrhaft rührend freute — Er war keine „Neid-Skalde!" —, das kleine Epos „die Amalungen" heraus, welche ich schon im Jahre 1858 geschrieben und ihm zugeeignet hatte. Nun ergab sich ein sehr heiterer Briefwechsel. Ich wollte schon lange gern Geibel, dem ich so viel Schulung verdanke, eine Dichtung zueignen; dafür waren die Amalungen viel mehr geeignet, als andere Sachen von mir, weil die Philosophie (oder heidnische Theologie!) jener kleinen Erzählung noch am ehesten der Geibel'schen theistischen Anschauung entsprach. Es ward nun in sehr lustiger Weise Scheffel der Amalungen „enteignet", sie wurden Geibel „zugeeignet" und Scheffel erhielt als „Expropriationspreis" die „Statskunst der Frauen" zugeeignet, wobei er ein „glänzendes Geschäft" gemacht zu haben behauptete.

XXXI.

Damals 1876/77 hatte ich aber neben diesen Scherzen in einer sehr ernsten Scheffel'schen Sache einzuschreiten, in welcher sich die ganze Häßlichkeit unseres deutschen „Schriftstellerwesens“ — Gott erbarm sich darüber! — gegen Scheffel heraus gekehrt hatte.

Im Jahre 1876 hatte all Deutschland den fünfzigjährigen Geburtstag seines Lieblingsdichters — denn keiner ist seit Schiller und Goethe bei lebendem Leib so sehr der Liebling seines Volkes geworden wie Scheffel — in einmüthigster Bewegung so schön, so begeistert gefeiert, daß es eine wahre Freude war.

Leider ärgerte sich hierüber maßlos — „schlagrührend“, sagt man in Königsberg — ein Mann, der in seiner zügellosen Subjectivität wohl schon

lange bis an die Gränzen der Seelenkrankheit gelangt war. Ich beeile mich, diese mildeste Beurtheilung voraus zu schicken. Denn obwohl der Unglückliche nach meiner Meinung als Dichter stark überschätzt wurde und obgleich mir seine Persönlichkeit nicht sehr angenehm war (I. S. 255), so muß ich doch sagen, daß eines seiner Werke — aber auch nur das Eine — sehr hohen Werth hat und stehen bleiben wird: das Werk ist „Zopf und Schwert", und der Mann ist Gutzkow.

Ich wiederhole: ich will annehmen, er war schon lange gestört und die Bitterkeit, — ich suche nach dem maßvollsten Ausdrucke, — mit welcher er Alle, die Erfolge errangen, während er mehr in den Hintergrund trat, beurtheilte, war ihm wohl nicht mehr als sittliche Verschuldung anzurechnen. So argumentirte ich auch Scheffel gegenüber, um diesen von gewissen alleräußersten Schritten abzuhalten, als Gutzkow sich über diese Scheffel'sche Geburtstagsfeier und über die dabei gedruckte Lyrik in einer deutschen

Zeitschrift (unbegreiflichermaßen ließ ein Herausgeber das durchgehen. Wahrscheinlich hatte er den Beitrag, weil von Gutzkow, ohne ihn zu lesen, in den Druck gegeben) in Ausdrücken erging, welche ich nicht wiederhole. Sie sind — auf das Gelindeste, Allergelindeste, gesagt — empörend und nur bei einem Kranken kann so viel Verblendung vorkommen. Scheffel war — und zwar mit bestem Recht — wüthend. Er schrieb mir sofort. Er forderte Gutzkow auf Pistolen — es ist freilich zweifelhaft, ob der Geforderte die Forderung jemals erhielt! — und da dieser, was man voraus sagen konnte, sich auf gar nichts einließ, wollte er zuerst gegen Gutzkow in anderer Weise vorgehen, dann den Herausgeber fordern — aber noch eine ganze Reihe anderer Leute auch! — und verlangte von mir — der ich auch gelegentlich in jene Zeitschrift schrieb), ich solle diese Forderungen ins Werk setzen!!! Viele Briefe („schmerzlich viele", sagt man in Königsberg) mußte ich damals schreiben, bis es mir endlich gelang, Scheffel zu bewegen, Gutzkow

als zurechnungsunfähig ganz aus dem Spiele zu lassen und sich bei einer Erklärung jenes Herrn Herausgebers, welche ich ihm vorschrieb, zu beruhigen. Das war ein Stück Arbeit! Aber so bereit ich bin, Scheffel's Eigensinn und alamannische Hitze oder Verranntheit in manchen Stücken einzugestehen, — jener häßliche Vorfall war dazu angethan, den Geduldigsten in Entrüstung zu jagen.

Ueberhaupt sind sogar diesem Herzen von Gold abscheuliche Erfahrungen im Gebiet der Erbärmlichkeiten unserer literarischen und Preß- und „Kritik"-Zustände nicht erspart geblieben: und nicht immer hat er sie mit solchem Humor abzuschütteln vermocht, wie einmal gegenüber einem solchen ..... Herrn, gegen den die Drohung kämpflichen Anreitens mit der Pistole wohl nur im Scherz gemeint, aber von wirksamstem Erfolg begleitet war. Schwärzester Undank von „Talenten", die er durch Geld und durch Rath unterstützt hatte, hat ihn heimgesucht. — Neid und Undank sind leider recht häufig begegnende Tugenden der Deutschen.

Geradezu niederträchtig war die bewußte Verläumdung, welche ein von ihm mit Wohlthaten Ueberhäufter verbrach; er schrieb, Scheffel sei seit seiner Adelung Hofschranze und speichelleckerischer Fürsten-Schmeichler geworden: habe er doch drucken lassen bei der Jubelfeier seines Großherzogs, im ganzen Lande Baden fließe keine Thräne, walte nicht Schmerz noch Noth. — Mit stummem Ingrimm zeigte mir Scheffel das in dem Treppengang seines Hauses aufgehängte Festgedicht und sagte nur: „da steht dabei gedruckt: ‚das war sein Ideal' und jene Worte stehen in Gänsefüßchen: beides hat der Verläumder sehen müssen und hats verschwiegen!"

Allein schließlich überwand sein herrlich Gemüth, sein edles, warmes Herz, sein reich gebildeter Geist dies wie Anderes in seinem Leben. Und wann er Freunden, ohne jede Spur von Eitelkeit, in dem alten Haus an der Stephanienstraße in Karlsruhe die in dem Sale sorglich aufbewahrten Geburtstags-Spenden jeder Art — viele tausend! — vom schwersten Schmuckgeräth

aus Edelmetall bis zum Blumenstrauß oder einem Schülerverslein vorwies, im vollberechtigten Gefühl, der Liebling seines Volkes zu sein, oder wann er, neben seinem stattlichen Sohn hinschreitend, seinen Gästen die Seehalde zeigte gegenüber dem Hohentwiel, wann er dann, ein unvergleichlich anmuthvoller Wirth, seine Gäste bald mit sinnigem Ernst, bald mit köstlichem Scherz unterhielt, dann fühlte man doch, — er war glücklich, trotz Allem! —

Dort, in der Seehalde, habe ich ihn von meinem regelmäßigen Zufluchtort Friedrichshafen aus in den letzten zwölf Jahren gar oft besucht —, das sind die letzten Eindrücke und Bilder, die ich von ihm habe: sie sind durchaus harmonisch und mir unaussprechlich theuer. Es war so friedlich-heiter dort. Auch mit meiner Frau schloß er eine wackere Freundschaft und der Jungherr und meine Frau entdeckten eine, durch die Laßberg'sche Familie vermittelte, heraldisch etwas zweifelhafte Verwandtschaft nach der Mutterseite hin, über welche wir Alten sie viel neckten.

Nun wäre noch gar mancher Scherz von jenen Besuchen zu erzählen: so wie einmal der Jungherr den für unser Mahl bestimmten Hasen anschoß und in Ermanglung eines Jagdhundes in einen verlassenen Fuchsbau scheuchte, aus welchem Lampe dann, wie sonst Reinecke, „ausgekesselt“ werden mußte. Oder von dem schwäbischen Schulmeister, der im feinsten Hotel zu Genf unter strahlendem Gaslicht verlangte, daß man ihm „naufzünde“. Und solches mehr.

Aber genug: mir kommen statt der Scherze die Thränen!

Ich schickte ihm zu seinem 60. Geburtstag folgende Verse:

Mein theurer Freund! Nun wirst Du sechzig Jahre,
Und dreißig werden's, daß wir Freunde sind,
Ein Menschenalter voll von Lieb' und Treue,
Von keinem leisen Mißklang je gestört.

Um uns're Schläfe wogte braun Gelock,
Da wir zuerst im Haus des alten Thiersch

In München uns geseh'n und bald empfunden,
Daß innerlichst zusammen wir gehören.

Es hatte just der Ekkehard, der stille,
Selbst des Trompeters helle Ruhmfanfaren
Laut übertönt: Du aber sanft bereits
Auf and're Weisen von noch höh'rem Ton:
„Die alte Freundin geistert auf den Straßen!"
Frau Aventiure lockte Dich davon
In Einsamkeit des Bergwalds und des Winters
Und dort erwuchsen jene Lieder, denen
In deutscher Sprache keine sich vergleichen. —

Welch bunte Wechsel sahn die dreißig Jahre!
„Modern" ward Mancher rasch, vergessen rascher
Und in der deutschen Dichtung hat der Wind
Des Taggeschmacks unzählbar oft gewechselt.
Du bliebst Dir gleich: — und gleich auch blieb ich mir,
So sind wir immer Hand in Hand gestanden.
Mag den modernsten Schmutz man von Paris,
Mag den Berlins man als „das Schöne" preisen
Und als der Dichtung Zweck, das Ekelhafte
Zu conterfein, „zu lösen die Probleme
Der Gegenwart", — (mit Versen und Romanen!)
Mag Volk und Stat man aus der Dichtung bannen,
Langweilig uns're Heldenvorzeit schelten,
Nur Liebesgirren als der Dichtung Stoff

Zulassen in Boudoir und Thee-Salon: —
Uns kümmerts nicht! — Fernab vom Lärm des Tages,
Von der Reclame Narrenschell'ngerassel,
Steh'n wir, getreu den Jugendidealen,
Das Schöne bildend um der Schönheit willen,
Aus grauer Vorzeit bis zur Gegenwart
Die Wandlungen und minder nicht die Stäte
Von uns'res Volkes Eigenart erkundend,
Des neuen Reichs uns freuend, dessen Werth
Die freilich nicht verstehen, die es nicht
Gleich uns entbehrt, ersehnt und miterkämpft.
Weil wir der Jugend treu geblieben sind,
Blieb uns die Jugend treu. Drum Gaudeamus!

Glück auf zu Deinen Sechzigen, mein Victor,
Im Jubeljahr von Deinem Heidelberg —
Ein Sieger, — schaust Du rückwärts auf Dein Leben!

Obwohl schon schwer leidend, schrieb er mir mit zitternder Hand — wie schön war seine Handschrift gewesen! — noch ein par Worte des Dankes.

Ich hatte mir vorgenommen, das Fest mitzumachen, ihn dort zu treffen. Jetzt nach Heidelberg gehen — es war mir unmöglich: ich würde überall nur ihn gesucht, ich würde Alles wie durch einen

Trauerflor gesehen haben. Denn ich hab' ihn geliebt diesen Victor Scheffel, dreißig Jahre lang, wie keinen andern Dichter und wie nur noch drei oder vier Menschen außer ihm! —

XXXII.

Wir haben aber nun noch die äußeren Schicksale meiner ersten Dichtungen nachholend zu vermelden. Den Verlag der kleinen Erzählung übernahm freundlich und gütig Vetter Adolf Herbig in Berlin (II. S. 365): ja, er zahlte mir sogar Honorar. Das erste durch die Feder verdiente Geld! Es freute mich gewaltig: wie viele Bücher konnte ich bei Herrn Christian Kaiser für diese hundert Thaler kaufen! Die Auflage (1855) betrug 1000 Exemplare: sie ist noch immer — also in 37 Jahren! — nicht vergriffen, obwohl die Beurtheilung des Gedichts ausnahmslos günstig ausfiel: (— Moritz Carrière, der Wohlwollende, schrieb gleich nach dem Erscheinen in der Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung eine freundliche Anzeige, was mir der höchste Gipfel jemals von mir zu

erreichenden Dichterruhmes däuchte —) und obwohl später, wenigstens seit dem Erscheinen von „König Roderich" (1874) und „Kampf um Rom" (1876), mein Name bekannter geworden ist. Aber die Deutschen widerstehen der Versuchung, Verse zu kaufen, mit bärenhafter Tapferkeit; noch eher entschließen sie sich, einen Roman aus der Mieth-Bibliothek zu ermiethen [1]. Später (1886) erschien dann eine illustrirte

[1] Diese alte Klage deutscher Schriftsteller — in drolligem Zorne brachte sie Freund Steub immer wieder vor — habe ich in folgende Verse gefaßt, welche Leipziger Buchhändlern so schön — und namentlich wohl so wahr! — schienen, daß sie dieselben gar zierlich drucken und, fein ausgestattet, unter Glas und Rahmen mir zustellen ließen: die Inschrift schmückt die Wand meiner Bücherei.

Chorus der Buchhändler.

„Bücher schreiben ist leicht: es verlangt nur Feder und Tinte,
Und das geduld'ge Papier. — Bücher zu drucken ist schon
Schwer, weil meist das „Genie" sich erfreut unleslicher Handschrift.
Bücher zu lesen ist noch schwerer —— von wegen des Schlafs! —
Aber das schwierigste Werk, das ein sterblicher Mann bei den Deutschen
Auszuführen vermag, ist: zu verkaufen ein Buch!
Denn es kauft sie nicht gern, das unsträfliche Volk der Germanen!
Nein, sie miethen sie, was höflicher „leihen" man nennt

Ausgabe mit Bildern von Gehrts in Düsseldorf bei Tietze in Leipzig: ich besorge, der Verleger hatte auch bei diesem Wagniß mehr Muth als Erfolg. — Auf Wunsch des vortrefflichen Componisten Professor Dr. Lorenz in Stettin gestaltete ich aus der Erzählung einen Operntext (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1880): die Musik gefiel nicht nur mir, auch einem großen Kreise von Hörern bei einer Probe-Aufführung zu Stettin (mit gemischtem Chor und Orchester) ganz ausnehmend: aber nirgend wurde die Oper angenommen. Die Hofbühne zu Berlin — jedoch nicht der mir sehr wohlwollende Herr von Hülsen — ließ den Text durch einen Berliner „Sachverständigen" prüfen: dieser verwarf meine Dichtung, weil darin

O Leihbibliothek, wo, vergleichbar den Droschken am Haltplatz,
Schmierig vom vielen Gebrauch, gelb vom verspritzten Kaffee,
Schiller und Goethe stehn und des Miethers, des gütigen, harrèn,
Welcher am Dichter erspart, was er verraucht und vertrinkt!"

Steub pflegte zu klagen, daß je Ein Exemplar die ganze Ludwig- und die ganze Maximilianstraße in München versorge und schrieb in die von ihm verschenkten Exemplare: „auszuleihen nur an ganz bedürftige Verwandte!"

das Wort „Kreuz-Altar“ vorkommt, d. h. Altar des Kreuzes. —

Durch die freundliche Aufnahme der Erzählung ermuthigt, ging ich nun daran, die lyrischen Gedichte, wie sie seit meinem 14. Jahr allmälig entstanden waren, zu sammeln, zu sichten und für den Druck auszuwählen, wobei mir Rückert in gütevollster Weise behilflich war. — So brachte ich ein Bändchen zusammen mit den Gruppen: „Balladen und Romanzen“, „Lyrisches“, „Didaktisches“. Vetter Herbig übernahm (1857) opferwillig abermals den Verlag. Erfolg: ganz wie im ersten Falle: günstige Beurtheilung, aber kein Absatz. Erst im Jahre 1891 ward das letzte der tausend Exemplare verkauft und ein neues Tausend gedruckt, das nun wohl wieder 34 Jahre vorhalten, also erst im Jahre 1925 erschöpft sein wird.

Der Inhalt der Sammlung spiegelt den Inhalt meiner Lieblingsforschungen ab: germanische, deutsche, englische Geschichte und Sage in den Balladen, Philosophisches in dem Lehrhaften. Von der Lyrik war

wohl das Beste der Liederkreis: „Schlichte Weisen“, nach den im Anzeiger des germanischen Museums zusammengestellten Anfangsworten alter deutscher Volkslieder gedichtet, deren Verlauf über jene par Worte hinaus mir unbekannt war; von diesen „schlichten Weisen“ sind viele in Musik gesetzt worden von Max Zenger, Rheinberger, Giehrl, Freiherrn von Hornstein und Anderen. Die fehlerfreie Form, von Rückert warm gelobt, fand sich schon in den allerfrühesten Gedichten, Dank der Schulung durch Rückert, später von Platen und Geibel: ich konnte sie im vorigen Jahr ohne Nachfeilung abdrucken lassen. Die Sammlung kommt mir jetzt gar jugendlich vor: es fehlt an Blut, an Sinnlichkeit, an Leidenschaft: die Sachen erscheinen mir im Vergleich mit den drei späteren Sammlungen von 1873 (II. Sammlung), 1878 (III. Sammlung: „Balladen und Lieder“ und 1892 (IV. Sammlung) wie mit Wasserfarben gemalt gegenüber Oelbildern. Doch eignet ihnen — (so will mir scheinen) — in ihrer Reinheit und Zartheit mit

den Schranken auch der Reiz, das „Thaufrische" des Jugendlichen.

„Harald und Theano" und die „Gedichte" wurden nun meine Einführungsbriefe bei den Dichtern Münchens, die ich fast Alle in diesen Jahren (1855—1863) im Hause meines Vaters kennen lernte —: als Glied des Lese-Ausschusses (der zur Aufführung eingereichten Dramen [II. S. 137]) als Regisseur, als Träger der Heldenrollen und wahrlich nicht am wenigsten als einsichtvoller und wohlwollender Berather, als ein in allen Stücken prächtiger Mann war er von den Herren gar eifrig gesucht.

XXXIII.

Die damaligen Dichter und Schriftsteller zu München gliederten sich in drei Gruppen: die „Berufenen“ oder die „Fremden“, die diesen wohlwollend nahe stehenden Eingeborenen und die ihnen bitter feindlichen Ultramontanen oder Ultra-Bajuvaren.

König Max II. hatte, eigener innerer Neigung folgend und im Unterschied von seinem Vater, der für Pflege der bildenden Kunst in Baiern Unerreichbares geleistet, beschlossen, der Dichtung und der Wissenschaft seine besondere Fürsorge zuzuwenden.

Wie dringend die Hochschule München in gar manchen Fächern einer Verjüngung, einer Vermehrung der Lehrkräfte bedurfte, — wir haben es früher angedeutet. Daß man nicht all' diese Kräfte plötzlich aus bajuvarischem Urboden hervorstampfen

konnte, also auch auf Berufungen angewiesen war, sprang in die Augen. Ja, die Heranziehung von Nord- und von Mittel-Deutschen, von Protestanten, mußte als solche günstig wirken. Es war also eine recht unerfreuliche Erscheinung, daß diese Berufungen von vielen Seiten grundsätzlich angefeindet wurden: — wie schon früher die Berufungen von Thiersch und Anderen. Brodneid, Mißgunst, Vorurtheil, Selbstüberschätzung, dumpfe Verranntheit und Roheit wirkten hier auf das Häßlichste zusammen mit anderen Gründen solcher Befeindung: mit dem ultramontanen Haß gegen die protestantische Bildung und mit dem particularistischen Haß der äußersten Blauweißen wider das Preußenthum der meisten Berufenen. Es würde diese Blätter entstellen, sollten die Unflätigkeiten erzählt werden, welche damals aus jenen unsauberen Schichten gegen die Berufenen nicht selten geschleudert wurden.

Nachdem die Verwerfung dieser Abscheulichkeiten auf das Schärfste ausgesprochen ist, erheischt die Ge-

rechtigkeit hervorzuheben, daß auch bei den Berufungen und von den Berufenen sehr vielfach gefehlt wurde.

Neben ausgezeichneten Männern, wie Windscheid, Sybel, Liebig, Jolly, Pfeuffer, Bischoff, Siebold, Nägeli, Geibel, Heyse, Bodenstedt, Carrière, wurden auch Leute „gewonnen", deren Wahl sachliche Gründe unmöglich haben konnte, unbedeutende und manchmal recht unerfreuliche Herren, die wissenschaftlich die Mittelmäßigkeit auch nicht von Fern erreichten. Es mußte erbittern, solche — Wesen verdienten, ungleich tüchtigeren Baiern vorgezogen zu sehen: z. B. hätte der Baier Ludwig von Rockinger schon sehr, sehr viele Jahre früher in dem baierischen Reichsarchiv die Stelle einnehmen müssen, welche Herr von Löher erhielt, nämlich die oberste. (S. oben S. 112.) Rockinger ist nach Sickel in Wien leicht der hervorragendste deutsche Urkundenkenner. Herr von Löher, ... nun, ich will nur sagen: konnte sich hierin nicht im Entferntesten mit ihm vergleichen.

Und ähnliche arge Mißgriffe bei den Berufungen und bei der Verwendung der Berufenen geschahen nicht selten. Es wäre recht, recht viel davon zu erzählen. Selbstverständlich geben solche Dinge den Gegnern scharfe Waffen in die Hände.

Auch die Hochschule ward dadurch hart getroffen, daß einzelne der vom König, ohne jede Befragung der Facultäten zu „Professoren“ gemachten Herren zwar im Anfang ihr Gehalt aus der Kabinetscasse bezogen, später aber der Hochschule nicht nur als Zierde und Geschenk, sondern auch zur Bezahlung überwiesen wurden.

Männer wie Geibel und Bodenstedt waren gewiß nicht Universitätsprofessoren nach des lieben Gottes Vor-Absicht und inter pocula gestanden sie das lächelnd selbst.

Allein, auch abgesehen von solchen Fehlern, die Berufenen — viele waren berufen, wenige auserwählt! — oder vielmehr Manche von ihnen waren selbst durchaus nicht frei von Schuld an der häßlichen Gestaltung

der Dinge. Mildernde Umstände müssen ihnen freilich zugebilligt werden: sie wurden durch die maßlosen Gemeinheiten der Ultra's gereizt: aber sie — d. h. immer nur Einzelne sind gemeint — vergalten nun, ihren Einfluß bei'm König rücksichtlos gebrauchend, mit einer Schärfe ätzender Lauge der Verachtung alles Baierischen überhaupt, mit einer „Hybris", welcher die „Nemesis" nicht ausblieb.

Die treibende Kraft in jener Partei war Herr von Dönniges, dem es wahrlich an, nun — sagen wir: Schärfe und Rührigkeit nicht gebrach; in Aesthetischen, in Theaterdingen und in der Gesellschaft ließ Herr von Dingelstedt seinen beißenden und übermüthigen Einfällen herzlich wenig gezügelten Lauf: er zügelte sich überhaupt nicht: prügelte er doch in dem unter seiner Hausgewalt stehenden königlichen Theatergebäude einen verwachsenen und wehrlosen Literaten höchst eigenstöckig durch, der allerdings des Intendanten Gattin frech beleidigt hatte. (Siehe über Dingelstedt [der aber niemals „ausgepfiffen" werden

sollte, wie er schrieb] unten.) Und Heinrich von Sybel war nun auch nicht gerade der Mann, der die linke Wange darbot, war ihm die rechte unsanft berührt! Allein dieser Hecht im Teiche zum Theil recht mosiger Karpfen wirkte wohlthätig: daß die Bemosten besondere Freude an seinen raschen Bewegungen und scharfen Bissen haben sollten, war nicht zu verlangen.

Aber ihm, der so Erhebliches, zumal in seinen Vorlesungen Glänzendes, leistete, konnte auch die unablässige Streitfertigkeit nicht verübelt werden: ich bin, obzwar ich die Verwegenheit hatte, der Anfänger, der Privatdocent, dem in dem Cultusministerium damals Allmächtigen auf das Allerschärfste in der Lehre vom germanischen Königthum entgegen zu treten, persönlich immer vortrefflich mit meinem „größten Feind“ ausgekommen: sein Verdienst um Prantl (II. S. 582) wiegt gar schwer bei mir. Und wie tapfer und ehrenhaft war es, daß er zuletzt, von den Gegnern gedrängt, Farbe zu bekennen, dem König unverholen schrieb, ja, er halte die preußische Vorherrschaft über

Deutschland für die einzige mögliche Zukunft! Bald darauf ging er nach Bonn! —

Nur die Ueberhebung derer, die nichts leisteten als eben Ueberhebung, war das Erbitternde, Vergiftende. Einer der Herren fragte mich, nachdem die ersten beiden Bände meiner „Könige der Germanen" erschienen waren und auch bei meinem Gegner Heinrich von Sybel vollste Anerkennung gefunden hatten, ganz erstaunt: „Und Sie sind Baier?"

„Ja, gewiß."

„Hätt's nicht geglaubt."

„Warum nicht?"

„Das ist ja eine ganz tüchtige Arbeit."

„Diese Bemerkung zeigt," erwiderte ich, „Herr Professor, daß Sie den Stamm nicht kennen, von dessen Geld Sie leben."

Ein hübsches Zwiegespräch zwischen Professor und Privatdocent! —

Diese verletzende Ueberhebung — diese ὕβρις — vieler der Herren Preußen machte nun am aller-

schwersten das Leben uns, d. h. der dritten Gruppe, denjenigen „Eingeborenen", welche die Neigung zu Preußen, zu norddeutscher Bildung, zum Protestantismus, der Widerwille gegen Ultramontane und Particularisten, die Erkenntniß der Ersprießlichkeit der Berufungen zu freundlichstem Verhalten zu den „Fremden" drängte: wir erhielten — wie alle Mittelparteien — die Stöße von beiden Seiten: die Ultra's behandelten uns als abtrünnige Verräther am Baiernthum, als Preußen-schmeichlerische Streber, und die Berufenen verlangten eine mehr unbedingte Heeresfolge als wir leisten konnten, bei den mancherlei uns auch in diesem Lager unerfreulichen Dingen.

Am ungünstigsten wirkte, daß neben den zweifellos bedeutenden älteren Herren und unter deren schützenden Fittigen allerlei jüngere Herrlein als Schüler, Anhänger, Assistenten und dergleichen sich auf dem, unter dem Schutz ihrer Schirmherren, guten Nährboden der Isar einfanden, den gleichalterigen und wahrlich nicht verdienstloseren oder unbegabteren „Einge-

borenen" mancherlei Vergünstigung wegschnappten und desto vorlauter und überhebender auftraten, je weniger sie leisteten: diese enfants terribles plauderten dann wohl auch aus der Schule, verbreiteten, unvorsichtig und meist mit Uebertreibung, geringschätzige Aeußerungen ihrer Schutzvögte und schadeten so viel mehr als jene Männer, deren berechtigtem und herausgefordertem Selbstgefühl man Vieles zu Gute hielt.

XXXIV.

Nenne mir nun, Muse, die Namen der Helden in diesen drei Heerscharen!

Das wird der „Muse“ für die „Schwarzen“ und „Blauweißen“ schwer fallen: denn die meisten Schmähungen aus diesen Streithaufen geschahen unter der Tarnkappe der Namenlosigkeit hervor. Selbstverständlich waren gewaltige Rufer in diesem Streit die ultramontanen Blätter „Volksbote“ und das „Baierische Vaterland“. Leider ließ sich auch zu scharfer Feindschaft verstimmen der reich begabte Martin Schleich, Verfasser recht wirksamer Lustspiele und Herausgeber des Witzblattes „Münchener Punsch“, dessen spitze Pfeile oft empfindlich trafen [1]. Er hat seinen verrannten

[1] Harmlos — verhältnißmäßig! — war seine Strophe:
„Hütet euch, ihr Geibel, Heyse,
Die der Wind be-Liebig dreht:

Preußenhaß später schön gesühnt: er war Einer der wenigen muthigen Männer in der baierischen Kammer der Abgeordneten, die, nach 1866 unter dem Zeichen jenes Hasses gewählt, in jenen entscheidungsreichen Julitagen von 1870 gleichwohl für die Betheiligung Baierns an dem Kriege stimmten: maßlos ward er dafür angefeindet. —

Eine sehr feindliche Stellung gegen die Bevorzugten nahm auch ein August Becker, der Verfasser von „Jung Friedel der Spielmann", der später (in Eisenach) manch recht lebenswahre gute Erzählung geschrieben hat. Nach Veröffentlichung eines

---

Hofgunst ist ein schwankes Dingel —,
Das auf glattem Boden—steht."

Anfänglich, bis er sich vom König und den Berufenen zurückgesetzt glaubte, hatte Schleich die maßlose Absperrung der Münchener gegen die Berufenen selbst ergetzlich verspottet; so, wenn er in einem seiner Lustspiele einen Münchener Philister ganz wüthend gegen einen Wettbewerber brüllen ließ: „Schmeißt' sen naus. Es is a Fremder!"

„Woher is er?" frägt ein Wohlwollender.

„Aus der Au!" donnert der Münchener. (Die Au ist die Vorstadt Münchens auf dem rechten Isar-Ufer.)

Romans „Verfehmt“, der manche Leute scharf angriff, verließ er München.

Oskar von Redwitz stand nicht gerade feindlich, aber kühl zur Seite: der Dichter der „Amaranth“ war damals noch nicht, wie später, über einen stark betonten Katholicismus hinaus geschritten; ähnlich der wackere, ebenfalls eifrig katholische Franz Trautmann, dessen Schilderungen des Alt-Münchener Lebens (XVII. und XVIII. Jahrhundert) viel Anziehendes und Heiteres enthielten.

Zur Seite stand auch Hermann (von) Schmidt, schon als Jüngling ein Freund meines Vaters, der früher sich mit wechselnden Erfolgen als Dramatiker versucht, damals aber seine ersten baierischen Dorfgeschichten veröffentlicht hatte, die (das „Schwaberl“ zumal) in der That werthvoll, ja, hervorragend waren, bis später die Viel-Schreiberei bei der doch unvermeidlichen Eintönigkeit der treibenden Beweggründe und der in dem engen Rahmen des bäuerlichen Lebens allein möglichen Widerstreite zu Wiederholungen oder zu recht

unwahren Empfindungsseligkeiten führten; verdienstlich sind manche — nicht alle! — Dramatisirungen seiner Erzählungen für die so unschätzbare Münchener Volksbühne[1]; er war, so lang ich in München lebte (bis 1863), meines Erinnerns nur einmal als Gast bei den „Krokodilen".

[1]) Vgl. über diese meine Gedichte IV. Sammlung, Leipzig 1892 (Breitkopf und Härtel). S. 236.

XXXV.

Wer aber nun waren diese viel besprochenen Ungethüme?

Es waren jene Dichter und Schriftsteller, welche damals meist aus Nicht-Baiern und Norddeutschen, aber auch aus einigen Baiern und anderen Süddeutschen, Geibel um sich geschart hatte: der Name, der mir nie recht geistvoll gewählt vorkam, war daraus entstanden, daß ein willkürlich ersonnener, schöntöniger (mit Recht) vermieden und ein „erlebter“ angenommen werden sollte, aus irgend einem Geschehniß in unserem Kreise. Ein solches aber ließ auf sich warten. Da fiel es einmal bei einer solchen Zusammenkunft Geibel ein, daß er wie Hermann Lingg das Krokodil in Gedichten verherrlicht hatte und dieses Zusammentreffen unserer beiden ältesten Häupter mußte nun ge-

nügen, uns den Namen abzugeben. Ich fand das ein wenig frostig und gezwungen, wie überhaupt die Art des Humors in unserem Verband mir am wenigsten behagte: ich war an den süddeutschen Humor und Witz von Scheffel, Steub, Kobell, Schleich, Kaspar Braun, Ille gewöhnt.

Die übrigen Krokodile, nach Geibel, waren nun der von diesem erst „entdeckte“ unvergleichliche Hermann Lingg, der geniale Dichter der Völkerwanderung. Es ist bezeichnend — und tief beschämend! — für die damaligen literarischen Zustände an der Isar, daß wirklich erst ein Mann aus Lübeck kommen mußte, um einem der allerersten deutschen Lyriker, zumal lyrischen Epiker, dazu zu verhelfen, gedruckt und gekannt zu werden! Dies Verdienst ist Geibel nicht hoch genug anzurechnen. Dann Paul Heyse, Bodenstedt-Mirza Schaffy, der immer freundliche[1]). Ferner Moritz Carrière, dessen milde, wohlwollende Art sich redlich

[1]) Während ich dies schreibe, 19. April 1892, trifft die Nachricht von seinem Ableben ein.

bemühte, etwa im Bunde mit seinem Freunde Melchior Meyer, die Schroffheit des Gegensatzes zu den Eingeborenen zu mildern, auch Zwiste, die unter den Krokodilen selbst nicht eben selten ausbrachen, zu schlichten. Ich, der Schüler Prantl's und Vischer's, stand zwar und stehe seiner Weltanschauung recht schroff gegenüber: ich kann nicht den „Sieg der sittlichen Weltordnung" in der Geschichte der Menschheit finden, jener Geschichte, in der das scheußliche, obzwar großartige Rom fast ein Jahrtausend hindurch alle erreichbaren Völker unter die ehernen Füße tritt und knechtet, in welcher Karl der Große frisch, fromm, fröhlich seine Sachsenschlächtereien zum Erfolge führt, in welcher gewisse Capitel der Kirchengeschichte des IV., IX., X., XVI. Jahrhunderts spielen, in welcher die Spanier die harmlosen Eingeborenen Amerika's am Spieße braten, in welcher Jahrhunderte lang Ketzer und Hexen verbrannt werden, in welcher — von Christus zu schweigen — Sokrates, Arnold von Brescia, Gallilei, Huß, Johann Servett von Stats- oder Kirchen-wegen als Verbrecher gestraft

worden. Und ich kann nicht mit Moritz Carrière „ewig den Strom der ewigen Liebe rauschen hören" auf der Erde, auf welcher in jedem Augenblick Millionen von Menschen und Myriaden von Thieren unverschuldet die fürchterlichsten Schmerzen leiden. — Ich habe mich oft geärgert über diese beneidenswerthe Selbsttäuschung: aber dankbar erkenne ich an, in welch ersprießlicher Weise Moritz Carrière von jeher seine nicht immer leichte Stellung in München im Sinne der Aufklärung, des Fortschritts und der Versöhnung verwerthet hat. Ich hab' ihm sogar verziehen, daß er in jener Besprechung von „Harald und Theano" von mir verlangte, ich solle Harald am Schlusse von Wotan abfallen und Christ werden lassen! Das hätte er mir später nicht mehr im Ernste zugemuthet.

An Carrière reihe ich den ihm so nahe stehenden Melchior Meyer, diesen prächtigen Schwaben aus dem Ries mit allen guten Eigenschaften und Vorzügen seines Stammes: mit der starken Neigung zu der (ein bischen mystisch angehauchten) Speculation, die

ein wenig mehr pantheistisch als die Lehre Carrière's, aber doch theistisch sein wollte, mit seinem tiefen verhaltenen Gemüth, mit dem trockenen Humor: Gemüth, Humor und liebevollste Versenkung in Land und Leute machen seine „Geschichten aus dem Ries" zu wahren Perlen, mit denen seine ein wenig hausbacknen Dramen (Agnes Bernauer und Karl der Kühne) sich so wenig vergleichen mochten, wie sein politischer Roman „Vier Deutsche". Der Vortreffliche, es ging ihm schlecht oder doch knapp sein ganzes arbeitreiches Leben hindurch und doch ward er nicht verbittert und nicht neidisch auf — oft unverdiente — Erfolge gewandterer Wettbewerber. Uns verknüpfte am innigsten der gemeinsame Zug zur Philosophie[1]).

Der dritte Philosoph im Bunde war Adolf Zeising, der Entdecker des Schönheitgesetzes vom goldnen Schnitt, wonach im menschlichen Leib, in

[1]) Ehrenmitglied war der Geibel nahe befreundete, von uns Allen hochverehrte Graf Schack: ich habe ihn aber nie in der Gesellung getroffen.

den griechischen Statuen und an anderen Erscheinungen das unsern Sinnen, zumal, aber nicht nur, dem Auge, auch dem Gehör, Wohlgefälligste sei, ein Verhältniß, in welchem der kleinere Theil zum größeren sich verhalte wie der größere zum Ganzen (also z. B. 2:4:8). Dies Gesetz, übrigens schon früher angedeutet, wird ja neuerdings scharf angefochten. Sein Entdecker verstand es aber sinnig zu vertheidigen und durch viele Beispiele zu erläutern; er war Einer der Wenigen, die aufgenommen wurden, obgleich sie Verse gar nicht oder nur zum Scherze machten, wie Zeising in solchen mit liebenswürdiger Selbstironie sein eigen Gesetz belächelte („und die Verse mit dem rhythmischen Schritt sind ganz nach dem goldenen Schnitt"); es war belehrsam und anregend, mit dem Klugen zu streiten.

Andere nicht dichtende Krokodile waren von Lützow, der Kunsthistoriker, später Professor in Wien, eine Säule der Fünfziger (oben S. 182), und der Reichs-Freiherr Robert von Hornstein, ebenfalls ein echter,

höchst liebenswürdiger Alamanne, der eine hervorragende Gabe besaß, das für das Einzelne Stück bezeichnendst Dichterische in seinen melodischen Weisen darzustellen —: (ich, ohne musikalische Bildung, vermag das nicht geschickter zu sagen); seine Technik ward zuweilen angestritten, aber ich muß sagen: treffender als er hat kein Musiker, was ich in meinen Balladen und Romanzen dichterisch zum Ausdruck bringen wollte, musikalisch zum Ausdruck gebracht: so in seinen Compositionen meiner Gedichte: Gesang der Legionen, Teja's Todesgesang, Klagelied der Mauren von Granada, Lied des Kreuzfahrers, Lied Robin Hoods, Romanze von Richard Löwenherz und anderer mehr.

Eingeführt war Hornstein worden durch seinen Stammesgenossen Wilhelm Hertz, der mir unter allen Krokodilen — Scheffel tauchte nur ein- oder zweimal in dem heiligen Teich auf — im Herzen und in der Dichtungsweise, in der zugleich auf Forschung und Poesie gerichteten Neigung (und auch in manchen Ab-

neigungen!) am nächsten stand. Wir wurden aus fröhlichen Gesellen ernste, treue Freunde für's Leben. Seine viel zu wenig gekannte Dichtung „Lancelot und Ginevra“ (ich glaube, sie ist auch noch in erster Auflage zu haben) ist das Allerschönste, was ich in dieser Art von poetischer Erzählung kenne. Manch guten Trunk und manch guten alamannisch-bajuvarischen Scherz haben wir getheilt.

Auch der wahrhaft goldtreue Julius Große ward mir gar lieb; als Generalsecretair unserer Schillerstiftung bewährt er eine Gewissenhaftigkeit, Pflichttreue, Einsicht und Herzensgüte, von der jene Leute keine Vorstellung haben, welche ihn und uns Vorstandsglieder alle deßhalb schmähen, weil wir nicht Allen helfen können, die es zu verdienen meinen und oft auch wirklich verdienen oder doch dringend brauchen können. Große hatte viele Jahre eine dornige Aufgabe: in der Münchener Baierischen Zeitung die Neuigkeiten der Bühne, auch der Literatur und der Malerei zu besprechen — unfehlbar war auch er

nicht, aber unbestechlich und uneinschüchterlich und grundehrlich. Auch dieser echte Dichter hat — vielleicht auch, weil er die Reclame nicht wie Andere versteht — im Leben viel weniger Lorber und Gold geerndtet als er verdient.

Eine stille in sich gekehrte, sinnige Natur war Dr. Lichtenstein, lange Zeit Lehrer der Literaturgeschichte in dem Ascher'schen Mädcheninstitut. Donnerwetter! Das war ein großer Schweiger, trotz Moltke. An den allermeisten Abenden that er den Mund nicht auf: — gegen ihn war der stille Lingg ein Schwätzer! — sprach er einmal, — Alle lauschten dann, als ob eine Schildkröte plötzlich die Gabe der Rede gewonnen — so waren's kurze, epigrammatische, scharf zugespitzte und sicher gezielte Worte: seine „Sprüche" sind spärlich, aber trefflich.

Ferner ist zu nennen Bernhard Hofmann, mein Schulcamerad vom Gymnasium her: bei nicht eben mächtig sprudelnder Ader zeichnete seine Dichtung sich durch musterhafte, fein geglättete Form aus: „du

Platenide!" donnerte ihn einmal Heinrich Leuthold an, — als ob das ein Scheltwort wäre.

Heinrich Leuthold, der Schweizer! Viel wäre über ihn zu sagen. Jedesfalls war er selbst ein eifriger, erfolggekrönter Schüler Platen's, wie Rückert's und Geibel's. Leuthold war ein ganz hervorragender Lyriker und ein Formtalent allerersten Ranges, wie, außer seinen eigenen Gedichten, seine mit Geibel zusammen unternommenen Uebertragungen aus dem Französischen auf das Glänzendste darthun. Leider gelangte er nie dazu, neben der Lyrik seine Kraft einmal an einer größeren — epischen oder dramatischen — Aufgabe zusammengefaßt zu erproben: Bruchstücke seines epischen Gedichtes Penthesilea, welche er mir vorlas, enthalten unvergleichliche Schönheiten. Viel Kraft und Zeit nahm ihm die Sorge für den täglichen Lebensunterhalt in Anspruch: er war lange Leiter der süddeutschen Zeitung in München, welche, unter Karl Brater, muthig und scharf den Gedanken der „Gothaer Partei", des Nationalvereins, vertrat. Vieles in seiner

Art stand so weit von der meinen ab, wie etwa seine hünenhafte Landsknechtgestalt von meiner Leiblichkeit. Auch war der Mißtrauische unschön gegen mich eingenommen worden, so daß es Anfangs an scharfen Zusammenstößen zwischen uns nicht fehlte. Aber in de Folge sah er seinen Irrthum ein, erklärte mir das mit ergreifender Offenheit und Wärme und wir wurden nun ganz gute Cameraden. Gar oft hab' ich ihm, fehlte es ihm für sein Feuilleton an Stoff, in aller Geschwindigkeit eine Besprechung irgend eines Buches geschrieben; Besseres von mir sparte er dann wohl, pour la bonne bouche, wie er sagte. Schon damals traten nicht selten Anzeichen der Krankheit auf, die später diesen reichen, kraftvollen Geist umnachten sollte: auch in plötzlichen Wuthausbrüchen ohne greifbaren Anlaß! In nach-mitternächtiger Stunde, bei einem unserer Stiftungsfeste, gelang es mir einmal nur mit alleräußerster Anstrengung, den Riesenstarken, dem der Schaum des Zorns auf dem Munde stand, von einem ungleich schwächeren Gegner los zu machen,

der sich vergebens mit einem Tischmesser gegen ihn wehrte und dem die Erdrosselung recht nahe stand. Selbstverständlich wurden dem Armen solche und ähnliche Dinge arg verdacht: ich will nicht behaupten, daß ich an Wahnsinn dachte: — aber höchst unheimlich war mir der schon damals stiere Blick seines Auges: ich habe (später) nur Wahnsinnige so blicken sehen. „O welch' ein reicher Geist ward hier zerrüttet!"

Bei dieser Aufzählung drängt sich mir auf, — zum ersten Mal — wie stark doch auch in diesem Kreise von Künstlern wieder der Alamannenstamm vertreten war: Lingg, Scheffel, Melchior Meyer, Hertz, Leuthold, Hornstein: unter 15 Krokodilen sechs, welche schwäbisch sprachen! Die Alamannen sind der für Krieg und Frieden, für Statsleitung, für Philosophie und Dichtung begabteste deutsche Stamm: sie haben uns Schiller, Uhland, Hölderlin, Hegel und Schelling und David Strauß und Bauer, aber auch die Hohenzollern wie die Hohenstaufen gegeben.

Nur als Gäste führte ich einige Male ein

Max Beilhack, den Sohn des (oben I. S. 214) erwähnten Schulmannes und Max Haushofer (II. S. 228, 617: dieser ward nach meinem Abgang von München Mitglied).

Dagegen früh ward Mitglied Hans Hopfen, jetzt Ritter Hans von Hopfen. Der flotte Studio, Francone, entfaltete plötzlich eine ganz hervorragende lyrische Begabung; seine lyrischen Gedichte (zuerst in dem bald zu erwähnenden Münchener Dichterbuch) zählen nach Formgefühl und Inhalt mit zu dem Schönsten, das ich kenne (sie haben Aehnlichkeit mit denen von Karl von Heigel [oben S. 128]) und stehen nach meiner Meinung hoch über Allem, was der Verfasser an Erzählungen und namentlich an Schauspielen veröffentlicht hat. Uebrigens hat er, ein eifriger Durchforscher der französischen Romane der Neuzeit, das Verdienst, längst vor Zola und längst bevor in Deutschland das neue Licht des „Realismus" und dessen höchste Verklärung im „Naturalismus" empor stieg, pariserisch, real- und natural-istisch — und „freilichterlich" geschrieben zu haben, und ohne Zweifel

verdankt er der hierbei erlernten und vielfach bewährten Kunst seine ja so lebhaften Erfolge. Daß mir die Ausschreitungen dieser Richtung bis zur Ekelerregung zuwider sind, schließt meine Anerkennung der Berechtigung dieser Richtung an sich keineswegs aus und ich kann also — trotz meiner stark entgegengesetzten Neigungen — hier ein wirkliches Verdienst Hopfen's anerkennen, das noch zu wenig gewürdigt ist. Im Uebrigen schmerzt mich ein nicht von mir verschuldeter Mißklang zwischen uns. Ich glaubte, wir seien, wenn icht geradezu Freunde, doch recht gute Cameraden: ich hatte an einen Anfängen zu München so warme Freude! Auch später kamen wir gedeihsam und fröhlich zusammen aus, zumal seine erste Gemahlin (von unvergleichlicher Liebenswürdigkeit!) eine freundliche Gönnerin von mir und gute Gesellin meiner Frau ward. Da erschien mein Buch „Odhins Trost". Bald darauf veröffentlicht H. von Hopfen ein Werk, dem er in Versen die Erklärung vorausschickte: „Er sei nicht Odhin im Professorenfrack." Wozu das? Ich fand es nicht hübsch von

ihm, auch nicht besonders witzig: ich trage niemals einen Frack, wenn ich es irgend vermeiden kann. Und überflüssig fand ich es auch. Denn auch ohne solche Warnung würde Niemand H. von Hopfen für einen germanischen Gott oder auch nur für einen deutschen Professor halten. Ich hatte ihm im Leben nie etwas zu Leide gethan.

XXXVI.

Ich beschränke mich in dieser Aufzählung der Glieder und bei Schilderung der Hergänge bei den Krokodilen auf die wenigen Jahre, die ich ihnen, in München wohnend, angehörte: etwa 1858/59 bis 1862/63, da ich nach Würzburg übersiedelte: später sind noch gar manche Baiern und Nichtbaiern hinzu getreten und sind andere Veränderungen — z. B. des Versammlungsorts und der Zeit — eingetreten, von denen ich Genaueres nicht weiß.

Vor mir liegt ein wohlgelungenes Bild, das, in der Gartenlaube, glaube ich, veröffentlicht, die Schriftsteller Münchens bei Gelegenheit der Schillerfeier 1859 versammelt darstellt: außer den Krokodilen: Geibel †, Lingg, Heyse, (Schack) Bodenstedt †, Leuthold †, Zeising †, Carrière, Melchior Meyer †, Große, Hertz, Hopfen,

den Lieutenant Neumann (der bald nach Regensburg versetzt ward) und mir stellt es noch dar A. May, Trautmann, Becker†, (von) Riehl, Kobell†, Hermann Schmidt†, Steub†, Oskar von Redwitz†, den Gymnasialprofessor Fr. Beck† und den Kanonicus Schott: wie Viele von der damals gesellten Schar sind schon vorausgegangen [1])!

Die Krokodile kamen früh am Abend zusammen, am längsten in einem Kaffee auf dem Marienplatz unter „den finstern Bogen" und blieben nicht gar lang: dies, ursprünglich wohl auch aus Rücksicht auf den leidenden Zustand Geibel's eingeführt, war äußerst ersprießlich. Geibel oder Heyse führte den Vorsitz:

---

[1]) Ein ähnliches Bild zeigte, ungefähr gleichzeitig, ebenda die hervorragendsten Münchener Künstler und ein par Gelehrte auf einem Mai-Ausflug vereint: Eduard Schleich, Peter Heß, Graf Pocci, Enhuber, Voltz und Philipp Foltz, Heinlein, Kaulbach, Schwind, Piloty, Neureuther, Schraudolph, Liebig und Dr. Ernst Förster (der Kunst-Revier-Förster, Eidam Jean Pauls): es ist traurig zu sagen, daß von all diesen trefflichen Männern heute auch nicht Einer mehr am Leben ist: die Liste ist eine Todten-Liste!

es ging übrigens Alles ziemlich formlos her, sehr verschieden von dem Verfahren im Tunnel unter der Spree (II. S. 432). Wer etwas zum Vorlesen mitgebracht hatte, las vor: darauf entspann sich eine beurtheilende Verhandlung über das Gehörte, welche aber, gerade weil sie nicht, wie weiland im Tunnel, streng gegliedert war, bei Weitem nicht so belehrend ausfiel wie dort und wie von einer Versammlung so berufener Sachverständiger zu erwarten gewesen wäre. Das große Wort führte Geibel — und zwar sehr von Rechtswegen: — denn dieser „Lyriker" hatte ein ganz vortreffliches, rasch den Kern der Sache treffendes Urtheil. Ich habe von Geibel mehr gelernt als von allen Anderen zusammen: allerdings aber nicht im „heiligen Teich" — da ging es ein wenig zu tumultuarisch her für erschöpfende methodische Durchsprechung schwieriger Fragen: wohl aber auf den stundenweiten Spaziergängen, auf welchen ich den Leidenden, dem solche Bewegung vorgeschrieben war, begleiten durfte. Auch in seinem Hause, das ja nur

so kurz die Hausfrau schmückte, war ich gar freundlich aufgenommen: Frau Amanda, „sein holdes Schweigen", war mir gewogen. Dankbar rühm' ich mich Geibel's Schüler in vielen Dingen, in welchen aus Platen und Rückert und auch aus dem gedruckten Geibel nichts zu lernen war: gar viele Grundsätze über Form und Gestaltung des Kunstwerks im Kleinen, im Einzelnen, mancherlei Kunstgriffe des Handwerks theilte er mir mit, seit er an „Harald und Theano" und an den Balladen der ersten Sammlung, wie er sagte, seine „helle Freude gehabt". Ihm verdanke ich es auch, daß ich es aufgab, wie Hebbel und Andere, den ganzen Nibelungenstoff dramatisch zu behandeln, vielmehr mich auf das echt tragische Geschick des Markgrafen Rüdiger beschränkte, das mühelos in den Rahmen Eines Theaterabends zu bringen ist: ich halte das — trotz den dawider erhobenen Einwänden — auch heute noch für eine glückliche Beschränkung und dankbar gedenke ich jedesmal Geibel's, gehe ich in den Arkaden des Hofgartens an

der Stelle vorbei, wo er mich, den Widerstrebenden, endlich überzeugte. — Mein Verhältniß zu Geibel blieb, nach Beilegung eines kurzen Zwistes, der sich auf einen Dritten bezog, ein ungetrübt schönes: mit Rührung ergriff mich der Anblick des silberharigen Greises, als ich ihn zu Lübeck meiner lieben Frau Therese zuführen durfte: — es war ein Jahr vor seinem Tode und treu und dankbar und warm werd' ich sein Andenken in hohen Ehren halten für und für. —

Von den anderen Krokodilen hab' ich aber im Teiche selbst nicht gerade viel gelernt: — lange nicht so viel wie von Fontane, Eggers, Kugler und Anderen im Tunnel. An philosophisch-ästhetischer Bildung war ich, trotz meiner Jugend, Dank meinen langjährigen philosophischen Studien, Dank zumal Vischer (oben S.187) den Andern „über", ausgenommen Carrière, Melchior Meyer und Zeising, von denen ich aber auch außerhalb mehr als in den Teich-Verhandlungen Vortheil zog: es ging da doch zu laut und unge-

stüm her: die Wellen des Teiches schlugen leicht hoch[1]): auch war es viel leichter, Geibel unter vier Augen zu widersprechen als im Teich, wo sein so voll begründetes Ansehen, auch seine dröhnende Stimme den Widerstand erschwerte. Aber freilich mittelbar hab' ich auch von den anderen Krokodilen gar Manches gewonnen, weniger durch Gespräch, als durch ihre Anregung, zumal durch Ergänzung und Berichtigung meiner Einseitigkeiten durch diese so verschiedenen Geister: und auch dessen gedenke ich dankbar.

Jene Verschiedenheit schloß aber doch durchaus nicht

[1]) Ja, manchmal tauchten plötzlich bei den führenden Geistern ganz seltsame ästhetische Grundsätze auf. So ward auf einmal das Losungswort ausgegeben, man dürfe, zumal im Schauspiel, nur Stoffe frühestens der Reformationszeit behandeln, „weil wir nicht auf heidnischem oder katholischem Bewußtsein stünden, sondern auf dem durch Luther geschaffenen protestantischen." Ich griff mir besorgt an den Kopf. Dann fragte ich schüchtern: Und Iphigenie? Und Tell? Und die Jungfrau? Und Julius Cäsar? Und Coriolan? Und Macbeth? Und Nathan? (Und Brunhild? hätte ich beifügen können.) Und dann fragte ich, wie viele von uns 15 auf dem Standpunkt Luther's stünden? — Vielleicht Einer!

ein gemeinschaftliches Banner aus, unter welchem wir Alle zogen und fochten — und Einmal — auch gemeinsam siegten: in dem Münchener Dichterbuch, welches Geibel im Jahre 1862 herausgab.

Das Gemeinsame war ein gewisser „Idealismus", sofern man hierunter die sorgfältigste Pflege der Form-Reinheit, die Vorliebe für den hohen Stil, die Schulung durch die Antike und die übrigen Classiker der Weltliteratur versteht und eine Neigung zu dem Vornehmen, sowohl in der Wahl als in der Behandlung der Stoffe.

Der heute lärmtobende, ganz falsch so genannte „Naturalismus" — denn die Natur ist keineswegs ausschließend häßlich und gemein: es giebt auch schöne Wahrheit und schöne „Naturen" — bildet den denkbar schärfsten Gegensatz zu unserer Richtung. Jene Vorzüge, freilich auch zugleich Schranken, kamen nun mehr oder minder sämmtlichen, in diesem Dichterbuch unter Geibel's Führung Auftretenden zu. Es waren außer Geibel vertreten: Heyse, Hertz, Graf Schack, Carrière, Scheffel, Bodenstedt, Große, Melchior

Mayer, Schott, Lichtenstein, Beilhack, Leuthold, Lingg, Hopfen und ich. Man nannte uns dann wohl die „Münchener Schule", nur, weil wir damals in München lebten: es waren aber nur vier Münchener unter den siebzehn. Das Buch hatte schönen Erfolg: bald erschien eine neue Auflage. Der realistische Rückschlag, der vor etwa zehn Jahren in der deutschen Schriftstellerei eintrat, an sich voll berechtigt und wohl begreiflich, wie ja solche sich ablösende Strömungen in aller Literaturgeschichte vorkommen, richtete sich ganz erklärlichermaßen auch gegen die Meisten der einst unter jenem Banner Vereinigten: nur (von) Hopfen, der schon damals oder doch sehr bald darauf, neben dem Idealismus seiner Lyrik, in der Prosaerzählung den modern-französischen Realismus unerschrocken und geschickt vertrat, ist früh — in gewissem Sinn — in diese Richtung abgeschwenkt. Uebrigens muß man sich über die Auswüchse des „Naturalismus" nicht unnöthig erhitzen: es ist dafür gesorgt, daß auch seine Bäume nicht in den Himmel wachsen und schon ist

in seinem Ausgangspunkt — Paris — ein beginnender Umschwung wahrzunehmen.

In gar vielen Stücken haben wir sogenannten Idealisten (diese Schlagwörter sind, wie alle ihresgleichen, falsch: Homer und Shakespeare und Goethe sind die größten aller Realisten und Idealisten zugleich, weil sie eben die größten aller Dichter sind) von den Realisten zu lernen: das Berechtigte in dem Realismus (aber nicht das Ekelhafte bei den Naturalisten, die man die Anarchisten der Kunst nennen sollte) wird auch auf uns „Idealisten" wirken und so wird auch diese Erscheinung in einer höheren Einheit „aufgehoben" — im Hegel'schen Sinne: d. h. zugleich überwunden und erhalten (tollitur simul atque conservatur).

So viel über die Krokodile von 1858—1862: von deren späteren Geschicken bin ich, wie gesagt, fast gar nicht unterrichtet, aber jenes „Dichterbuch" wird dauernd bestehen bleiben, als ein schönes Denkmal Geibel's und seiner edlen Einwirkungen auf uns

Alle. Unvergeßlich bleibt mir der theure Meister, wie er in seiner dröhnenden Stimme, dabei zugleich aber ein wenig näselnd und den Rhythmus allzu stark betonend, „singend", seine formvollendeten Verse vortrug: sie gewannen nicht immer dabei, hatte man sich aber an seine Weise, seinen „Gesang", wie wir bösen Buben es nannten, gewöhnt, gewann man sie lieb. Oder wie er, den vielgequälten Knebelbart drehend, auf unseren Wandelwegen seine Lehren sehr laut sprechend, mit lebhaften Kopf- und Armbewegungen, aufzwang. Er meinte es priesterlich ernst mit der Kunst und heiliger Zorn konnte ihn gegen die Schänder seines Weihthums hinreißen. Oh alle neun Musen, wie würde er gedonnert haben, hätte er unsere Jüngsten bei'm Dichten und Malen an der Arbeit gesehen. Er selbst lernte und bildete sich unablässig weiter: mit Recht ärgerte es ihn, daß ihn die „Tagskritik"[1] immer

[1] „Mit uns'rer Tagskritik verdarb ich's leider ...
Daß ich sie nie um ihre Weisheit frug.
Sie klopft noch stets die abgelegten Kleider,
Die ich vor fünfzehn Jahren trug."

noch als den Verfasser seiner ersten Gedichte und etwa der „Juniuslieder“ behandelte, während er doch in seinen späteren Gedichtsammlungen und in „Brunhild („Sophonisbe“ halte ich für verunglückt) ganz gewaltig hinausgeschritten war über jenen „Lyriker in der Vanillen-Sauce“, wie er selbst sagte.

Uebrigens würde sich sehr zu seinem Schaden geirrt haben, wer diesen süß singenden „Emanuel“[1]) nur für den schwärmerisch weltfremden Liebeslyriker genommen hätte. Gott behüte! Er hatte sein vollgerüttelt Maß von jenem weltklugen, kühlen, praktischen Verstand[2]), durch welchen

---

Neue Gedichte, Stuttgart und Augsburg 1856, S. 128. Das grundfalsche „frug“, das aus Norddeutschland immer stärker auch im Süden sich eingenistet hat, findet sich also schon damals und sogar bei Geibel, der freilich auch das norddeutsche falsch gesprochene sang = sank, auf Dank reimte und das ebenso falsche Glas, gesprochen Glaß, auf naß.

[1]) „Gott mit dir Emanuel!
Und kein Weiblein geht dir fehl!“
sang in reizendem, wohlwollendem Humor Freund Altenhöfer von der Augsburger Allgemeinen.

[2]) Siehe die Vergleichung der deutschen Stämme in meiner Frankfurter Bismarck-Rede vom 31. März 1892 (Leipzig 1892).

die Niederdeutschen uns warmfühligen Oberdeutschen am meisten überlegen sind. Ohne solche — höchst löbliche — Klugheit würde Geibel sich auch nicht bei König Max II. auf dem glatten Boden höfischer Gunst so lange haben halten können, zumal es an offnen, plump gemeinen und gefährlicheren versteckten Angriffen auf ihn und die anderen Glieder des königlichen Symposion wahrlich nicht fehlte (oben S. 272).

XXXVII.

Betrachten wir nun noch näher die außerhalb der Krokodile, aber nicht feindlich gegen sie stehenden Münchener Schriftsteller jener Jahre.

Da ist vorab zu nennen Franz von Kobell, Professor der Gesteinskunde, Jäger und Poet dazu, ein Classiker der baierischen (und der pfälzischen) Mundartdichtung (wie Fritz Reuter der niederdeutschen). Damals noch der einzige: denn mein lieber, prächtiger Freund Karl Stieler, der ach! allzu früh Verstorbene, war in jenen Jahren noch zu jung. Kobell bildete so zu sagen den Uebergang von den Krokodilen, mit deren Häuptern Geibel, Heyse, Bodenstedt er zu den Symposien des Königs gezogen wurde (— war er doch als ausgezeichneter und leidenschaftlicher Waidmann dessen regelmäßiger Jagdgast und Jagd-

begleiter —), zu den Eingeborenen: er sprach am liebsten in der baierischen Mundart und trug auch in der Stadt gern die Joppe, so daß er als Vertreter des Bajuvarenthums gelten mochte. Ich erfreute mich des gemüthlichen Verkehrs in seinem wirthlichen Haus und zumal mit den drei klugen Töchtern: Marie, später Gattin des Göttinger Professors Weber, Louise, später Gattin des Statsraths von Eisenhart (Freundin Döllinger's; sie hat höchst anziehend über ihn geschrieben) und Emma, später Frau von Truchseß, welche, mit Anna von Schlichtegroll (I. S. 110) zusammen, gar anmuthig und schön in den Ritterspielen aufgetaucht und recht mit Vorliebe von mir „geraubt" worden war. Kobell war mir freundlich gesonnen, obzwar meine starke Hinneigung zu den Preußen ihm nicht gerade gefallen mochte: er machte König Max auf „Harald und Theano" merksam, der mir durch ihn ein par freundliche Worte sagen ließ; aber ich hatte kein Glück bei König Max II.: war ich doch der Schüler Prantl's (II. S. 480) und der Verfasser

der „Könige der Germanen", die er wirklich lange Zeit für ein „preußenfreundliches" Werk im Sinne der Gothaer und des Nationalvereins gehalten hat (II. S. 483, s. unten): unglaublich fast, aber mir durch den Referenten im Cultusministerium Dr. von Völk selbst bezeugt: vor meiner (sehr lange hinaus gezögerten) Anstellung als Professor mußte dem König erst dieser Irrthum benommen werden. — In richtiger Umrahmung sah man Kobell in der Gebirgslandschaft: im hohen Alter glich er selbst einem starken Berghirsch, unter den buschigen Brauen blitzte ihm noch im schneeweißen Har das scharfe Jägerauge hell hervor; nun ist er auch lang schon vorangegangen in die ewigen Jagdgründe. Es freute ihn, zu hören, daß ich schon als ganz kleiner Knabe seine lustigen Geschichten (vom Juchtenstifi, vom Purzelbaum, vom Ducatenbeuterl) in der Mundart grundecht vorgetragen hatte. Er hatte ein warmes Herz für mich: dankbar gedenke ich's ihm bis an's Ende. — Er war es, der mich als Mitglied der zwanglosen Ge-

sellschaft zuführte, die im „Museum“ sich versammelte.

Auch A. May (oben S. 42, 48) zählte nicht zu den Krokodilen, ohne sie irgend anzufeinden: gerade damals hatten seine Stücke schöne Erfolge: er blieb mir ein gütiger Freund und Berather.

Durch den gemeinschaftlichen Eifer für alte baierische und tirolische Geschichte und für Sprachgeschichte, dann auch durch eine gewisse Aehnlichkeit des Humors war ich eng verbunden mit meinem lieben Freunde Ludwig Steub, dem ich nun auch schon den längst von ihm im Voraus bestellten Nachruf in der Allgemeinen Zeitung (s. den Anhang) schreiben mußte. Wir lernten uns kennen im Achaz-Garten bei'm Bock, wo nach schöner süddeutscher Sitte (s. oben) „in bunter Reihe“ die verschiedensten Menschenarten neben einander saßen und sich des guten Tropfens, des blauen Himmels und ihres Lebens im Allgemeinen freuten: das ist die einzige Art von Frühschoppen, welche, vier Wochen im Jahr, eben während der Bockzeit,

damals in München bekannt war. Ich war längst ein Bewunderer von Steub's unvergleichlich feinwitziger, anmuthiger Schreibweise: ein Aufsatz von Steub in der Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung war stets ein Leckerbissen für Feinschmecker des Stils: er und Fallmereyer und Adolf Bacmeister, mein lieber, ebenfalls so früh verstorbener Freund, waren damals die leuchtenden Sterne dieser werthvollen Zeitung: wer in Deutschland schreibt heute eine Prosa wie jene drei sie leisteten? Steub's Witz hatte einen Stich in's Boshafte (und dann am wenigsten glich und gleicht ihm die mir gewordene Gabe des Humors, mehr in dem Formalistischen, in der Verwerthung der Sprach-Eigenart): auch sogenannten „guten Freunden", konnte er schonungslos mitspielen, quälten sie ihn mit zudringlichen Bitten um Besprechungen ihrer Bücher: „der kommt mir nicht wieder," lachte er wohl in seinen Rauschebart hinein, „den ich einmal besprochen habe." Wir wurden durch gemeinsame Forschungen, durch gemeinsame Freude an einem gut gedrechselten Wort-

witz, auch durch gemeinschaftliche Abneigungen gegen gewisse Bücher und deren maßlos eitle Verfasser, durch die gemeinsame Liebe zu Tirol, zumal Meran, und endlich auch durch die gemeinsame Neigung zu einem recht guten Glase Wein oder Bier recht gute Cameraden; „wir trachten zusammen!“ (d. h. wir streben, uns wieder zu treffen) war sein letzter Zuruf an mich bei'm Abschied in Meran im Jahre 1887; aber ach! es sollte der letzte Abschied sein: wir kommen jetzt erst da wieder zusammen, wo man sich nicht mehr sieht und hört. — Er hat mich herzlich lieb gehabt und hat über meine Witze beinahe so gern gelacht wie ich über seine, und das will viel sagen. Denn an Steub's Humor hab' ich mich erfreut, wie nur noch an dem von Boz, Thackeray, Fritz Reuter und Scheffel. Die gemeinschaftliche Lust am Sprachwitz führte manchmal dazu, daß wir im fröhlichen Gespräch bei'm Wein gleichzeitig über dasselbe Buch, denselben Mann, dasselbe Scherzwort aussprachen, wozu freilich beitrug, daß

wir in solcher Stimmung beide baierisch oder tirolerisch sprachen.

Steub litt ernsthaft — ob er es auch gern in Späßen verhüllte — unter dem theils begründeten, theils unbegründeten Glauben, es fehle ihm an verdienter Anerkennung. Unablässig, ja zu oft, klagte er mündlich, brieflich und in seinen Büchlein, daß er nicht zahlreichere Auflagen erlebe: nördlich des Thüringer Waldes sei er unbekannt — das sei seine Ruhmesgränze. Das Erstere war nun leider wahr: seine Bücher wurden nicht viel gekauft — s. oben S. 267 — aber das Letztere war übertrieben: ich erfreute ihn gar oft durch Mittheilungen über seine Beliebtheit auch in Berlin und Königsberg. Und ich habe nach Kräften dazu beigetragen, ihn bekannt zu machen: seit dreißig Jahren habe ich fast alle seine neu erscheinenden Büchlein besprochen: in dem III. Band meiner „Bausteine“ steht ein ganzer Haufe solcher Steubiana wieder abgedruckt. Der Grund seiner Verstimmung lag aber tiefer. Er hätte Professor der Sprach-

wissenschaften werden sollen: auf diesem Gebiet lag seine Stärke: seine rhätische Ethnologie ist ein grundbauendes Werk, wie Jakob Grimm, Kiepert und Theodor Mommsen anerkannten. Allein — dem frei und deutsch gesinnten Manne war unter dem pfäffischen Ministerium Abel jede Aussicht auf die akademische Laufbahn schwarz verhangen und so wurde er denn sehr gegen seine Neigung Rechtsanwalt und Notar. Dieser sein Beruf, war so wenig sein „Beruf", daß er schwer unter dem Actenstaube litt. Wir kamen, so lang' ich in München wohnte, von 1856—1863, wohl jede Woche einmal zusammen, tranken, besprachen unsere Arbeiten oder auch Thorheiten und lachten über uns und Andere. In seinem gastlichen Hause lernte ich eine Reihe hervorragender Männer kennen, so David Strauß[1]) und später dessen Bruder in Christo: Ernst Renan.

[1]) Eine ergetzliche Geschichte erzählte dieser von seiner ersten Fußwanderung in Tirol. Nachdem das „Leben Jesu" erschienen und eine Fluth von Angriffen gegen den kühnen

Oft war der Dritte im Bunde Marcus Müller, der ausgezeichnete Orientalist, oder Julius Braun, der früh verstorbene Aegyptologe, oder Bibliothekar Thomas oder der humorvolle Adolf Bacmeister: diese Art Witz — eben süddeutscher — behagte mir, wie gesagt, ungleich mehr als der oft frostige, gemachte bei den Krokodilen.

Mythologen losgebrochen war, pilgerte er auf den Rath Steub's allein in's Tirol, um von Jesus Christus und dessen Priestern einige Zeit lang gar nichts mehr zu hören. Der erste Mensch, den er hinter Kufstein auf der Landstraße trifft, begrüßt ihn mit dem Anruf: „Gelobt sei Jesus Christus", ebenso der zweite, dritte und der vierte macht Miene, ihn zu verhauen, weil er nicht die landesübliche Antwort zu geben weiß: „in Ewigkeit, Amen". Strauß ward roth vor Aerger und kehrte schleunig um; er hat es nie mehr betreten, das schöne Land Tirol.

XXXVIII.

In tiefer, warmer Dankbarkeit habe ich für jene Jahre noch zu gedenken des gesellschaftlichen, geistigen, künstlerischen Lebens in dem Hause meines Vaters, Briennerstraße No. 13: es war dasselbe, in welchem auch ich 1851 gewohnt hatte (II. S. 320), nur war jetzt ein andres Stockwerk bezogen worden. Es ward früher erwähnt (II. S. 558), wie mein Vater während meines Berliner Aufenthalts sich wieder verheirathet hatte: seine junge Frau, Marie Hausmann, die Tochter eines seiner ältesten Freunde, des verdienstvollen Schauspielers und vortrefflichen Menschen Ludwig Hausmann, war schon vorher mehrere Jahre eine höchste Zierde der Münchener Bühne gewesen (II. S. 144). Mir ist sie bereits als Mädchen, dann als meines Vaters ihn länger als drei

Jahrzehnte beglückende Gattin in schöner, idealer Freundschaft verbunden gewesen und als dessen Wittwe verbunden geblieben.

In dem Hause meines Vaters, dessen Mittelpunkt Er, dessen Zierde seine junge Gattin, dessen täglicher Gast ich war, verkehrten nun alle die oben bereits geschilderten oder doch genannten dramatischen Münchener Dichter wie Geibel, Heyse, Bodenstedt, Melchior Meyer, Redwitz, vor Allem der viel getreue May (s. oben S. 42, 314); jedoch auch gar viele fremde Schriftsteller, deren Stücke mein lieber Vater, der nie Ermüdende, las, prüfte, einrichtete, oft in der Hauptrolle trug — und zwar, wo irgend möglich, zum Siege trug! — am Abend, während er vom frühsten Morgen an die Proben als Regisseur geleitet hatte.

Gar manche Freunde und Freundinnen dieses Hauses werden wir später noch genauer kennen lernen: so den philosophisch hoch gebildeten Gerichtsrath Adam von Doß und dessen prächtige, uns bis

heute innigst verbundene Gattin, Anna, unsere „Frau Rath“.

In jenem — damals so heiteren! — Kreise zahlreicher Künstler und Künstlerinnen, aber auch anderer liebenswürdiger Menschen verbrachte ich all jene Jahre (1854—1863) hindurch, bis ich München verließ. Stunden, die zu den geistig, sittlich und künstlerisch höchst stehenden meines Lebens zählen und nur mit feuchten Augen, mit Thränen dankbarer Rührung und Wehmuth kann ich jenes versunkenen, verblühten, begrabenen Lebens gedenken! Dank den Vorausgegangenen: — Dank den Wenigen, die noch als Zeugen jener Tage leben! —

Selbstverständlich spielte unter den Gästen jenes Hauses eine hervorragende Rolle der „Chef“ meines Vaters: Franz (von) Dingelstedt. Es wäre recht viel über ihn zu sagen! Dankbar und pietätvoll — nicht gerade gegenüber diesem Ironicus Maximus selbst! — aber gegenüber den Erinnerungen an jene

Zeiten, an jenes Haus will ich hier das Heitere, das Humorvolle an ihm heller beleuchten als — andere Seiten, die auch nicht fehlten.

Das aber darf ich der Wahrheit gemäß vorausschicken: das Allermeiste an **Arbeit**, was damals in der Gesammtleistung und Regie des Münchener Schauspiels geleistet wurde, hat nicht Dingelstedt auf „seinen langen Fortschritts-Beinen" getragen, sondern mein lieber Vater. Denn Fleiß zählte nicht zu den glänzendsten Tugenden des glänzend Begabten! Wie wenig hat der Mann auch in den vielen Jahrzehnten geschaffen, in denen ihn die „Schulmeisterei" nicht mehr in Anspruch nahm. Ein Hauptzug in jenem manchfaltig zusammengesetzten „politischen Nachtwächter", Vorkämpfer des jungen Deutschlands, der als k. k. Hofrath (und Baron?) von Dingelstedt zu Wien starb, war eine beißende, nie rastende, schillernde Ironie, die man gern ertrug, weil sie sich ganz ebenso gegen ihren Träger selbst wie gegen seine Opfer wandte.

Dingelstedt war der liebenswürdigste Gesellschafter, ein Virtuose der Geselligkeit: Stunden lang konnte er Weiblein und Männlein fesseln durch ein nie unterbrochenes Feuerwerk von — meist recht boshaften — Witzen, von geistreich hingeworfenen Pfeil-Worten und Wort-Pfeilen. Selbstverständlich kannte er diese seine Begabung — wie als seine Anderen! — sehr genau und ebenso selbstverständlich spielte er damit — wie mit den meisten Anderen. Rechter Ernst war es ihm mit gar wenigen Dingen. Aber auch das wußte er ganz klar: es freute ihn, wie mit den anderen Menschen auch mit fast allen Sachen auf der Welt, so mit seinen eignen Schwächen zu spielen: und daß er dies offen zur Schau trug, entwaffnete den Zorn auch derer, die er gereizt hatte. Er ertrug es lachend, sagte man ihm in's Gesicht, daß er es beinahe mit nichts und mit Niemand verläßig meine.

„Ja, was wollen Sie,“ lachte er, als ich ihm einmal vorhielt, daß er immer fort Theater spiele.

„Freilich! Ich bin der beste meiner Schauspieler selbst. Der Chef darf sich doch nicht übertrumpfen lassen."

Er hatte sich einen hohen Purpur=bezogenen Lehnstuhl aufbauen lassen, — den „Tyrannenthron" nannte ihn der Schalk Christen — auf dem er in seinem Bureau feierlich Platz nahm, wollte er mit einem der Künstler eine Haupt= und Statsaktion aufführen oder einen jungen Dichter in Schreck und Ehrfurcht versetzen. Mitten drin aber ward er des trockenen Tones satt, sprang lachend auf, faßte den Erstaunten bei den Schultern und bot ihm eine treffliche Cigarre.

Mein Vater hatte das Hauptverdienst um Einrichtung der Antigone, die, nach kurzem Auftauchen auf der Berliner Bühne, zuerst in München und zwar in Vollendung dargestellt wurde (die Damböck=Straßmann Antigone, Richter Hämon, mein Vater Kreon, dessen Frau Ismene, Christen der Bote) und zwar mit glänzendstem Erfolge. Tags darauf meinte mein Vater, man solle doch Carrière veranlassen,

in der Augsburger Allgemeinen über den wirklich künstlerisch bedeutsamen Abend zu berichten (was dann, glaub' ich, auch in einem späteren Aufsatz geschah). Lachend unterbrach ihn Dingelstedt. „Lieber Dahn, was bleiben Sie doch altmodisch! So was macht man selbst am besten! Der Bericht — von mir verfaßt — liegt schon drei Tage in Augsburg."

„Wie? auch über den Erfolg?"

„Natürlich! den wußt' ich doch voraus."

Ein andermal, gegen Ende eines für meinen Vater höchst arbeitreichen Winters, saß der Intendant auf seinem Tyrannenthron — er war gerade in der Geberlaune — und sprach zu meinem Vater, der, an dem Schreibtisch sitzend, den Spielplan für die nächste Woche machte: „Hören Sie, Dahn, haben sich wieder riesig gequält seit Herbst. Werde Ihnen im Sommer zwei Wochen Urlaub zulegen." Mein Vater stand auf, brachte ihm mit einer tiefen Verbeugung ein Blatt Papier und die eingetauchte Feder.

„Was? Sie trauen wohl meinem bloßen Worte nicht?“

„Nein, Herr Intendant, durchaus nicht.“

„Haben Recht, Dahn, haben ganz Recht,“ lachte er und unterschrieb.

Als er ein par Jahre schon das Wiener Burgtheater geleitet hatte, sah ein deutscher Dichter in seiner Loge eine Aufführung der Jungfrau von Orléans. Nach der großen Scene Lionel's fragte der Gast nach dem Namen des vortrefflich Spielenden. Dingelstedt beugte sich nachlässig vor, sah auf die Bühne und erwiderte: „Der? Ich kenne ihn nicht! Wie kann ich mich um solche Kleinigkeiten kümmern!“ Natürlich kannte er seinen ersten jugendlichen Helden, aber er wollte das verblüffte Gesicht des Andern sehn.

Mich mochte er übrigens gut leiden, ich erzählte seine obigen (Münchener) Geschichten oft in seiner Gegenwart und er selbst lachte am meisten darüber.

„Sind ein guter Junge, Felix (er nannte mich nie anders). Nur ein bischen dumm!“

„Wie so?“

„Sind viel zu fleißig! So bringt man's zu gar nichts. Sie werden nie Intendant!“

Der Uebermüthige war ganz unfähig oder doch höchst unlustig, seinem beißenden Witz irgend Zügel anzulegen: er stand nicht gut mit dem Hof (von der Person des Königs wohl zu unterscheiden) und hegte keine gar zu hohe Meinung von den geistigen Bedürfnissen des alt-baierischen Adels. Diesen Empfindungen mußte Ausdruck gegeben werden! Einen seiner Vorträge in dem Liebig'schen Hörsal, zu welchen sich Hof und Adel zahlreich einzufinden pflegten (vielleicht auch — neben tieferen Gründen — weil es guter Ton, und vom König gern gesehen war —), begann er mit den Worten: „Angesichts eines geistleeren Hofes und eines herunter gekommenen Adels“: — große Kunstpause: ausgefüllt durch eisiges Entsetzen!... — „war es, daß . . . — Pause — im XVIII. Jahrhundert zu Wien“ u. s. w.

So hatte er sich — verdienter- und unver-

diener=maßen — zahllose Feinde gemacht, deren unablässiger Bohrarbeit sein Sturz zuletzt gelingen mußte. Er erfolgte in der wenig schönen Weise, welche an Höfen nicht eben selten sein soll.

Dingelstedt begleitete eines Abends, seiner Amtspflicht nach, den König aus dessen Loge. Der Monarch war außergewöhnlich gnädig gegen den Intendanten. Als er nach Hause kam, fand er die vom Monarchen unterschriebene Verabschiedung vor.

Nun that er doch auch Manchen leid, die sein Witz oft verletzt hatte.

Aber dieser Strudel trug den Vielgewandten, Erfindungsreichen nach oben. Zwar die nächste Staffel — Weimar — war für das Ironie=Bedürfniß dieses Mannes zu schmal, alle Verhältnisse waren für die „langen Fortschritts=Beine" und weitfliegenden Witzgeschosse zu eng: die unglaublichsten Sachen hat er dort angerichtet — aus reiner Lust an geistreichem »mischief«, den er wie seinen Lieblingssport betrieb.

Jedoch bald kam er ja nach Wien: und das

dortige Gesellschaftstreiben, — das war nun so recht sein Fahrwasser, in dem er sich gar wohl fühlte!

Ich wiederhole: die gutmüthige Selbstironie, mit der er auch sich selbst heimsuchte, die Aufrichtigkeit, mit der er seine Fehler scherzend eingestand, versöhnte und entwaffnete wenigstens solche Gegner, die selbst Geist genug besaßen, sich an diesem blendenden Geist zu erfreuen, auch wenn er dessen Lichter auf deren Kosten flimmern ließ.

XXXIX.

In diese Zeit fällt auch eine seltsame Art geistigen Verkehrs mit Bluntschli, reich an Anregung, aber nicht ohne Schwierigkeiten für mich.

Es ist bekannt, daß auf den so vielseitig begabten, empfänglichen und mandhfacher Entwicklungen fähigen Mann starken Einfluß geübt haben die Brüder Karl und Friedrich Rohmer[1]). Insbesondere die mystisch gefärbten, theo-sophischen (theo-centrischen) Vorstellungen Friedrich's, eine unklare und logisch unmögliche Mischung von Theismus und Pantheismus, ähnlich den späteren Lehren Schelling's, wirkten nicht nur auf die metaphysischen Gedanken Bluntschli's,

[1]) Ueber dieselben die Aufsätze in der Allgemeinen Deutschen Biographie, auch im Statswörterbuch von Bluntschli und Brater.

auch auf seine Auffassung des Verhältnisses von Recht zu Sittlichkeit und Religion, zuletzt von Stat und Kirche („der Stat der Mann, die Kirche das Weib“ [!]). Ein umfangreicher ungedruckter Nachlaß des schwärmerisch verehrten Freundes ward von ihm mit rührender Hingebung zur Veröffentlichung vorbereitet.

Bluntschli erwies Johannes Huber und mir, den nun längst völlig versöhnten Gegnern (II. S. 498), die hohe Ehre, uns bei dieser Arbeit als Gehilfen und als Berather zuzuziehen. Denn der uns an Reife und auf anderen Gebieten an Wissen so weit überlegene Mann war doch in der Geschichte der Philosophie nicht so schulgerecht bewandert wie wir beiden jungen Leute: und uns mochte er wohl lieber heranziehen als etwa Prantl, weil er uns leichter zu seinen Ueberzeugungen zu bekehren hoffen durfte. Bei Huber legte er wohl auf die Vertrautheit mit der Theologie, mit der Religionswissenschaft, bei mir auf die Kenntnisse in Rechtsgeschichte und Rechtsphilosophie Gewicht. Wir erschienen also ein Halbjahr lang

jeden Samstag vor Mittag in seinem Arbeitszimmer, er las uns ein par Stunden die Rohmer'schen Aufzeichnungen mit seinen Aenderungen vor und forderte uns auf, unsere Meinung über Beides offen auszusprechen.

Das war nun aber schwer für uns junge Leute, ja, meistens recht peinlich: denn so stark und so oft wir beiden in diesen Fragen von einander wichen, — in der Verwerfung der Rohmer'schen Lehren, auch mit den Verbesserungen Bluntschli's, waren wir fast in allen Fällen einig. Unser Widerspruch galt nicht blos allen einzelnen wichtigeren Sätzen, — er wies vor Allem die ganze Methode, richtiger Methodelosigkeit dieses Rohmer'schen Drauflosphilosophirens zurück. Es fehlte an jeder Kritik im weitesten Sinne: zumal auch an der der Erkenntnißlehre: Immanuel Kant hatte nie gelebt für diesen frisch, fromm, fröhlichen Dogmatismus, der alles Ernstes den geschlechtlichen Unterschied der Pflanzen und Thiere auf die Gottheit oder doch deren Verhältniß zur Natur übertrug. Dazu

kam, daß sowohl Bluntschli wie Rohmer systematische Durchforschung der Geschichte der Philosophie fehlte: gar oft mußten wir nach einem vorgetragenen Satze sagen, das ist ja recht schön: aber das steht schon bei den Eleaten, oder bei Herakleitos, oder bei Platon, oder bei Aristoteles, oder bei den Stoikern, oder bei Thomas von Aquin, oder bei Spinoza, oder bei Hobbes, oder bei Locke, oder bei Puffendorf, oder bei Thomasius (dem Sohn), oder bei Hugo Grotius, oder bei Leibnitz, oder bei Fichte, oder bei Schelling, oder bei Herbart, oder bei Krause-Ahrens; nicht etwa auf bewußter Entlehnung beruhte solche Uebereinstimmung, sondern Rohmer und Bluntschli, beide hochbegabte und reich gebildete Männer, getragen von dem allgemeinen Bildungsäther des Jahrhunderts, waren, ohne es zu ahnen, zu denselben Ergebnissen gelangt, welche schon vor ihnen von den Trägern der geistigen Ueberlieferungen gefunden und ausgesprochen worden waren.

Wie gesagt, für uns junge Menschen war es

höchst peinlich, fortwährend ablehnen, widersprechen oder die Neuheit richtiger Sätze anfechten zu müssen: und doch duldete er unser ehrerbietiges Schweigen nicht: wir sollten sprechen. Oft seufzten wir auf der Treppe bei'm Fortgehen über diese ehrenvolle, aber dornenreiche und unfruchtbare Auszeichnung. Nachgerade spürte der Gütige den wahren Sachverhalt heraus und, ohne uns irgend zu zürnen, gab er diese Unterredungen auf und ebenso die Hoffnung, uns zu Rohmer zu bekehren. Mancher Andere hätte den Gelbschnäbeln um solcher Verstocktheit willen gegrollt.

XL.

Bald nach Herausgabe der „Gedichte I.“ (1858) entstand die kleine epische Erzählung: „Die Amalungen“: sie spielt an der Ostseeküste und auf den dänischen Inseln vor der Südwanderung der Gothen (etwa 100 nach Chr.). Angeregt hatten mich dazu vor Allem das Gottesurtheil des Bahrgerichts, das ich in der Habilitationsschrift darzustellen hatte, dann das Doppeldeutige in den Weissagungen der germanischen Elben (wie der antiken Orakel); weiter wollte ich die Eigenart des gereiften, maßvollen, gerechten Mannes (wie später in König Vitigis im „Kampf um Rom“), des schwärmerischen (ein wenig gar zu empfindseligen) Jünglings nach eigenem Muster und die gewaltig dämonische eines Herrschgierigen darstellen, der in seinem „elementaren“ Drang alle Schran-

ken von Recht, Religion, Sittlichkeit durchbricht und, großartig Göttern und Menschen trotzend, untergeht; — es sind bereits in diesem Vorliff die Grundstoffe, — nur eben ohne antik-classische Bildung — gegeben, aus welchen ich später, vergeistigt und verfeint, die Gestalt des Cethegus, des Präfekten von Rom, geschaffen habe. Das Schwache an dem kleinen Ding ist wohl das theistisch-wunderhafte Eingreifen des Gottes Baldur, an welches der Dichter spürbar selbst nicht glaubt. Gerade wegen dieser sittlichen Weltordnung aber ward das Gedicht später Geibel (anstatt Scheffel, oben S. 253) zugeeignet, dem dieses fromme Vertrauen gar genehm war; 1857 entstanden, sind die Amalungen erst 1876 in Leipzig veröffentlicht worden: ich hatte von 1858 bis 1872 den dichterischen Flügelschlag eingebüßt, ja sogar den Glauben an meine dichterische Begabung überhaupt.

Auch die kleinen Erzählungen, welche ich später unter dem zusammenfassenden Namen „Kämpfende Herzen" herausgab (3. Auflage, Leipzig, Breitkopf &

Härtel 1886) sind zwischen 1855 und 1858 entstanden.

Der erste, Reinhard und Fatme, behandelt die Liebesgeschichte eines deutschen Kreuzritters (unter Gottfried von Bouillon) und der Tochter eines arabischen Häuptlings. Der Grundgedanke ist: das Wagniß der Liebe, sich über die Gegensätze von Abstammung, Volksthum, Erziehung, Glaube, Heimath hinweg zu schwingen, führt zu tragischem Untergang. Der Gegenstand hat mich viel beschäftigt (Totila und Miriam, im Kampf um Rom, die Finnin 1892, Leipzig, Breitkopf & Härtel), selbstverständlich in verschiedener Strahlenbrechung und mit verschiedener Gestaltung der Gegenliebe.

Die zweite Erzählung — „Aus der Vendée (1792)" — erschien zuerst in dem von dem Grafen Pocci (unvergeßlichen Andenkens an seinen köstlichen Humor, der sich in den Kinderschauspielen darlebte) herausgegebenen Münchener Album (München 1855?); sie schildert ebenfalls einen tragischen Untergang: den

eines jungen Aristokraten, der in der französischen Revolution von einem geistig überlegenen ältern Freund, einem elsässer Doctrinär, für die neuen Lehren gewonnen, sich doch von den Ueberlieferungen seines Hauses, seiner Erziehung, von der Jugendliebe zu einer Aristokratin nicht lösen kann und bei dem Versuche, diese vor dem Schaffot zu retten, in den Vendéer-Kämpfen den Tod findet.

Die dritte, „Ernst und Frank“, stellt dar das Unterliegen des älteren, allzu lehrhaft angelegten Bruders, eines Professors, gegenüber dem frisch natürlichen jüngeren, dem Landwirth, in dem Werben um ein von beiden geliebtes Mädchen: das Mädchen und die Landschaft sind aus Neuseß herüber genommen. Die kleine Geschichte ist insofern merkwürdig, als ich mir darin selbst sehr eindringlich das Nebeneinander vor Augen stellte von Abstrakt-, Lehrhaft-Pedantischem, das mir damals noch in hohem Maß anklebte (vgl. II. S. 78, 520) und von ungestüm, sanguinischer Lebhaftigkeit, welche seit 1854 in mir

sich erfolgreich zu regen begonnen hatte: ich sagte mir selbst, daß jener Zug in mir krankhaft und zum Unsieg vorverurtheilt, dieser der gesunde und allein rettende war. Leider sollte ich seit 1858 wieder in jenes Krankhafte und Pedantische und Bang-Besorgte zurück — nicht gerade freiwillig fallen — vielmehr von Außen — gedrängt werden.

XLI.

Die mir durch die zusammenwirkende Güte von Freund Scheffel und Professor (von) Riehl übertragene Mit-Herausgabe der Bavaria (oben S. 240) war mir nach gar mancher Richtung förderlich. Der Ober-Herausgeber, Riehl, durch seine ausgezeichnete Gattin, eine Freundin meiner Stiefmutter, in dem Hause meines Vaters eingeführt, brachte mir von Anbeginn warmes, freundliches Wohlwollen entgegen: es ist mir ein Herzensbedürfniß, ihm an dieser Stelle meinen innigen Dank auszusprechen.

Recht erwünscht war mir schon, — aus mannigfaltigen Gründen — daß mir nun ein festes Gehalt (von 600 Gulden) — wenigstens für die nächsten Jahre — zugesichert war, ich also von den Aeltern wirthschaftlich nahezu unabhängig wurde.

Dazu kam aber, daß ich als Mit-Herausgeber den Briefwechsel und den mündlichen Verkehr mit einer Reihe von ausgezeichneten Männern führen und pflegen durfte, welche als Mitarbeiter des viel umfassenden Werkes gewonnen waren: und zwar wesentlich durch meine Bemühung Konrad (von) Maurer (Sagenkunde), Ludwig (von) Rockinger (Ortsgeschichte), Karl (von) Prantl (Geschichte des Unterrichts); dann aber auch Gümbel (Erdkunde), Sendtner (Pflanzenkunde), Fentsch (fränkische Volkskunde), Schandein pfälzische (Mundart, Sage, Volkskunde), und noch Manche mehr.

Endlich aber hatte ich auch meine helle Freude an dem Gebiet, das mir (neben der Mit-Herausgabe als Mitarbeiter zur Behandlung überwiesen ward: nämlich die Volkskunde von Ober- (und Nieder-) Baiern. Ich war hierfür nicht schlecht vorbereitet, durch den früher (II. S. 183) geschilderten langjährigen, herzvertrauten Verkehr mit dem oberbaierischen Landvolk einerseits, durch meine Forschungen in deutschem

Götterglauben, deutschen Rechts- und anderen Alterthümern andrerseits. Das richtige Verständniß für das Gegebene war durch jene Erfahrungen, die wissenschaftliche Erklärung und Verwerthung war durch diese Schulung gesichert.

Letztere war nun ganz besonders nothwendig. Denn meine Aufgabe bestand darin, ihn nun erst wissenschaftlich brauchbar und werthvoll zu machen, den ganz unglaublich umfangreichen Stoff — er füllte mehr als 12 eng geschriebene Folio-Bände — welchen Freund Lentner (s. I. S. 254) im Auftrag des Königs in Jahrzehnte langem Umherwandern durch ganz Ober- und Nieder-Baiern aufgestapelt hatte zu einem eigenthümlichen, höchst persönlichen Zweck des Monarchen.

Max II., eine feine, nur allzu zarte und durch arges Siechthum erschütterte Natur, war von edelster Auffassung seiner Herrscherpflichten beseelt (freilich auch durchdrungen von der Unantastbarkeit seiner Souverainitätsrechte in so hohem Maße, wie etwa der

letzte König von Hannover); er würde 1866 nie verziehen und 1870 ganz anders gehandelt haben als der unglückliche, in seinem herrlichen Idealismus unvergeßliche Ludwig II. (s. unten B. IV.). Er wollte gewiß überall das Beste: daß er oft unzulängliche, zu ohnmächtige, kleinliche Mittel wählte, lag in einer gewissen ängstlichen Zaghaftigkeit des Gedankens, die wohl wieder in dem Gefühl der eigenen Krankheit und Unkraft ihre letzten Wurzeln hatte. Darauf ist wohl auch — zum Theil — sein Nachgeben in dem langen Kampfe zwischen dem reaktionären Ministerium Reigersberg und der Mehrheit der Volksvertretung zurück zu führen: — obzwar ich an seinem schönen Königswort nicht mäkeln will: „ich will Frieden haben mit meinem Volk"; gewiß war dies aufrichtig gemeint.

Um nun dies sein Volk kennen zu lernen, hatte er sich vorgesteckt, im Laufe der Jahre einen der baierischen Kreise nach dem andern nach allen Landgerichten zu durchwandern, mit den Leuten un-

mittelbar zu verkehren. Zu diesem Behuf wollte er aber vorbereitet sein: er wollte überall mit Kenntniß von Land und Leuten auftreten können, um Täuschungen zu verhüten; jene mitgebrachte Kenntniß sollte nur ergänzt und durch eigene Anschauung verlebendigt werden.

Zu diesem Zwecke hatte er selbst eine Reihe von Gesichtspunkten aufgestellt, welche in ihrer Gesammtheit allerdings ein erschöpfendes Bild aller Zustände und Lebensverhältnisse einer Landschaft gewähren mußten: nämlich 1) Bodenbeschaffenheit (Erd-, Pflanzen-, Thierkunde), 2) Gewässer, 3) Klima, 4) Körperbeschaffenheit, 5) Nahrung, 6) Tracht, 7) Hausbau, 8) Volkssitte (Taufe, Hochzeit, Begräbniß, der Bauernkalender s. unten), 9) Volkswirthschaft (Landwirthschaft: Viehzucht, Acker-, Weinbau, Handwerk, Handel, Aus- und Einfuhr), 10) Ortsgeschichte, 11) Schule und Unterricht, 12) Kirchliches.

Nun wollte aber der König auf seinen beabsichtigten Reisen, die dann durch seine Kränklichkeit

größtentheils verhindert wurden, immer nur den betreffenden Band der Lentnerischen Aufzeichnungen mit sich schleppen und so mußte denn mit ermüdender Eintönigkeit in all' den vielen Landgerichten meist wieder dasselbe gesagt werden: denn selbstverständlich bewirkte die bureaukratische Gränze zwischen zwei Landgerichten keinen Unterschied in allen jenen Dingen.

Es galt nun also, aus den zahllosen Wiederholungen das Einheitliche heraus zu schälen und, in vollem Umsturz jenes Systemes, das sachlich Zusammengehörige zusammen zu stellen.

Ferner aber: die Arbeit Freund Lentner's war mit musterhafter Treue, mit Bienenfleiß und mit liebevollster Versenkung in den Gegenstand durchgeführt; allein der ursprünglich zum Maler Erzogene war nie in der Lage gewesen, Quellenstudien und methodische Forschung in deutscher Götterlehre, deutschen Rechts- und anderen Alterthümern zu treiben: die Zurückführung der Erscheinungen des Volkslebens

auf jene uralten Ueberlieferungen war ihm unmöglich.

Das ward nun aber meine mir sehr zusagende Arbeit und Aufgabe: und ich lernte gar viel dabei aus dem so reich aufgehäuften Stoff: ich verfolgte das Leben des altbaierischen Bauers von der Geburt bis zur Bestattung und die Feste, Sitten, Gebräuche, Aberglauben durch den ganzen Bauernkalender von Neujahr bis Weihnachten gerade unter jenem wissenschaftlichen Gesichtspunkt der Erklärung aus der urgermanischen Ueberlieferung; später habe ich, reifer und kenntnißreicher geworden, wie schon gesagt, diese Dinge in den Bausteinen I. vertiefter dargestellt. („Altgermanisches Heidenthum im süddeutschen Volksleben der Gegenwart".)

Wenn mir das nun für Ober-Baiern, wie ich meine, nicht übel gelungen ist, so macht sich doch schon bei Nieder-Baiern, das ich viel weniger durchwandert hatte, der Mangel lebendigen Augenscheins oft empfindlich geltend, und die Verarbeitung der

Leutner'schen (und anderer) Aufzeichnungen für Oberpfalz und Regensburg, sowie für Schwaben lehnte ich unbedingt ab: für die drei fränkischen Kreise war ja in Feutsch der berufenste Bearbeiter gegeben.

XLII.

Den Jahren 1857 bis 1858/59 gehört nun auch an das erste Auftauchen der Pläne zu den beiden Werken, an welche man zumeist und gewöhnlich zu denken pflegt, wenn man mir überhaupt die Ehre erweist, auf dem Gebiete der Wissenschaft oder der Kunst an mich zu denken: der Plan zu den „Königen der Germanen“ und zu dem „Kampf um Rom“.

Zu den Königen der Germanen kam ich auf folgenden Wegen.

Vor Allem stand mir fest, daß ich gleich nach der Habilitation und neben der Vorbereitung der fortab zu haltenden Vorlesungen mich an eine größere wissenschaftliche Arbeit machen müsse: nicht nur aus dem äußerlichen Grunde, daß die Veröffentlichung einer solchen Vorbedingung für Erringung der Professur

war, noch vielmehr aus dem innerlichen, dem Geistesbedürfniß, auf dem Boden meiner Lieblingsforschung germanischer Urzeit und Vor-Mittelalter bis ca. 814 nun etwas zu leisten, was einheitlicher und bedeutender wäre als die kleine Schrift über die Gottesurtheile, deren Abgerissenheit und Stückhaftigkeit mir schon gleich nach dem Abschluß die Freude an dem Vollendeten getrübt hatte.

Nun hatte sich mir aber bereits im Laufe dieser Jahre, die fast ausschließend dem Quellenstudium des angeführten Zeitraums geweiht gewesen waren, herausgestellt, daß die Entwickelung des germanischen Verfassungsrechts (— das mich ungleich mächtiger als das Privatrecht anzog —) ganz wesentlich getragen worden ist von der Entwickelung des altgermanischen Königthums; so dämmerte mir der Gedanke auf: wie bei den Nordgermanen und bei den Angelsachsen allmälig aus dem auf einen Gau oder höchstens auf eine Völkerschaft beschränkten uralten Königthum, das an die Abstammung des Volkes von den Göttern

knüpfte, ein Stammes-, Volks- und Reichs-Königthum erwachsen ist, — ähnlich ist es wohl auch bei den Westgermanen hergegangen, nur daß bei diesen und auch bei den auf römischen Boden übergetretenen Vandalen, Ost- und West-Gothen die römischen Einflüsse, die Herübernahme imperatorischer Rechte, zunächst über die Romanen und deren spätere Erstreckung auf die Germanen, ganz anders gestaltend eingreift.

Aus diesem nach Gebiet und Bevölkerung vergrößerten und inhaltlich stark römisch beeinflußten Königthum ist der germanisch-romanische Stat der Reiche des V. bis IX. Jahrhunderts hervorgegangen.

Dieser, wie ich heute noch glaube und wie ich bewiesen zu haben mir schmeichle, richtige und fruchtbare Grundgedanke wurde nun verfolgt, wobei freilich die allumfassende Durchführung zur Folge hatte, daß das auf viele Bände anschwellende Werk zu einer Gesammtdarstellung der germanischen Verfassung überhaupt (von der Urzeit bis 814) sich auswuchs: es ist dieselbe Aufgabe, welche Georg Waitz in den

ersten 5 Bänden seiner „Deutschen Verfassungsgeschichte" behandelt hat: — aber dieser Meister mit Beschränkung auf die späteren „Deutschen", also mit Ausscheidung wie der Nordgermanen und Angelsachsen, so aller Gothen, der Burgunden und Langobarden.

Diese „Könige der Germanen", so aufgefaßt, wurden denn also das wissenschaftliche Hauptwerk meines Lebens: 1861—1872 sind sechs Bände, der sechste im Jahre 1885 in zweiter Auflage erschienen. Das Jahr 1893 wird den VII.: „Die Franken unter den Merowingen" bringen; der VIII., umfassend Alamannen, Baiern, Thüringe, Burgunden, Frisen und Sachsen liegt fast druckfertig vor: der IX., die Franken unter den Arnulfingen und Karolingen bis 814, bedarf, wie der X., den Langobarden geweihte, nur noch der Nachtragung einiger außerdeutscher Literatur: die Quellenarbeit für alle diese vier Bände ist abgeschlossen.

Wie ich in den „Westgothischen Studien" das sonstige Westgothen-Recht dargestellt habe, das nicht

in den VI. Band der „Könige" gehörte, weil nicht Verfassungsrecht, so wird in den „fränkischen Forschungen" das Privat-, Straf- und Verfahrensrecht der Franken zusammengefaßt; allerdings habe ich im Laufe von zwei Jahrzehnten so viel außerjuristischen, culturgeschichtlichen Stoff, zumal aus den Heiligenleben, zusammengehäuft, daß dieser einen zweiten Band solcher Forschungen füllen wird (Leben und Sitte im Frankenreich 480—814).

Sollte, was ja sehr wohl möglich, der Tod mich abhalten, die letzte Hand an diese, in der Quellenarbeit abgeschlossene, nur noch der Literaturnachträge bedürftigen Bände zu legen, so ist dafür gesorgt, daß das Druckfertige gleichwohl veröffentlicht werde: mein lieber Freund und Nachfolger in Königsberg, Karl Gareis (s. unter „Würzburg" und „Sedan" im IV. Bande), hat gütevoll „als Treuhänder" die Ausrichtung dieses Liebesdienstes übernommen.

Nahe liegt nun die vorwurfvolle Frage: warum hat der Verfasser diese „Könige", die er selbst das

wissenschaftliche Hauptwerk seines Lebens nennt, im Lauf all' dieser Jahre nicht längst schon vollendet? Warum ist seit 1872 nur eine neue Auflage Eines Bandes, nicht ein weiterer Band erschienen?

Der Grund liegt nicht, wie Unkenntniß oder Uebelwollen mir nicht selten vorrückt, in der Abziehung von dieser wissenschaftlichen Arbeit durch die Dichtung, welche allerdings nach einem fast ununterbrochenem Todesschlafe von zehn Jahren (1858—1868) seit 1868 zu neuem Leben kräftiger und reicher denn je zuvor auferwacht ist: denn ich wiederhole, beinahe nur die Sonntag-Vormittage habe ich von jeher zu dem Niederschreiben der Dichtungen verwendet; die zeitraubende Hauptarbeit, das Ausreifen und Gestalten geschah und geschieht in Stunden, die für die wissenschaftliche Arbeit doch verloren sind (s. oben S. 191).

Vielmehr habe ich ja seit 1863 und 1872 eine ganze Reihe von neuen Fächern übernehmen und die Vorlesungen darin ausarbeiten müssen: Völkerrecht,

Deutsches Statsrecht, Preußisches Statsrecht, Preußisches Selbstverwaltungsrecht, vorübergehend auch einmal (für 2 Jahre) Preußisches Privatrecht! Las ich doch in Königsberg im Sommerhalbjahr wöchentlich 17 Stunden!

Dazu traten seit 1872 in Preußen die Seminar-Uebungen und die in Königsberg bis zur Abschaffung der Prämien außerordentlich zahlreich eingehenden schriftlichen Seminar-Arbeiten, von den Prüfungen in Baiern und in Preußen und der so überaus zeitraubenden Thätigkeit als Senator in Würzburg, Königsberg und Breslau und als Decan und Rector in Königsberg zu schweigen. Schwerer aber noch wog das Folgende.

Bei meiner Grundauffassung vom Recht (s. oben S. 95) konnte ich zumal das öffentliche, das Verfassungsrecht der Germanen, von der gesammten politischen (sogenannten äußeren) und von der Culturgeschichte nicht scheiden, weder in der Forschung, noch in der Darstellung. Der Uebergang aus dem Gau- in das Völkerschafts- und Stammes- und Reichs-

Königthum war weder mir selbst, noch meinen Lesern klar zu machen ohne Heranziehung der Kriege und der friedlichen Verhältnisse mit den Römern, dann der sogenannten Völkerwanderung, die wieder aus den wirthschaftlichen Wandlungen zu erklären war. Die Zustände des sinkenden Römerreiches vom III. bis in's VI. Jahrhundert mußten geschildert, die Annahme des Christenthums, die Ausbildung der Kirchenhoheit, die Beziehungen des Königthums zu dem Episkopat, zuletzt zu dem römischen Stuhl mußten erörtert werden. Dazu traten Sonderuntersuchungen über einzelne Quellen, wie Jordanis und Prokop mit Handschriftenvergleichung, über Paulus Diaconus, über die ostgothischen Edicte, die ich herausgab.

Kurz: es ergab sich eine solche Fülle von Arbeit und von Stoff aus der politischen, der Cultur- und der Literatur-Geschichte, daß derselbe in den engen Rahmen der Könige nicht zu zwängen, auch in Sonderschriften, wie den oben erwähnten über Prokop, Paulus, und in den westgothischen Studien nicht unterzubringen war.

Die kurze — allzu kurze — Darstellung der äußeren Geschichte, wie ich sie bei Vandalen, Ost- und Westgothen der Verfassung vorausschickte, genügte mir schon bei diesen Völkern durchaus nicht: noch weniger mochte solche Knappheit bei dem Frankenreich angehen.

Da war es mir denn in höchstem Maß erwünscht, als ich fast gleichzeitig (1874/75) die Aufforderung erhielt einmal eine Ur-Geschichte aller Germanen (ausgenommen Nordgermanen und Angelsachsen) zu schreiben, für das Sammelwerk von Onken-Grote (Allgemeine Weltgeschichte in Einzeldarstellungen) und (durch Wilhelm von Giesebrecht) eine älteste Deutsche Geschichte bis 814 für die bei Perthes in Gotha erscheinende Geschichte der europäischen Staten, begründet durch Heeren und Ukert.

Wie von den Göttern plötzlich dem suchenden Blick, der tastenden Hand eröffnet schienen mir diese zwei Auswege aus der erdrückenden, für die „Könige" unaufnehmbaren und doch mir unentbehrbaren Fülle

des politisch-geschichtlichen und des cultur-geschichtlichen Stoffes. Eifrig griff ich mit beiden Händen nach beiden Aufgaben: auch das nicht unerhebliche Bedenken, zum Theil denselben Gegenstand zweimal behandeln zu müssen, hielt mich nicht ab. Ich half mir dadurch, daß ich in dem einen Werk die äußere, in dem andern die Rechtsgeschichte zur Hauptsache machte. Ich konnte nun die „Könige" von diesen schweren Bürden entlasten, sie, unter Verweisung auf jene beiden Werke, auf die Darstellung der Verfassungsgeschichte beschränken und so mit zehn mäßigen Bänden auskommen, während ich andernfalls wohl noch sechs weitere würde gebraucht haben.

Ich übernahm also deßhalb beide Aufgaben und vollendete sie von 1876 bis 1888 in sechs Bänden: 4 Bände Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker (darunter allerdings einer, der III. von 80 Bogen), 2 Bände deutsche Geschichte.

Es ruhte nun scheinbar die Fortsetzung der „Könige" all diese Jahre (gleich nach dem VI. Bande

der „Könige" waren 1874 die westgothischen Studien, 1876 Paulus Diaconus erschienen): aber eben nur scheinbar: denn jene beiden Werke waren eine ganz unentbehrliche Vorarbeit und Ergänzung der „Könige" und diese konnten, nach Vollendung jener, rasch und leicht zu Ende geführt werden.

Dieses Vorgreifen von 1858 bis 1888 war hier unerläßlich: mir liegt daran, das scheinbare Einschlafen jenes meines Hauptwerkes zu erklären.

XLIII.

Eine ähnliche Verzögerung traf das dichterische Werk von mir, welches am meisten genannt wird: den „Kampf um Rom" (es wird unter meinen Dichtungen auch meist am höchsten gewerthet: meines Erachtens mit Unrecht: „Odhins Trost" und „Sind Götter?" ziehe ich dem Inhalt des Gedankens „Felicitas" und „Rolandin" der Einheit und der Vollendung der Form nach vor).

Die Wurzeln dieses Gewächses sind zahlreich: eine philosophische, eine alt-geschichtliche, eine national-patriotische, endlich eine ganz neu-geschichtliche.

Schon seitdem der Bruch mit dem Christenthum (I. S. 232, II. S. 230) mir zur geistigen und sittlichen Nothwendigkeit geworden war — das Festhalten daran wäre Heuchelei oder Selbsttäuschung, oder Ver-

gewaltigung der Vernunft gewesen — hatte ich mir eine tragisch-heroische Weltanschauung aufgebaut, welche die Entsagung lehrt und die Pflichterfüllung nur um der Vernunftnothwendigkeit willen, ohne Hoffnung auf Sieg auf Erden oder vollends mit der schmählichen und unsittlichen Berechnung auf Lohn im Himmel oder der jämmerlichen Furcht vor dem Tode und den Höllenstrafen. Das Unterliegen des Edeln im Kampfe mit dem Schlechten, aber Uebermächtigen ward mir so für das Leben des Einzelnen und für das Leben der Völker in der Weltgeschichte traurig, aber unwiderlegbar klar: die unglaubliche Selbsttäuschung der Theisten mit der Annahme einer das Gute stets zum Siege führenden, mirakelhaft eingreifenden himmlischen Vorsehung war mir längst eine Thorheit. Tief tragisch, heroisch, aber nicht pessimistisch, ward und blieb bis heute meine Weltanschauung. Und allerdings: — mit Vorliebe wandelte mein Geist in jenem schmerzreichen, aber großartigen Gedankengange. — Es drängte mich schon damals, diese Weltauffassung

dichterisch durchzuführen: ist sie doch schon in Harald und Theano ausgesprochen. Nun ward mir bei der Quellenarbeit für den II. Band der Könige der Untergang der Ostgothen in Italien in dem Kampfe mit Byzanz in einer Weise in allen Einzelheiten vertraut, wie nur eben den wenigen Sterblichen, welche dies ganze Material so genau Wort für Wort in Prokop, Jordanis, Cassiodor u. s. w. durchgearbeitet hatten wie ich.

Eine erschütternde, eine unvergleichlich großartige Bewährung meiner heroisch-tragischen Welt- und Geschichts-Auffassung trat mir hier in einer geschichtlich-wirklichen Tragödie entgegen: der Stoff drängte, ja er zwang sich mir auf: — hier war das Gesuchte — und ich — der Träger solcher Philosophie — war der von seiner innersten Eigenart zur Behandlung, vielleicht zur Lösung dieser Aufgabe Berufene. Und welche Reihe von dankbaren Gestalten, die nur der dichterischen Hand zu harren schienen, war hier geschichtlich gegeben: Theoderich der Große, der weise

Friedenskönig, die glänzende Amalaswintha, der tapfere treue Vitigis, der „Sonnenjüngling" — wie ich ihn nannte — Totila, endlich der Herrlichste, der Gewaltigste von Allen: der schwarze Teja, der Held des Gedankens und des Schwertes, der Träger meiner liebsten, stolzesten Ideen: — und drüben die Byzantiner: Justinian, Theodora, Belisar, Narses, Prokop.

Aber freilich: der letzte Grund des Untergangs der Gothen war der Abfall der Italier zu Byzanz: dieser Uebertritt, sittlich zum Theil so scheußlich, so verrätherisch vollzogen, aber geschichtlich durch die ganze Vergangenheit der ewigen Roma gerechtfertigt, bedurfte eines Vertreters, der, großartig und frevelhaft zugleich, dämonisch, wie das ganze antike Rom, erscheinen mußte: dieser Vertreter mußte erfunden oder vielmehr nicht erfunden, nur aus dem geschichtlich an viele Personen Vertheilten zusammengestaltet werden: es erstand vor meinem Geiste die Erzgestalt von Cethegus dem Präfecten.

Diese Bildungen wogten schon seit 1857 in meiner

Einbildungskraft hin und her: vielleicht aber wären sie in den par Gothen-Balladen aufgegangen (welche damals — schon vor dem Roman — entstanden und erst später in den vollendeten aufgenommen worden sind), — hätte nicht eine brennende Frage der gegenwärtigsten Gegenwart damals das ganze Deutsch-Patriotische, das Nationale in mir zu hellster Flamme entzündet für die große Vergangenheit, für das deutsche Volksthum.

Welch glühende Begeisterung für das Deutsche schon vom Knaben der Ritterspiele an, in mir lebte, wie sie schon in den stammelnden Liedern des Vierzehnjährigen (1848) sich Luft gemacht hatte, haben wir gesehen.

Diese national-heldenhafte Begeisterung ist doch vielleicht der tiefste Grundzug meines Wesens.

Seither nun hatte dem Studenten, dem jungen Doctor nicht nur die vergangene Kaiserherrlichkeit des Deutschthums in der Vergangenheit, — auch das ganze Elend, die Noth und Schmach der deutschen Gegenwart,

der deutschen Zerrissenheit und Ohnmacht sich vor die Augen gedrängt. In schmerzlichen und in grimmigen Liedern tobten sich das Weh und der Zorn aus (vgl. Gedichte I.): nach dem Scheitern der Bewegung von 1848/49, nach dem Zurückweichen Preußens vor Oesterreich und bei der schmachvollen Unthätigkeit Preußens all' diese Jahre her (1850—1858) erfüllten mich wie die Freunde (oben S. 122) Schmerz, Wuth, Scham vor dem Ausland und — Hoffnungslosigkeit. Wie und aus welchen Gründen sich damals unsere Hoffnung, sofern wir solche zu hegen wagten, sogar eher noch auf das keineswegs geliebte Oesterreich als auf das uns theurere, aber völlig thatlose Preußen richtete: — davon im Zusammenhang unter „Politik" (1866: im nächsten Bande).

Nun kam das Jahr 1858.

Der Imperator an der Seine warf — freilich nur zu selbstischen Zwecken — das „Nationalitätsprincip" als Zwietrachtsapfel unter die Großmächte: sichtbar ballte sich in Italien ein Kriegsgewölk

zusammen: schon vor dem nach Pulver riechenden Neujahrsgruß von 1859 des Cäsars an den österreichischen Botschafter schien der Ausbruch des Kampfes in Italien zwischen Oesterreich einerseits, Piemont und dem Imperator andererseits kaum noch vermeidbar. Mit heißester Leidenschaft bekämpften sich in Deutschland die politischen Parteien: denn daß die Entscheidung des Nationalitätsprincips in Italien, die Herstellung oder die Verhinderung des italischen Einheitstates auch für Deutschland die Entscheidung anbahnen werde, das ahnten Alle.

Hie Preußen — hie Oesterreich — hie Gothaer — hie Großdeutsche: hie „Politik der freien Hand", d. h. Neutralität des Bundes — hie Bundeshilfe für Oesterreich, falls Napoleon Piemont unterstützt — hie Heinrich von Sybel — hie Julius Ficker, v. Wydenbrug und Anderen!

Leidenschaftlich wogte der Kampf täglich in den Zeitungen, Flugschriften, Volksvertretungen, in den Erklärungen der Cabinette.

Auch mich wie alle meine Jugendgenossen zog die große Frage in diesen tosenden Strudel: — und zwar waren wir in München (wie in Süd-Deutschland überhaupt die allergrößte Mehrzahl) — abgesehen selbstverständlich von den um Heinrich von Sybel gescharten Norddeutschen — „großdeutsch", d. h. wir wollten Oesterreich nicht aus dem Deutschen Bunde gestoßen sehen. Und so sehr wir den Italienern Freiheit und Einheit gönnten, falls sie dieselbe selbst und allein erringen konnten, — so wie der Imperator an der Seine sich einmischte, wollten wir den Oesterreichern, den „deutschen Brüdern" deutsche Waffenhilfe gegen das tief von uns gehaßte und mehr noch gefürchtete Frankreich nicht versagt wissen.

Thöricht — wie wir nach 1866 einsahen. Aber damals voll begreiflich. Wollte doch auch König Wilhelm von Preußen lange Zeit nichts wissen von der „Politik der freien Hand" des Herrn von Schleinitz.

Allein — wie ward denn m i r, ganz abgesehen von der politischen Parteiergreifung, bei All' dem zu Sinne?

Da sah ich ja deutlich, nur aus dem VI. in das XIX. Jahrhundert versetzt, die großen philosophischen, nationalen, weltgeschichtlichen Fragen eines „Kampfes um Rom“.

Der heilige Vater, vor Allem auf die eigne weltliche Macht bedacht, die Italiener, in sittlich berechtigter, allein gegen die Verträge verstoßender und häufig in Verbrechen, in Verschwörungen, in Verrath, in Meuchelmord österreichischer Schildwachen ausbrechender geschichtlich-nationaler Erhebung, die Oesterreicher, freilich in manchem Betracht keine Gothen, aber formal im vollen Recht, lange Jahre vergeblich beflissen, durch Verhätschelung das knirschende Mailand, das gährende Venedig zu gewinnen, und jedesfalls bärenhaft tapfer, endlich Justinian in Byzanz vergleichbar, der listige Imperator an der Seine, der, schöne Worte von Freiheit im Munde führend, selbstische Ränke spann, seine Franzosen knechtete, nach Cayenne schickte (wie Justinian seine „Romäer“ in die Bergwerke) und für Italien das Nationalitätsprincip

verkündete, während er gewiß Elsaß-Lothringen oder die Schweiz nicht Deutschland herausgab oder gönnte, ja selbst nach der Oberherrschaft in Italien trachtete und bald Savoyen und Nizza einsteckte.

Das war ein „Kampf um Rom", all over again. Und so begann ich im Laufe des Jahres 1858 den Entwurf des Romans und die Anfänge der Ausarbeitung niederzuschreiben, durch die Fragen der Gegenwart angefeuert, und jene Gedanken mir völlig klar zu legen, welche schon lange vorher als philosophische, geschichtliche, nationale, patriotische Aufgaben mich beschäftigt hatten.

Ich theilte den Plan Steub, Scheffel und Anderen mit und las im Hause meines Vaters und meiner Mutter jede Woche die einzelnen Abschnitte, wie sie entstanden waren, vor; Plan und Ausführung fanden reichsten Beifall.

Aber schon im Laufe des Jahres 1858 begann das Stocken wie all' meiner Dichtung, so auch der Ausführung dieses Romans: 1859 legte ich die Hand-

schrift bei Seite: sie war gediehen bis zur Gefangennehmung des Vitigis. Ich verzweifelte damals wie an meiner dichterischen Begabung überhaupt, so an dem Werth und an der Durchführbarkeit dieses Werkes. Schon damals dachte ich daran, das Geschreibsel zu verbrennen; 1874 in Königsberg hat es vor diesem Geschick — schon kniete ich, den Pack in der Hand, vor dem Ofen, — nur meine liebe Frau Therese gerettet: ich sprang auf, ihr noch vorher ein par Abschnitte vorzulesen, die mir doch nicht ganz übel gelungen schienen: da nahm sie mir die Blätter aus der Hand und rief mit der ihr eigenen Unwidersprechlichkeit: „Das darfst Du nicht verbrennen!"

Damals aber — 1859/63 — mußte ich jede freie Stunde bald auch zu anderer, zu sofort einträglicher Arbeit verwerthen.

XLIV.

Wenden wir uns nun zu den Geschicken des Privatdocenten der Münchener Juristenfacultät, zu seiner Lehrthätigkeit an der Hochschule.

Ich begann die Vorlesungen in dem Winterhalbjahr 1857/58 mit einer öffentlichen über die germanischen Gottes-Urtheile: — dem Gegenstand meiner Habilitationsschrift. Da unser Name in München sehr bekannt, auch mein Eintreten für Prantl unter den Studenten unvergessen war, erhielt ich starken Zulauf von Neugierigen, — über 70 — unter denen auch katholische Theologen zahlreich vertreten waren: schwerlich aus Liebe zu mir!

Es hat mir niemals Schwierigkeit gemacht, frei vorzutragen, schon auf dem Gymnasium nicht, wo der treffliche Hutter (I. S. 193) derartige Uebungen mit

uns veranstaltete: so dachte ich nie daran, zu dictiren oder abzulesen — ich hatte unter dictirenden Professoren genug gelitten (II. S. 462)! Meine Vorlesungshefte enthielten und enthalten nur kurze Anhalte für die Aufeinanderfolge der Gedanken, blos ausnahmsweise — bei wichtigen Begriffsbestimmungen — ausgeführte Sätze. Meine Vortragsweise hat von Anbeginn den Hörern gefallen, aber sie litt von Anbeginn bis heute an dem Fehler, daß ich zu rasch spreche. Um nun dafür zu sorgen, daß der Hörer, der nicht gedankenlos wörtlich nachschreiben — am Ende gar stenographiren! — nur den Gedankengang des Vortragenden in sich selbst, begreifend, wiederholen soll, gleichwohl ein befriedigendes Heft mit nach Hause bringen kann — was ich für unerläßlich halte — wiederhole ich den Gedanken in anderer Form, bis ich mich überzeugt habe, die Hörer, welche das können und wollen, haben ihn richtig aufgefaßt und verzeichnet.

Zu diesem Zweck muß man freilich scharfen Auges

— leider mit sehr scharfer Brille! — bis in die hinterste Bank (auf der sie ja mit Vorliebe sitzen!) geistigen Zusammenhang mit den Hörern herstellen: man muß sie „versammeln" (wie [übrigens ohne beleidigenden Vergleich!] unser Stallmeister bei dem alten Reitlehrer Freund in der Barerstraße uns anraunzte: „versammeln Sie doch Ihr Pferd!"): gar oft habe ich einen Unaufmerksamen so lange angeblickt und gerade auf ihn los gesprochen, bis er aus seinen holden Bier-, Minne- oder anderen Träumen erwachte und nachschrieb. Uebrigens muß man Alles lernen, auch den akademischen Vortrag und ich glaube, ich mache es jetzt besser als vor 35 Jahren.

In den folgenden Jahren — ich war 12 Halbjahre Privatdocent zu München — las ich öffentlich: über die Kämpfe der Deutschen Kaiser mit den Päbsten, Deutsche Verfassungsgeschichte bis 814, germanische Rechtsalterthümer, germanische Mythologie mit Auslegung der Edda, dann Auslegung von Jordanis [1],

[1]) Für diese Auslegungen richtete ich — ein arm, klein,

von Gregor von Tours, von Paulus Diaconus. Unter den Privat-Vorlesungen hatte ich am meisten Glück — gleich von Anfang an — mit der Rechtsphilosophie, die ich jedes Jahr vor zahlreichen Hörern las; auch Allgemeines Statsrecht [1]), und zumal Handelsrecht war gut besucht: ich hatte mich mit Eifer auf den Entwurf des Handelsgesetzbuches gestürzt, sobald er veröffentlicht war und in den Herbstferien zu Seebruck mit gewaltigem Eifer das Vorlesungsheft darnach ausgearbeitet. Der Stoff zog mich lebhaft an: besonders auch das Wechselrecht,

jung Privatdocentlein! — mir eine Art Seminar ein auf eigene Faust (giebt es doch noch heute nicht, wie schon wiederholt beklagt, öffentliche juristische Seminarien an den baierischen Hochschulen!) in meinem Kämmerlein, d. h. ich kaufte mir mit meinen „Blutkreuzern" die erforderlichen Quellenausgaben und die wichtigste Literatur dazu, und wirklich kamen ein par junge Leute: Max Haushofer, Julius von Gosen und noch einige, welche sich (Nachmittags von 2—3 im Sommer!) von mir über die Amaler und Gungingen belehren ließen: — lieber Gott, wie wenig wußte ich selbst noch davon!

[1]) Unter den Hörern waren der jetzige Münchener Oberbibliothekar Siegmund (von) Riezler und der jetzige Münchener Geschichts-Professor Theodor (von) Heigel.

das ich Anfangs nach Bluntschli's Commentar zur Wechselordnung (Erlangen 1852) vortrug: bis heute behandle ich das Wechselrecht mit Vorliebe im Seminar. Schwächer war der Erfolg im Deutschen Privatrecht: dies hörten fast nur Nicht-Baiern bei mir. Denn da die Abgangsprüfung in Baiern — sehr vernünftigerweise! — nur von Professoren, nicht auch von Praktikern abgehalten wird, haben allerdings die prüfenden ordentlichen Professoren bei dem Wettbewerb einen kaum einzuholenden Vorsprung: nicht nur vor den Privatdocenten und außerordentlichen, auch vor den nicht in den Prüfungsausschuß aufgenommenen ordentlichen Professoren. In München kam ein hervorragend tüchtiger junger Ordinarius einfach nicht auf, weil der ältere Ordinarius seinen starken Einfluß dahin verwerthete, daß jener nie unter die Prüfer aufgenommen, ja, als er einmal durch das Gerechtigkeitgefühl des Referenten, Dr. von Völk, zum Prüfer bereits bestellt war, von dem Herrn Minister wieder hinausbefördert wurde! — So ging es mir denn mit

diesem Hauptfach, das Prüfungsgegenstand war, mißlich: so gütig meine beiden Ordinarien, Bluntschli und Maurer, gegen mich sich benahmen: aber waren sie doch Beide ausgezeichnete Lehrer und dazu das Prüfungs-Bannrecht: — dawider war kein Aufkommen, außer bei den Nicht-Baiern, welche in München keine Prüfung zu erwarten hatten.

Uebrigens ging es auch in den öffentlichen Vorlesungen der späteren Halbjahre keineswegs mehr so glänzend wie in den ersten, für welche die Neugier, auch wohl die ultramontane Ueberwachung meine beste Zutreiberin gewesen war. Zwar die „Kämpfe der Deutschen Kaiser mit den Päbsten" waren stark besucht: — auch der mir später so nahe befreundete Theodor Toeche, jetzt Herr Dr. Toeche-Mittler, k. Hofbuchhändler in Berlin (s. Gedichte IV. Sammlung, Leipzig 1892, S. 214), damals als blutjunges Studentlein von Freund Hinschius (II. S. 416) an mich empfohlen, hörte diese Vorlesung. Aber die germanische Mythologie und die Edda fanden wenig

Liebhaber! Zu Stande gebracht hab' ich allerdings — meines Erinnerns! — jede angekündigte Vorlesung: ich werde versuchen, die amtlichen Feststellungen der Münchener Quästur, falls sie noch aufbewahrt sind, beizubringen im Anhang. Allein ich gedenke, mit welcher Aufregung und Spannung, ja mit welchem Herzklopfen ich in den weiten Gängen des Erdgeschosses der Münchener Hochschule vor dem Sal VIII. (?) — auf und nieder wandelnd im Sommer-Halbjahr 1860 oder 1861 lauschte, ob nicht der hastende Schritt eines Hörers sich doch noch nähere! Denn — in meinem ungeduldigen Ungestüm — allzu früh war ich schon gleich nach fünf Uhr in den Sal gestürmt: ach, er war ganz leer! Das that bitter weh, buchstäblich weh im Herzen! Nicht nur wegen des äußeren Mißerfolges, nicht wegen gedemüthigter Hoffnung: — ach nein! Es war so schmerzlich, daß unter den vielen Hunderten von jungen Leuten keiner Sinn hatte für jene Herrlichkeiten germanischen Götterglaubens und germanischer Sage und Dichtung, welche

mich bis zur Gluthhitze begeisterten. Ich hatte mich so sorgfältig vorbereitet. Noch trägt mein Exemplar der Edda-Ausgabe von Munch die zahllosen Bemerkungen, die ich mir zur Erläuterung eingetragen hatte. Jakob Grimm war mir ein Halbgott: ich brannte danach, von ihm predigen zu dürfen — und nun wollte kein Mensch die Botschaft hören! Da — schon will ich recht „kreuz-unglücklich" nach Hause gehen — da tönt deutlich ein Schritt durch das (im Sommer um 5 Uhr!) wie ausgestorbene Atrium! Er naht — ich stürze in den Sal auf den Lehrstuhl: wirklich: er kommt herein! Ein katholischer Theologe! Gott segne ihn noch heute dafür, und vergelte es ihm an seinen hoffentlichen Pfarrkindern! Wenige Menschen haben mich erfreut wie er. Und ein zweiter — ein dritter Hörer! Nun also los: „Meine Herren!" Ich hätte auch für den Einen, für „meinen Herrn!" gelesen. Bei vieren blieb es nun aber. Und von den vieren zogen oft zwei, auch zuweilen drei, den so nahe liegenden englischen Garten der Vorlesung und den Hallen

von Asgardh vor. Es waren bittere Stunden: so viel mühevolle Arbeit für einen oder zwei Hörer! Gescheuter war mein lieber Amts- und Leidensgenosse Rockinger, der einmal in ähnlicher Lage „seinen" Hörer im Sale bei'm Arme nahm und mit ihm die Isar entlang nach Föhring spazieren ging, die Vorlesung im Grünen wandelnd hielt. Ach, diese 6 Jahre Privatdocentur in München waren hart, sehr hart. Wir werden gleich erfahren, weßhalb für mich so besonders hart.

XLV.

Denn mittlerweile hatte ich mich verheirathet. — — —

Im Jahre 1857/58 hatten meine so unbeschreiblich liebenswürdigen Vermiether, die Familie Stumpf, wegen der heranwachsenden Kinder einer größeren Wohnung bedürfend, die Zimmer in dem Hause Wurzerstraße 8/II gekündigt und so auch das Miethverhältniß mit mir.

Mit schwerem Herzen — ich leugne es nicht: mit Thränen in den Augen — verließ ich die freundlichen Räume, welche die Abendsonne mir so oft glückverheißend beschienen hatte, in welchen ich, befreit von dem Alldruck unsinniger Ueberarbeitung, mönchischer krankhafter Askese, eingebildeter Herzensneigungen zuerst wieder seit meinen frühen Knabenjahren —

seit den Ritterspielen! — ein gesundes fröhliches Leben geführt, meiner selbst und der höchst unverdienten Gunst der Menschen mich gefreut, Doctor- und Stats-Prüfung und Habilitation mit schönem Erfolg bestanden hatte.

Ich darf sagen: so glücklich wie in jenen Jahren (1854—57) bin ich erst in Königsberg (1873) wieder geworden.

Ich zog nun in die Ottostraße Nr. 14 im Erdgeschoß: ich sah die Vermietherin, eine alte Wittwe, fast nie: bitter vermißte ich die freundliche Fürsorge der Frau Rath Stumpf. Nicht lange sollte hier meines Bleibens sein: denn alsbald verheirathete ich mich. —

Bei allen wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten und bei allen Vergnügungen welche die Gesellschaft mir bot, hatte ich diese Jahre hindurch doch ein kaum noch ertragbares Gefühl der Leere, der Unbefriedigung nicht los werden können.

Was ist viel davon zu sagen?

War doch Alles sehr natürlich.

Ich war allein: allein, ungeachtet des täglich wechselnden Verkehres im Hause meines Vaters und meiner Mutter.

Kam ich aus den Gesellschaften nach Hause, — — nach all' der Freundlichkeit, die man an mich wahrhaft verschwendete: — da fühlte ich mich erst recht allein.

Die vier stummen Wände — Bücher, nichts als todte, kalte Bücher. Und ach! ich war so lebendig, so warm!

Im Spät-Herbst 1857 verlobte ich mich mit der Tochter einer hochangesehenen Münchener Kaufmanns-Familie: am 5. Mai 1858 heirathete ich. Ich war erst vierundzwanzig Jahre und, bei all meiner Philosophie, ohne jede Lebenserfahrung.

Bald darauf kam über mich eine sehr, sehr unglückliche Zeit: aber nicht etwa wegen dieser Verheirathung oder gar aus Verschulden meiner Frau: ganz und gar nicht! Sondern deßhalb, weil ich nun

in dem Kampf um das wirthschaftliche Dasein bis zu dem für mich (d. h. für meine eigenste Eigenart) geradezu vernichtenden Entschlusse mich gedrängt fand, der Wissenschaft, dem Lehrstuhl zu entsagen und als Advocaten-Concipient mein Brod zu verdienen.

Das hing folgendermaßen zusammen.

Ehe ich mich verlobte, ging ich zu dem Cultusminister und dem mir freundlich gesinnten Ministerialreferenten, Dr. von Völk (einem Eidam Kaulbach's), theilte ihnen meine Absicht mit und fragte, ob ich mit voller Sicherheit darauf zählen könne, daß ich, bevor das mir auf noch 2—3 Jahre in Aussicht gestellte Gehalt als Mitherausgeber der „Bavaria" erlösche — es betrug, wie wir sahen, 600 Gulden — als außerordentlicher Professor wenigstens die gleiche Summe erhalten würde? Anderufalls konnte ich an die Verlobung nicht denken: war es mir doch ohnehin schon peinlich genug, daß ich bei dem zu gründenden Haushalt sehr stark auf die Mitgift meiner

Frau angewiesen war, die, wie ich später erfuhr, 1000 Gulden Jahresrente ausmachte.

Beide versicherten auf das Feierlichste, bei meinen bisherigen Leistungen in den Prüfungen und als Lehrer, bei den günstigen Urtheilen der Facultät und bei ihrer eigenen guten Meinung von mir, dürfe ich die Anstellung als Extraordinarius vor Ablauf jener Frist ganz bestimmt erwarten.

Erst auf diese feierliche Zusage hin wagte ich die Werbung in jener Familie: denn von jenem gepfändeten Plüschsofa an (II. S. 520) ist mir bis heute eine bis zur Aengstlichkeit reichende Sorgsamkeit in wirthschaftlichen Dingen eigen geworden, der ich es verdanke, daß ich stets bis in ein vorgeschrittenes Alter hinein mit bescheidenen Mitteln ausgekommen bin, ohne Schulden und — abgesehen von den schlimmen Jahren 1860—1863 — ohne Geldsorgen. Mit 1600 Gulden war ja nicht gar weit zu springen: indessen, bei den damaligen Preisen in München, bei den gar manchfaltigen Vortheilen, welche unsere Lebens-

führung durch den freigebig, ja reichlich spendenden Haushalt des Schwiegervaters und meiner Aeltern erleichterten und vor Allem bei der ausgezeichneten Wirthschaftlichkeit meiner Frau war mit jenem Betrage schon auszukommen: meine Nebeneinnahmen aus den Vorlesungsgeldern und aus gelegentlichen Honoraren von Zeitschriften fielen freilich wenig in das Gewicht: und daß meine Frau um 400 Gulden mehr zu unserem Budget beitrug als ich, das war mir recht peinlich.

Nun aber geschah, was meine feste Zuversicht und die bestimmtesten Zusagen des Ministeriums über den Haufen stieß: das Gehalt für die Bavaria-Herausgabe erlosch (ohne jedes Verschulden Riehl's!) und ich war immer noch Privatdocent und blieb es auch noch lange, nachdem der erste Band meiner „Könige der Germanen" erschienen und allgemein als eine tüchtige Leistung anerkannt war. Andere junge Leute, die nichts, gar nichts oder Schlechtes veröffentlicht hatten, wurden angestellt oder mit Stipendien und dergleichen unterstützt: — ich nicht. Was dabei Alles mitgespielt hat,

ich weiß es heute noch nicht. Dr. Völk wollte mir wohl, die Facultät: — mit Ausnahme Eines im Cabinet sehr einflußreichen Mannes — ebenfalls: aber oben im Cabinet des Königs Max II. — sagte man mir — wirkten sonst einander feindliche Kräfte vereint gegen mich. Der Schüler Prantl's, der Pantheist, galt als nicht geheuer (II. S. 482) und die „Könige der Germanen" (lieber Gott, sie schlossen damals mit dem Untergang des Vandalenreiches anno 536!) sollten die preußische Vorherrschaft in Deutschland anempfehlen! (II. S. 483.) Herr von Sybel, damals sehr einflußreich, that gewiß nichts gegen mich, aber auch nichts für mich: das war auch um so weniger zu erwarten, als er meiner Facultät nicht angehörte. Unser wissenschaftlicher Streit hat ihn sicher nicht gegen mich ins Feld geführt.

Nun ward es aber sehr, sehr schlimm.

Gewiß war es — ich sehe es nun ganz klar ein! — recht thöricht von mir, daß ich wegen des Ausfalles von 600 Gulden nicht mich an meinen Schwieger-

vater oder an meine Aeltern wandte. Letztere würden gewiß geholfen haben, aber allerdings nur mit Opfern, — die ich um so weniger annehmen konnte, als meine Ausbildung ohnehin schon ungleich mehr als die meiner beiden jüngeren Geschwister gekostet hatte. Sehr leicht würde mein Schwiegervater haben helfen können und ich bin überzeugt: er hätte es — auf meine Bitte hin — gethan.

Aber das brachte ich nicht über mich!

War es mir doch, wie gesagt, bitter genug, daß ohnehin schon bisher sein oder seiner Tochter Zuschuß sich zu meiner Jahreseinnahme wie 1000 zu 600 verhalten hatte. Und jetzt sollte ich gar vollends nur von dem Vermögen meiner Frau leben? Das war unerträglich! Also mußten die ausgefallenen 600 Gulden jährlich verdient werden. Aber wie? Durch Zeitungsartikel. O, lieber Leser, das war schwer.

Bei den damaligen niedrigen Honorarsätzen aller mir zugänglichen Zeitungen — die „Augsburger Allgemeine", die am besten zahlte, ward mir erst

später durch die Freunde Steub und Adolf Bacmeister erschlossen — mit einem so gut wie völlig unbekannten Namen zuverlässig im Jahre 600 Gulden erschreiben, das war kaum zu erreichen. Daß ich recht angestrengt arbeiten mußte, — denn es war doch in jedem Halbjahr fast eine neue Vorlesung vorzubereiten, im Anfang sogar zwei — empfand ich wahrlich nicht schmerzlich: an unablässige Arbeit war ich gewöhnt. Aber die Art dieser Arbeit und die so häufigen Ablehnungen meiner Einsendungen durch die Schriftleitungen: — jenes war niederdrückend, dies war demüthigend, beides arg, arg bitter! Das Artikelschreiben mußte „gewerbemäßig" betrieben werden, sollte es auch nur entfernt jenen Betrag einbringen. Fünf bis sechs Stunden jeden Tag — meist den ganzen Vormittag! — mußte ich ausschließend auf dieses verhaßte und verachtete Geschreibe verwenden: am tiefsten schmerzte mich dabei, daß diese Zeit und Kraft verloren ging für die Arbeit an meinen Lieblingen, den „Königen der Germanen": nur gar langsam

rückte nunmehr die Bewältigung der Quellen und der fast unübersehbaren Literatur vor.

Ich sank auch in meiner geistigen Selbsteinschätzung: denn bei der erforderlichen Massenhaftigkeit der Artikelschreiberei mußte ich mich — auf Verlangen von Schriftleitungen — auch an Gegenstände, an Bücher machen, von denen ich herzlich wenig verstand. Und auch auf Gebieten, in denen ich besser zu Hause war, schadete die unerläßliche Schnellschreiberei der Gründlichkeit. Auch mein Stil ward schlechter: er näherte sich unwillkürlich dem grauenhaften Zeitungs-Deutsch. Ganz „gewerbemäßig" führte ich Listen über neuere Erscheinungen der Literatur einerseits, über Zeitungen und Zeitschriften andererseits und ganz gewerbemäßig schickte ich Tag für Tag die noch dinten-nassen Aufsätze ab, um sie ach! wie oft als „unverwendbar" zurückzuerhalten und nun die Ware anderwärts auszubieten! Es that so bitter weh!

Meine bereitwilligste Abnehmerin war die „Baierische Zeitung", später neue „Münchener Zeitung", dann

das von Robert Prutz — er war meinem Vater befreundet — herausgegebene „Deutsche Museum“, ferner die „Augsburger Abendzeitung“. Stolz war ich, durfte für die Pözl'sche „Münchener Vierteljahresschrift“, für das „Statswörterbuch“ von Bluntschli und Brater einige Artikel übernehmen: für letzteres „Leibeigenschaft“ und eine ganze Reihe von englischen Rechtsphilosophen. Das war doch ehrlich-wissenschaftliche Arbeit. Aber die Zeitungsartikel!

Lieber Gott, was habe ich damals nicht Alles für Zeug zusammengeschrieben!

Ich schämte mich: wo ich es vermeiden konnte, ließ ich meinen Namen nicht dazu drucken. Aber es blieb doch nicht unvermerkt. Und nun schadete mir das Stocken der „Könige“ und diese maßlose Vielschreiberei auch bei den mir wohlwollenden Professoren: auch Pözl, Maurer, Bluntschli, Windscheid — ich war der hohen Ehre der Aufnahme in ihre Gesellschaft[1], die

[1] Siehe darüber unten (IV.) bei der „Politik“.

Dienstag Abend bei Grosdemange sich versammelte, gewürdigt worden, — ließen es an leise mißbilligenden Winken nicht fehlen. Ich verstand die Warnungen nur zu feinfühlig: aber ich konnte ihnen doch nicht folgen: — und nun verdachten sie mir mit Recht meine Hartnäckigkeit: — und ebensowenig konnte ich doch allen Leuten sagen, daß ich diese Zersplitterung meiner Kraft und Zeit nicht aus Eitelkeit oder aus Freude an feuilletonistischer Oberflächlichkeit betreibe, sondern nur „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe". Man hätte mir das gar nicht geglaubt: nicht im mindesten! Denn nicht nur lebten ja meine Aeltern doch in recht auskömmlichen Verhältnissen, — mein Schwiegervater galt — nicht mit Unrecht — als einer der reichsten Leute der Stadt. Ich beeile mich, zu wiederholen, daß weder er noch meine Aeltern, lediglich meine eigne Thorheit und Weltunkenntniß die Schuld an diesen sehr, sehr bittern Zeiten trugen.

Und ich füge bei: wirklichen Mangel habe ich

auch nicht Einen Tag, nicht Eine Stunde gelitten: wäre das eingetreten, würde ich mich denn doch wohl an meine natürlichen Helfer gewendet haben. Aber die nagende Sorge, — die bohrende Befürchtung, daß bei dem elenden „Absatz“ all meines Geschreibsels das auf das Aeußerste Gescheute — die Anrufung der Familienhilfe — doch einmal eintreten könnte, später aber die nicht mehr fern zu haltende Erkenntniß, daß ich, falls die Anstellung auch nur noch ein Halbjahr, nur noch die Herbstferien 1863 ausbliebe, ich die Privatdocentur mit dem Advocaten-Dienst vertauschen müsse, — denn die Artikelschmiederei ging nicht mehr so fort und trug auch viel zu geringe, zumal zu unsichere Einnahmen: — das war seelenerdrückend.

Ich litt schwer: ich kam mir geistig gesunken vor. Nicht nur die „Könige“ stockten, auch der „Kampf um Rom“ blieb liegen: mit welch freudigem Schwung hatte ich vor meiner Verheirathung diesen großen, so ganz zu meiner Eigenart in Forschung und

Dichtung taugenden Stoff erfaßt, mit welchem Feuer die Erzählung bis zur Gefangennehmung des Vitigis durchgeführt: nun verzweifelte ich an meiner Kraft, das Werk würdig zu vollenden, ich verzweifelte — durch die unablässigen demüthigenden Ablehnungen meiner Einsendungen entmuthigt — je einen Verleger für das dicke Buch zu finden: ja, schmerzlich zu sagen: das Bedürfniß, jeden Monat Honorar zu erwerben, verbot, Zeit auf ein Werk zu verwenden, das besten Falles erst nach mehreren Jahren Geld einbringen konnte. Dazu die stäte Besorgniß, ob es nun auch gelingen werde, ohne weitere Beihilfe der Familie auszukommen, das Gefühl, von meinen Lehrern nicht mehr wie ehedem geschätzt zu werden, auch wirklich weniger zu leisten, als ich unter anderen Umständen hätte leisten können und die vergeblichen Schritte im Ministerium: — all das war für eine Natur, wie ich (leider!) nun einmal bin, unsäglich schwer zu ertragen.

Ich fiel nun — kein Auge hat es bemerkt — ganz zurück in jene düsterste, krankhafte, Tod und

sieglosen Untergang ahnende Stimmung (die richtige für König Teja!), — welche meine Knaben- und frühere Jünglingszeit verfinstert und die ich erst in der Wurzerstraße überwunden hatte. (Siehe unten, letztes Kapitel dieses Bandes.)

Auch Dr. Völk war nicht mehr ganz so zufrieden mit mir wie ehedem: auch er warf mir „Zersplitterung" vor und namentlich das „unglückselige Dichten"[1]). Lieber Gott, wie wenig Verse habe ich in den Jahren 1857 bis 1868 gemacht! Die Poesie war mir damals gründlich vergangen. Alle sind sie nun gedruckt in der II. Gedichtssammlung von 1874: wohlan, sie machen alle zusammen von deren 37 Bogen nicht 4 Bogen aus; alle anderen sind erst seit 1868 bis 1873 entstanden. Aber es lag nun ein-

---

[1]) Wohlwollend meinte er einmal: „dichten Sie in Gottes Namen, wenn Sie's nun mal nicht lassen können. Aber lassen Sie's wenigstens nicht drucken. Sehen Sie, mein Freund, der Professor X., hat Berge von geschriebenen Gedichten liegen. Aber er „schnauft nicht davon". — Ich dachte in meinem Sinn: „es ist wohl auch besser."

mal »levis notae macula« auf mir: man meinte im Ministerium, wie später in so mancher Juristenfacultät fremder Universitäten, ich vertrage Zeit und Kraft mit Versen![1])

---

[1]) Alles nämlich darf der Mensch, der Professor ist, nebenbei betreiben, ohne Kaste zu verlieren und die Unbescholtenheit des rechten und gerechten Kamm-Machers bei Ministerien und bezopftesten Amtsgenossen einzubüßen: reiten, fischen, jagen, Croquet und Lawn-Tennis spielen, reisen ohne wissenschaftlichen Zweck, Schachspielen, Skatspielen bis zum Erlöschen der Sterne und — schon lang vorher — der Gedanken, malen in Oel, Wasser und Plain-Air, musiciren bis zur Betäubung des Nebenmenschen, jeden Abend bis nach Mitternacht in geist- oder doch geld-reichen Gesellschaften vertrödeln, namentlich aber Politik machen bis zur Erschöpfung, viele Halbjahre hintereinander fern von seiner Hochschule im Reichstag oder in der zweiten oder (seltener) in der ersten Kammer seines Gliedstates verbringen, alle Wahlversammlungen durch seine Reden verschönen, täglich politische Artikel schreiben, politische Zeitschriften leiten, auch in den Sitzungen der Väter der Stadt viele Stunden nutzbringend absitzen oder als Kirchenvater die Kirche aufrecht halten, oder wohl gar noch, sofern dies denkbar wäre, verbessern. — All das, obwohl es ungleich mehr Zeit kostet, ist erlaubt, ja zum Theil sogar für die Laufbahn förderſam. — Aber wehe ihm, wenn er Phantasie hat und diese in Versen von sich giebt! Mit Achselzucken behandelt man ihn fortab als einen Herabgesunkenen. Mag er dabei als Lehrer noch so beliebt und anregend sein, mag er wissenschaftlich Mehr und

Ich hütete mich wohl, das viel Bedenklichere aufzudecken, daß nicht die (fast versiegte) Dichtung meine Kraft ablenke, daß vielmehr die Artikelschreiberei mich in der That geistig und in meiner Selbstwürdigung herabdrücke. Und das immer wiederholte Betteln um endliche Anstellung in dem Zimmer des Referenten that auch so weh! Ich litt schwer; auch körperlich.

Besseres veröffentlicht haben als seine von der Phantasie nicht befleckten Amtsgenossen, Richter und Verdammer: — thut nichts, der Poet, auch wenn er zweifellos begabt ist, hat die Ebenbürtigkeit verwirkt. Und wenn er vollends Erfolg hat, — dann ist solch' grober Unfug schon bald „disciplinarisch anzusehen". — Ach, wie wohlthätig wäre manchem dieser Erzväter des Katheders ein einzig Körnchen Phantasie! Ohne eine gewisse Art von Phantasie wird auch in der Wissenschaft nichts gezeugt und gestaltet.

XLVI.

Endlich kam es zum Vorschein, zum Ausbruch. In der letzten Woche des Winterhalbjahrs 1861/62 befielen mich plötzlich — auf einem Spaziergang mit meinem Vater in der Maximilianstraße — bei'm Athmen so unerträgliche Schmerzen in der Lunge, daß ich kaum noch nach Hause (Rosenstraße 11, II.) gelangte. Der treue Hofmediens Dr. Koch (II. S. 588), rasch herbeigeholt, machte ein höchst bedenkliches Gesicht, stellte schwere Lungen- und Rippenfellentzündung fest und verordnete schleunigst Blutegel, welche einige Erleichterung brachten.

Aber gleichwohl waren in den nächsten Tagen und schlaflosen Nächten die Schmerzen bei'm Athmen sehr arg: Lanzenstichen vergleichbar. Am meisten bekümmerte mich, daß ich die recht hübsch besuchte

Vorlesung über Handelsrecht nicht zu Ende führen konnte.

Als ich — nach vielen Wochen — genesen war, stellte sich doch heraus, daß die linke Lunge übel mitgenommen war.

Noch viele Jahre kam mir gelegentlich Blut aus dem Munde, so daß mir z. B. eindringlich verboten ward, mich der Seekrankheit auszusetzen, um nicht dadurch etwa einen Blutsturz herbeizuführen; auch noch im Jahre 1872 sah es mein lieber Freund und Arzt, Professor Roßbach, nicht ohne Besorgniß, daß ich den milden Himmelstrich Würzburgs mit Ostpreußen vertauschte.

Damals nun aber (1862) war ich durch die schwere Krankheit so angegriffen, daß der treffliche Arzt darauf bestand, ich müsse, um dem Münchener Winter gewachsen zu sein, im Herbste vorher noch zu Meran mich „ausheilen“. Wahrlich: es war nicht leicht, die Mittel hiefür zu beschaffen. Allein ich fügte mich um so williger, als ich ohnehin in Mailand und in Ravenna

in den Büchereien und Archiven zu arbeiten hatte: dort galt es, die Handschrift der „Geheimgeschichte" Prokop's einzusehen, — ich arbeitete damals schon an dem erst in Würzburg 1865 vollendeten Werk über diesen Byzantiner — hier ostgothische und langobardische Urkunden. So schnürte ich denn im September 1862 mein schmales Bündel und ging zunächst nach Meran, wo mich mein lieber Freund und Schüler Theodor Toeche (oben S. 376) bereits erwartete. (Wir wohnten in der freundlichen Vorstadt Steinach, in der nunmehr längst verschwundenen Pension Proxauf.)

Fast den ganzen Betrag der Kosten dieser Reise habe ich mir erschrieben durch die „Reisebriefe aus Tirol und Italien", welche damals (1862) in dem „Deutschen Museum" erschienen und nun im III. Bande meiner „Bausteine", Berlin 1882, abgedruckt sind.

LXVII.

Ausführliches Eingehen auf diese Reise gehört nothwendig in die „Erinnerungen“: denn ihre Eindrücke haben auf meine ganze Entwicklung großen Einfluß geübt, wie sich dem Leser bald selbst aufdrängen wird: Erweiterung des Gesichtskreises, Ergänzung und Berichtigung des bisher allzu einseitig bevorzugten Germanischen, Aufnahme des Antiken, des Romanischen, der südlichen Landschaft und Bevölkerung in die Einbildungskraft: — die Schilderung Italiens und der Italier im „Kampf um Rom“ und in mancher andern Dichtung beruht auf den damals erlebten Bildern und gewonnenen Anschauungen und Erfahrungen.

Die Begeisterung zwar für die Antike brauchte nicht erst geweckt zu werden: — sie lebte in mir seit meinem 12. Jahre — (Homer, I. S. 13, 191), aber

das Verständniß derselben ward mir durch die Anschauung doch unvergleichlich lebendiger, als bisher durch das bloße Studium der Glyptothek und der Kuglerschen Kunstgeschichte zu erzielen gewesen war. Dazu kam aber noch schwerwiegend das Folgende: hatte ich auch schon früh gern Italienische, Spanische, Französische Literatur studirt, — die Gefahr lag mir doch nah einer allzu einseitigen Vorliebe für das Germanische: neben dem Deutschen hatte ich Angelsächsisches, Englisches, Nordgermanisches bisher ganz überwiegend berücksichtigt: nun aber lernte ich in Italien wälsche, romanische Volksweise durch langen (und später oft wiederholten) Verkehr nicht nur genau kennen, auch von ganzer Seele lieben, so daß von nun ab die Gefahr ultra-teutonischer Verranntheit, die man mir sehr mit Unrecht vorwirft, ausgeschlossen war: Dank wohl auch den sechs Theilen romanischen Blutes in mir (I. S. 4) habe ich das lebhafteste unwillkührliche Wohlgefallen an romanischer Gentilezza, Anmuth und Feinheit.

Die Eindrücke der südlichen Natur, der geschichtlichen Ueberlieferungen, der Kunstdenkmäler aus der Antike und dem Mittelalter waren ganz gewaltige und boten fruchtbarste, dauernde Anregung. Südtirol und zumal Meran habe ich damals so lieb gewonnen, daß ich in diesen dreißig Jahren zwölfmal dort weilte, oft zu längerem Aufenthalt.

Damals schon lernte ich hier Professor Ignaz Vincenz Zingerle (s. unten) kennen, den trefflichen Innsbrucker Germanisten und ortskundigsten Sohn Merans, von dem ich gar Viel lernte: wie auch von Steub, mit dem ich dreimal an der Passer zusammentraf. Zingerle sollte später mein Oberlehensherr werden: er hat den alten Thurm Gufidaun am Eisack erworben, vielleicht einst dem Lehensherrn Walther's von der Vogelweide gehörig, hat dann in einer zierlichen und streng richtig gefaßten Investitur-Urkunde den berühmten Germanisten Karl Weinhold belehnt und dieser hat während unseres (leider nur kurzen!) Zusammenwirkens hier in Breslau seinerseits

mich belehnt, so daß ich also Subvasallus des Ritters von Gufidaun geworden bin.

Zumal aber bewirkte diese Reise die Hereinziehung des Politischen, der brennenden Völker-Fragen der Gegenwart in die Gedanken, die Nöthigung, sich zu diesen Aufgaben irgendwie zu stellen.

Wahrlich, ich glaube, ich hätte 1867 die bereitwillige Fügung unter die noch 1866 lebhaft bekämpfte preußische Vorherrschaft und die Abwendung von den großdeutschen Neigungen nicht so leicht, so rasch, so nothwendig vollzogen, wäre ich nicht schon fünf Jahre früher in Italien bei einem fremden Beispiel durch die Schule praktischer politischer Erfahrungen und Eindrücke gegangen. Der ursprünglich recht lebhafte Widerwille gegen den verfassungsbrechenden Herrn von Bismarck, gegen allerlei unschöne Nothbehelfe der preußischen Politik von 1864 in den Elbherzogthümern und von 1866, gegen das Bündniß mit den Wälschen gegen Deutsche: — all das ward mir gemildert, erträglicher gemacht durch die

Erinnerung an das Italien von 1859 und das in seiner jungen Einung von mir erschaute — und beneidete! — von 1862.

In jenen Reisebriefen habe ich mich denn auch (abgesehen von der etwas früheren [1860] Mischung in den Streit zwischen v. Sybel und Ficker durch die Abhandlung „über die Verbindung der deutschen mit der lombardischen Königs- und der römischen Kaiserkrone"[1] und deren Folgen) zum ersten Mal über politische Fragen der Gegenwart ausgesprochen. Bezeichnend für die damals (September und October 1862) in Süddeutschland bei echten begeisterten Freunden Gesammt-Deutschlands herrschende Stimmung und Auffassung der Lage sind die Worte, mit welchen ich jene Reisebriefe einleitete: „Es ist dem Deutschen wohl zu gönnen, wenn er den schmerzlich ermüdeten Blick auf einige Zeit abzuwenden sucht von dem peinlichen Bild, das der Zwist der Fürsten,

---

[1]) Zuerst erschienen in der Neuen Münchener Zeitung 1860, jetzt abgedruckt in den Bausteinen II. Berlin 1880. S. 380 f.

Völker und Parteien und die Verblendung so mancher Regierung in der Heimath nun schon Jahre lang aufweisen. Es ist wohl keine Sünde, wenn man herzlich müde geworden ist der Gehässigkeit, mit welcher der „Handelsvertrag" verhandelt und vertragen wird, wenn man sich widrig berührt fühlt von der verbissenen Hartnäckigkeit, mit welcher „Kleindeutsche" und „Großdeutsche" zu Weimar und zu Frankfurt ihre Heerlager aufschlagen, wie weiland die „Grünen" und die „Blauen" zu Chalkedon und zu Byzanz: oder wenn man in hellen Zorn geräth über den Starrsinn, mit welchem die Regierung gerade desjenigen States, welchen alle freien Männer Deutschlands so gern in Freiheit, Macht und Ehre voranschreiten sehen möchten, des preußischen, die ersten Voraussetzungen alles Verfassungslebens verleugnet, für die deutsche Einung gar nichts thut und den preußischen, den deutschen Namen dem gerechten Hohn unserer Feinde aussetzt [1]).

[1]) Geschrieben kurz vor Bismarck's Auftreten, ungefähr gleichzeitig (1861) mit dem Gedicht (s. I. Sammlung: ich muß

Und es ist wohl auch keine Sünde, wenn man von Neugier ergriffen wird nach jenem Land, in welchem, nach Aussage der „Kreuzzeitung", „die modernen Dämonen der Einheit und Freiheit mit blutigen Tritten daher schreiten".

Es verlangte mich, einmal mit eigenen Augen zu sehen, ob denn wirklich das neue Königreich Italien [1]) im Begriffe stehe, wie man uns täglich zu

hier [Mendelhof, September 1892] nach dem Gedächtniß anführen):

„Ich weiß ein Lied von solcher Trauer,
Daß jenem, der's zu Ende singt,
Vor Weh in schrillem Schmerzenschauer
Das Herz verzweiflungvoll zerspringt.
Das Lied, von einem Volk von Weisen,
Deß Thorheit durch die Lande tönt,
Von einem Heldenvolk von Eisen,
Das straflos jeder Bube höhnt. ....
Dies Lied, dem keins an Wehe gleich,
Es ist das Lied vom Deutschen Reich."

1861 gedichtet; und dann hat man von mir drucken lassen, ich habe „erst nach 1871 die national-patriotischen Saiten auf meine Harfe gespannt!" Vgl. die Gedichte schon der ersten Sammlung von 1848—1854.

[1]) Die Stimmung in Oesterreich, in Tirol war übrigens jetzt erheblich besser als 1860, da ich die Thäler von

hören und zu lesen giebt, sich anarchisch in unversöhnliche Parteien aufzulösen, oder ob sich die Bürger desselben — trotz der Einheit und der Freiheit — glücklich fühlen.

„Ein einig gewordenes Volk, ein nationaler Stat: — welch beneidenswerther Anblick[1])." „Und gerade jetzt ist die günstigste Zeit für eine solche Probe: wenn die Italiener in diesem Augenblick, da der Gefangene von Aspromonte[2]) mit dem ganzen Schwergewicht eines hochherzigen, wenn auch unbesonnenen Strebens und eines tragischen Schicksals jede Sympathie gewinnen muß, gleichwohl nüchtern und ruhig an der Regierung festhalten, — dann wahrlich stecken sie nicht mehr in jener Exaltation und Verrauntheit,

Nassereut, Lermos und Reute bereist und die armen Leute, welche durch den Krieg, d. h. die Einquartierungen, schwer gelitten, höchst erbittert gegen die Regierung gefunden hatte: damals wären sie mit Freuden „baierisch" geworden.

[1]) Welche Fülle zusammengedrückten bittersten Weh's liegt in diesem Ausruf! (Zusatz von 1892.)

[2]) Garibaldi, nach seinem verunglückten Versuch auf Rom. (Zusatz von 1892.)

welche so lange Zeit ihre politische Unreife verrieth und — nach der Aussage ihrer Feinde — noch heute bekunden soll."

Von Trient[1]) an fühlte man — so zu sagen — die politische Luft wehen, die, gewaltiger Schicksale schwanger, über der ganzen Halbinsel liegt. Es war gerade der Gerichtshof bestellt, der Garibaldi und die übrigen »martiri d'Aspromonte« richten sollte: die Spannung, die hoch dramatische, dieses Augenblicks steigerte noch das ohnehin bestehende Vorherrschen der politischen Fragen oder — was in Italien dasselbe — Leidenschaften.

Von Trient ab hörte ich alle Menschen überall, am lautesten in Venedig, am verhaltensten in dem

[1]) In Innsbruck, dann in Bozen und Meran flackerte damals die „Protestantensache", d. h. der glaubenswüthige Widerstand der Geistlichen gegen die Erbauung protestantischer Kirchen in dem Land Tirol, dessen jungfräuliche Glaubenseinheit dadurch bedroht schien: damals wurde von der Kanzel herab jeder Tiroler für ewig verdammt erklärt, der einem Ketzer auch nur ein Glas Wasser reiche. — Jetzt läuten schon lang auch protestantische Glocken durch jene gesegneten Lüfte.

waffenstarrenden Verona, der starken Trutzburg der Oesterreicher, Menschen aller Stände und Parteien und jedes Geschlechtes, nahezu nichts als Politik sprechen: im Eilwagen, in der Eisenbahn, im Café, im Theater, in den Büchereien und Archiven, in den Kirchen, auf den Straßen, an dem Wirthstisch: — überall nichts als Politik! Mailändische Professoren und österreichische Husarenlieutenants, ravennatische Archiväthe und venetianische Gondoliere, Kaufleute von Trient und Winzer von Imŏla, Kaiserjäger in Padua und Beraglieri zu Faënza, ein Conventikel von Preti zu Bologna und ein Rudel schwarzäugiger „Signorine“ in dem Corso zu Forli: — nichts als Politik. Sie war der große Angelpunkt, um den sich — freiwillig oder unfreiwillig — Sorgen und Gedanken hier zu Lande drehten. (Wie weit ab waren wir damals noch in Deutschland von solch nationaler, patriotischer Erregung. Zusatz von 1892.) Ein empfindsamer Reisender aus Thüringen, mit dem sich mein Weg zuweilen kreuzte, beklagte sich bitter, daß diese scharfe

Luft der Politik ihm oft die Stimmung verderbe, wann er über Kunst oder Natur des schönen Landes zu schwärmen beginne: aber daraus machten sich die Italiener merkwürdigerweise gar nichts: sie meinten, ihr Land und Volk sei nun lange genug nur leidendes „Object" für fahrende Maler und Dichter gewesen: sie wollten auf einmal sehr thätige „Subjecte" im Völkerleben werden.

Während der ganzen Reise drängten sich unablässig die Italien, den Pabst, Frankreich, Oesterreich, Preußen betreffenden brennenden Fragen dem für die Einung Deutschlands begeisterten jungen Mann von 28 Jahren auf. Ich stelle hier die wichtigsten der damals empfangenen Eindrücke und meiner damaligen Beurtheilungen kurz zusammen: ich hatte die Befriedigung, nichts davon als verfehlt oder durch den Erfolg widerlegt bezeichnen zu müssen, als ich volle zwanzig Jahre später (1882) sie wieder veröffentlichte, und heute — (1892) abermals ein Jahrzehnt hienach — verhält es sich ebenso.

Was die Verbindung der deutschen Königskrone mit jenen beiden anderen Kronen anlangt, so gilt es in erster Reihe, sie als eine große geschichtliche Nothwendigkeit zu begreifen — nicht sie zu schelten oder zu loben! — jenes ist (nach Feststellung des Thatsächlich-Geschehenen) die erste Aufgabe aller Geschichtswissenschaft: denn nichts geschieht, was nicht geschehen muß. Der Fehler Heinrich's von Sybel und seiner Gesinnungsgenossen und übereifrigen Schüler bestand nun aber gerade in dieser rein politischen Auffassung der Frage und deren Beantwortung nach den Bedürfnissen des XIX. Jahrhunderts. Gewiß war das Trachten der Italiener nach Einheit und Freiheit, nach Abschüttelung der Fremdherrschaft in unserem Jahrhundert sittlich, geschichtlich, politisch vollberechtigt: daß es „revolutionär", d. h. gegen die Verträge von 1815 gerichtet war, habe ich ihnen schon damals nicht verübelt, lange bevor Otto der Große — Bismarck — 1866 die gleiche Revolution gegen die gleichen Verträge siegreich durchführte. Und

ist doch die Loslösung von Italien Oesterreich selbst zum Heile gediehen. Auch daß das stolze »l'Italia farà da se« scheiterte und dann doch „die Hexe dran mußte“, d. h. der Cäsar an der Seine, wollen wir den Fratelli nicht zu hochmüthig vorrücken: ohne den russischen Winter von 1812 und die russischen Heere von 1813—15 wäre Preußen mit dem ersten Napoleon auch nicht fertig geworden. Aber allerdings forderte diese Einmischung des Imperators das wachste Mißtrauen in Süddeutschland heraus: denn es war klar, daß er, um sich zu behaupten, stets die »gloire« frisch auftünchen und so, an sich ohne kriegerische Neigung, auf Kriegsruhm bedacht sein, die Erstarkung Deutschlands nöthigenfalls mit Gewalt verhüten mußte. Daher erbitterte in Süddeutschland die „Politik der freien Hand“ des Herrn von Schleinitz, die auch gegenüber Napoleon das preußische Gewehr bei Fuß behielt. Keinesfalles aber darf man um deßwillen, daß man im Jahre 1859 den Italienern die Befreiung und deßhalb die Neutralität des Deutschen

Bundes auch bei Einmischung Napoleon's wünschte, die deutschen Könige von Otto dem Großen bis auf Heinrich VII. wegen ihrer italischen und Kaiserpolitik tadeln. Diese war ganz unvermeidlich: nicht Otto (962), auch nicht Karl der Große (800), schon Chlodovech (500) hat den Weg eingeschlagen, auf welchem Karl, Otto, die fränkischen und die schwäbischen Kaiser nur die letzten folgestrengen Schritte gethan: die Annahme des Christenthums im katholischen Bekenntniß durch Chlodovech, das enge Bündniß mit dem gallischen Episkopat, später mit dem römischen Stuhl, die theokratische Auffassung des „heiligen“ römischen Reiches deutscher Nation, des Kaisers als Schirmvogts der Kirche: — das waren nicht Willkürthaten und Launegedanken, die ebenso gut hätten unterbleiben können, sondern große geschichtliche Nothwendigkeiten des Handelns und des Denkens oder Glaubens.

Für Otto I. war die Rettung der römischen Kirche aus einem Pfuhle tiefsten sittlichen Verfalles eine religiöse Pflicht: auch noch für seine Nachfolger

(bis Heinrich III.), bis Pabst Gregor VII. die Reform der Kirche in die Hand der Kirche selbst nahm. Man sage nicht: hätten doch die deutschen Könige die römische Kirche verfaulen lassen in dem Sumpfe der Marozzien und Theodoren — desto besser für sie: dann gab es keine Kämpfe mit Gregor VII., Innocenz III., Alexander III., Bonifaz VIII.: wer so spricht, der spricht frivol und unwissend dazu: denn dazumal — (wohlverstanden: nicht heute!) — waren Kirche und Bildung, Cultur im weitesten Sinne beinahe Eins und dasselbe. Auch vergißt man: alle jene Kaiser (mit einziger Ausnahme des größten, des genialsten unter ihnen: Friedrich II.) waren, mußten sie auch die Uebergriffe der Curie bis auf's Aeußerste bekämpfen, fromme, vollüberzeugte Söhne der römisch-katholischen Kirche: ihrer Mutter zu helfen, wenn sie es konnten, war ihre heiligste Christenpflicht.

Dazu kam, was man völlig übersehen hat: strategisch-militärische, politische Gründe nöthigten die deutschen Könige, sich des Südaufstiegs der Alpen,

also wenigstens Ober-Italien, zu versichern, sollten nicht in dem meisterlosen Lande, das sich nicht einmal der Sarazenen-Häuflein in den Meerburgen erwehren konnte, die Ungarn, im Norden und Osten endlich abgewehrt, festsetzen und nun vom Süden her, wie sie schon rüsteten, ihre Raubfahrten nach Deutschland erneuen.

Schließlich aber: diese geschichtsnothwendige Verbindung mit der lombardischen Königs- und der römischen Kaiserkrone hat zwar der politischen Geschichte der Deutschen ohne Zweifel schwer geschadet, weil Zeit, Kraft, Kriege, Geld der besten deutschen Herrscher dadurch abgezogen wurden von ihrer dringendsten Aufgabe: das Emporstreben der reichsverderberischen Fürsten, dieser tausendfältigen Felone wider ihren Lehensherrn, niederzuhalten: das ist übrigens eine sehr alte, nicht erst von Heinrich von Sybel gefundene Wahrheit.

Aber der deutschen Culturgeschichte im umfassendsten Sinne von Ackergeräth, Garten- und Weinbau, durch das Kunsthandwerk, die ganze Lebensgestaltung des Haushaltes, die Volkswirthschaft, den Handel hin-

durch bis zu den höchsten Stufen geistigen Lebens in allen Künsten und allen Wissenschaften hat jene Verbindung mit Italien den allergünstigsten Einfluß geübt: — und das war nur möglich, weil der deutsche König zugleich den Weg über die Alpen als Landesherr schützte, auch in Mailand und in Rom gebot.

Ein breiter Strom warmen, schönen, reichen, vielfach befruchtenden Lebens zog und zieht sich von Italien aus über Trient, Bozen, Füßen, Augsburg, Frankfurt, durch ganz Süd- und Mittel-Deutschland hin bis etwa nach Erfurt, wohlthätig die Armuth, Rauhheit, Barbarei des Landes und der Leute bereichernd, verschönernd, mildernd: noch heute ist der Süden und Westen Deutschlands dem Nordosten in allen jenen Dingen der Cultur, in welchen Italien wirken konnte, weit überlegen, noch heute ist die Elbe eine Cultur-Gränze: je weiter nordöstlich, desto culturloser wird das Land und das Leben. Wenn Deutschland im Mittelalter, trotz seiner nördlichen Lage, trotz der Armuth und Rauhheit seines Landes und

seines Himmels neben Frankreich, ja, zuweilen sogar vor Frankreich an Wohlstand, Gesittung, Bildung in Europa voran stand, die Führung hatte gegenüber den dumpfen Slaven im Osten und den Nordgermanen, aber auch gegenüber England und zum Theile der pyrenäischen Halbinsel, — so verdankte das deutsche Volk diese Stellung gerade jener Verbindung mit der Lombardei und mit Rom, welche politisch so schädlich gewirkt hat.

Diese Sätze, vor 30 Jahren, damals aus den Eindrücken der italischen Reise gewonnen, halte ich heute noch sämmtlich aufrecht. Die Abschweifung war nothwendig: mein damaliger Standpunkt in jenen Fragen, welche sich in Italien aufdrängten auf Schritt und Tritt, mußte festgestellt werden: meine Auffassungen der deutschen Frage (d. h. die klein- oder groß-deutsche Parteistellung) mit ihren Wandlungen bleiben aber besser vorbehalten der Darstellung des Würzburger Jahres 1866, in welchem preußische und österreichische Granaten über meinem Dache sich

kreuzten und so mit allerhellster Anschaulichkeit in nächster, wärmster Nähe diese Frage über und in meinem Kopfe zur deutlichsten Entscheidung bringen sollten.

XLVIII.

So herzlich ich den Italienern die Einheit und Freiheit gönnte (freilich nicht ohne schmerzlichen Vergleich mit Deutschland), so lebhaft bekämpfte und bekämpfe ich doch schon damals die herausfordernde ... — nun sagen wir Unbefangenheit, mit welcher sie das von ihrem „Befreier" Napoleon aufgestellte Recht der Nationalität in Anspruch nahmen und nehmen, soweit es ihnen nützte oder nützt, aber mißachteten und mißachten, wo es anderen Leuten zu Gute kam oder kommt.

Unsere Fratelli, welche die Verträge zerrissen, „auf Grund des unverlierbaren Rechts der Sprachgränze", forderten und fordern ihrerseits ganz Südtirol bis an den Brenner und an das Meraner Thal: daß dadurch viele Tausend Heimwesen, in denen deutsch

gesprochen wird, dem Wälschreich unterworfen und unfehlbar im Laufe der Zeit verwälscht würden, das stört ihre Logik nicht im mindesten.

Ich aber darf das „Verdienst“ — d. h. es ist keins, nur deutsche Pflicht — in Anspruch nehmen, daß ich, angeregt durch Steub, Zingerle und Aloys Pichler in Innsbruck schon vor 30 Jahren als der allerfrühesten Einer in Deutschland mich mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln der hart bedrohten deutschen Sprachinseln in Wälschland angenommen habe, — lange bevor der trefflich wirkende „Schulverein“ geboren war.

Ein Zufall, eine Reisebegegnung jenes Jahres 1862 förderte ungemein meine Kenntnisse jener Verhältnisse, d. h. jener Gefahren und daher meinen Eifer zur Abwehr.

Auf dem Wege von Vicenza nach Venedig stieg zu mir in den Wagen ein deutscher Beamter, der (Ober-?)Postmeister von Vicenza, Herr Winter, der seit Jahren mit regem Fleiß allen Spuren deutscher

Mundarten nachgegangen war, nicht nur in den bekannten sette (im Thale von Asiago[1]) und den tredici communi, sondern ebenso weiter nördlich in dem leider immer mehr verwälschten Südtirol. Herr Winter hatte eine überaus reiche Sammlung von Wörtern der dort lebenden Mundarten angelegt, zumal auch der Eigennamen der Personen, Geschlechter, Bauernhöfe, Häusergruppen, Gewässer, Berge, Hügel, Wälder, Thäler, Ackergruppen, Allmännden, Dörfer und von Flurnamen, ferner ein Verzeichniß aller Seelsorger in der Provinz Vicenza von 1325 an: endlich — leicht das Anziehendste und zugleich Lehrreichste! — ein kleines Wörterbuch der Schimpf-, Spitz-, Neck- und Spott-Namen deutschen Ursprungs. Schmerzlich klagte nun aber der wackere und einsichtsvolle Mann, daß, während die Italiener unglaubliche

[1]) Daß diese ursprünglich für Ueberbleibsel der Kimbern (! von 101 vor Chr.) gehaltenen deutschen Ansiedler erst im XIV. und XV. Jahrhundert eingewanderte Alamannen sind, steht nunmehr lange fest.

Rührigkeit entwickelten, die Deutschen planmäßig zu verwälschen, kein Geld und kein Mittel der Güte und des Druckes, der Einschüchterung scheuten, die deutschen Bauern auszukaufen und deutschen Nachschub aus Nordtirol zu verhüten, die k. k. Regierung all diese Jahrzehnte nichts gethan hatte, diese vorgeschobenen deutschen Posten vor der Verwälschung und Zurückdrängung zu schützen.

Und man sollte doch meinen, sie hätte alle Ursache, diese Gränze durch die verlässige deutsche Bevölkerung zu decken! Jeder Bauernhof, von dem ein trientiner Signore einen deutschen Bauern verdrängt, verstärkt die Ansprüche der Italianissimi auf das Trentino, diese geschichtswidrige Erfindung der Irredenta. Ja, geraume Zeit hat die k. k. Regierung die Verwälschung sogar gern gesehen: denn die Deutschen galten als liberal. Lieber Gott, der Liberalismus der tiroler Bauern ist nicht statsgefährlich. Die Deutschen haben nie wie Czechen und Polen den Zerfall der habsburgischen Einherrschaft angestrebt! Leider muß

man aber einräumen: die deutschen Bauern in jenen Thälern sind nicht immer sehr sparsame und fleißige Wirthe: leicht geraden sie in Schulden und der Signore, der ihnen bereitwillig Geld leiht, verwandelt sich aus dem Buchpfandgläubiger in den Eigenthümer der kleinen Scholle, auf welche er dann Italiener setzt, die unvergleichlich weniger vertrinken, veressen, verfeiertagen, verbimmeln (d. h. verglockenläuten), verbüchsen und verböllern als die lieben Tiroler. Langsam, aber sicher, und jetzt schon gar nicht einmal mehr langsam, sondern zum Erschrecken rasch, überwältigt und verzehrt so die wälsche Fluth diese germanischen Eilande, wie die heiße Sonne des Südens ein par Stücke trotzigen Eises, die noch am Mittag-Abhang der Alpen haften wollen, unvermeidlich schmelzend auflöst.

Herr Winter stellte mir später seine reichen Sammlungen zur Verfügung, und mit seiner Verstattung gab ich sie dann Freund Steub, der sie vielfach verwerthet hat.

Ich stellte damals schon [1]) eine Reihe echt deutscher Geschlechtsnamen aus jenen Spracheilanden zusammen, welche, wie die Kirchenbücher auswiesen, zum größten Theil schon seit Jahrhunderten dort siedeln. Diese Einführung ward nun entscheidend dafür, daß ich, wie gesagt, seit nunmehr 30 Jahren eifrig an der Erhaltung des Deutschthums in jenen Marken mitarbeite: nicht nur in München, wo die nahen Innsbrucker Herren und Steub den Eifer rege hielten, auch in Würzburg, Königsberg, Breslau, zumal ja häufige Besuche mich immer wieder in das Etschthal führten. Pfarrer, zumal aber Schullehrer, in all jenen bedrohten Gemeinden wandten und wenden sich wiederholt an

---

[1]) S. jetzt Bausteine III. S. 260. Oft sind sie schon dem Italienischen angepaßt: so dal Brun, Danduro (Dander), Finko, Franko, Gligar, Zano (Zahn), Padur (Bader), Segafredo, Soffaro (Soffer), Goaffar (Geisser); von Spottnamen mögen hier stehen: der Lüs, Kaberlaber, Kalputz, Streit, Toll, Pasch, Holla, Kockelo, Ragobusch, Sockele, Plonz, Raupler, Stickerle, Pupferle. Ein Bauer, der eigentlich Serrate heißt, empfing von seinen großen vorstehenden Zähnen zugleich den deutschen Spitznamen „Zahnle“ und den wälschen „maladente“.

mich; abgesehen von den ständigen Geldspenden und der späteren Vorstandschaft in dem Königsberger Zweigverband des deutschen Schulvereins, habe ich auf Wunsch der Lehrer schon gar manche meiner Schriften in jene abgelegenen Gemeinden gestiftet, zumal den „Kampf um Rom" wegen seiner Verherrlichung der heldenhaften Vertheidigung germanischen Volksthums. Und seit ich (1890) den herrlichen Erdenwinkel, den Mendelhof auf der Mendel bei Bozen, entdeckt und mit meiner lieben Frau in den Wirthen jenes unübertrefflichen Gasthofs, Herrn und Frau Spreter, nahe Freunde gewonnen habe, gilt meine Abwehr vor Allem den dort an dem Nonsberg (bei Fondo) hart ringenden deutschen Schulen, die ich hiermit, wie dem Schulverein, so allen Deutschen zur Unterstützung auf das Wärmste empfehle.

LXIX.

Ich schließe die politischen Betrachtungen über Italien mit einem Auszug aus damals schon — 1862 — gedruckten Ausführungen.

„Das italienische Nationalgefühl ist die alle anderen Strebungen überwindende Lebensmacht geworden auf der Halbinsel von den Alpen bis über Ravenna hinaus (das Land südlich von Ravenna lernte ich damals noch nicht kennen). Dieser Patriotismus ist durchaus nicht ein künstlich Gebilde napoleonischer Ränke oder piemontesischer Herrschsucht: ohne diesen reinen und mächtigen Grundtrieb hätten weder Napoleon, noch Victor Emmanuel, noch Garibaldi etwas ausgerichtet. Das Nationalgefühl hat diesmal das ganze Volk ergriffen, mit Ausnahme der katholischen Priester, die überall der kosmopolitischen Kirche

mehr als ihrem Volk angehören[1]), dann einzelner bourbonisch oder päbstlich gesinnter Adelsgeschlechter und solcher Schichten des vierten Standes: Bauern und Arbeiter, welche, mehr vom Hunger und vom Geldbeutel, als von höheren Beweggründen geleitet, über die stark vermehrte Steuerlast und die Vertheuerung der Lebensmittel klagen. Ja, die Bewegung hat jetzt das Volk ergriffen: — die Schilderhebungen von 1815 bis 1849 waren verfrühte, nur von einer kleinen Minderheit geistigen Adels, von Carbonari und anderen Verschwörern getragen. In der Schule des Unglücks von 1849 bis 1859 haben die Italiener die größten Fortschritte an Statssinn gemacht: die monarchisch-constitutionelle, eben die „piemontesische" Partei ist die Trägerin der Zukunft, ist der republikanisch-mazzini-

[1]) Daher sie seit den Siegen Gregor's VII. ohne Rücksicht auf ihr angeborenes, z. B. schwäbisches oder italienisches Recht, wie von je in erster Reihe nach kanonischem, so nunmehr nach römischem Recht lebten (siehe deutsche Geschichte, Weimar 1889, II.). Aber auch von ihnen hatten damals Manche vergessen, daß sie Priester, und sich erinnert, daß sie Italiener waren!

stischen weit überlegen, sogar in jenen Tagen, da Garibaldi's (selbstverschuldetes!) Geschick immerhin schwer gegen die Regierung in die Wage fiel."

„Diese echt politische und echt nationale Gesinnung verleiht dem jungen Königreich die Gewähr der Dauer: hierin haben wir Deutsche von den Wälschen zu lernen: denn bei uns will es immer noch nicht gelingen, daß Protestanten und Katholiken, Norddeutsche, Mitteldeutsche, Süddeutsche, Kleindeutsche und Großdeutsche, Conservative, Constitutionelle, Demokraten [1]) ihre Gegensätze auch nur vorübergehend vergessen, um der gemeinsamen deutschen Sache willen. Es ist traurig, aber wahr: das Nationalgefühl ist in Deutschland noch nicht so mächtig wie in Italien (1862)."

Es folgte dann ein Vermuthen über die Zukunft Italiens: „Ich halte dies italienische Heer, bei aller Achtung vor seiner Tapferkeit, dem österreichi-

[1]) Socialdemokraten gab es in jenen glücklichen Zeiten noch keine.

schen nicht für gewachsen: wenn die Italiener ohne fremde Hilfe[1]) Venedig gewinnen wollen, so können sie Mailand darüber wieder verlieren. Haben sie aber das Glück friedlicher Muße, so werden sie ohne Zweifel ihr Land im Norden zu einem ganz gedeihlichen Statsgebilde entwickeln, vielleicht auch den Süden: auch Neapel und Sicilien: doch wird dies jedesfalls viel längere Zeit in Anspruch nehmen. Ich wünschte im Interesse Oesterreichs selbst, daß der Kaiserstat jene Landschaften, etwa gegen eine Machterweiterung an der Donau umtauschen könnte ... nach einem neuen ehrenvollen und mehr (als 1859) glücklichen Waffengang[2]): denn diese italienischen Länder werden stets eine ungewisse, zehrende Besitzung sein."

„Der Italiener Streben, Rom zur Hauptstadt zu erhalten, ist durchaus natürlich und politisch berechtigt: ob sie es durchsetzen werden, hängt von un-

[1]) Diese kam wirksam genug bei Sadowa!
[2]) Custozza und Lissa 1866!

berechenbaren Ereignissen in der gesammten europäischen Politik ab. Ich halte es aber für nicht unwahrscheinlich."

Ebenso natürlich fand ich ihr Streben nach Venetien, hier aber machte ich für Triest und Trient einen ausdrücklichen Vorbehalt zu Gunsten Oesterreichs und Deutschlands wegen des Handels auf der Adria und der Vertheidigung der Alpen. Bismarck hat den italienischen Verbündeten von 1866 geradezu erklärt, daß sie Triest und Trient mit freiem Willen Deutschlands nie erhalten würden.

Ich bemerkte dann, auch eine etwaige Wiederaufrichtung der österreichischen Herrschaft über Mailand u. s. w. werde nie von Dauer sein: die italienische Nationalität würde sie nie ertragen und wäre sie so milde wie die Theoderich's und Amalaswinthens.

Haben sich nun alle Vermuthungen des Achtundzwanzigjährigen über die Zukunft Italiens bestätigt, so scheint dies doch nicht der Fall zu sein

mit seiner Besorgniß, das italienische Volk werde auf die Dauer (unerachtet der damaligen wüthenden Erbitterung gegen Frankreich, d. h. Napoleon wegen der Abreißung Nizza's und der Verwehrung Roms) immer näher zu dem lateinischen Schwestervolk neigen, als zu den ihm vielfach schroff entgegengesetzten Deutschen.

Ich will mich herzlich freuen, widerlegt das dauernde Bündniß Italiens mit Deutschland und Oesterreich meine Zweifel. Ich beeile mich beizufügen: an der Bundestreue des Savoyschen Könighauses zweifle ich nicht im geringsten. Und es ist ja möglich, daß Frankreichs bedrohliche Gelüste im Mittelmeer, in Afrika und seine Ungerechtigkeit im Handelsverkehr auch die Mehrheit des italienischen Volkes der gallischen Republik abgeneigt erhalten. Allein auch heute noch kann ich mich nicht darüber täuschen, daß die Italiener an sich dem romanischen Schwestervolk ungleich mehr zugewandt sind als uns: und wenn politische Gründe und Handelsvortheile beide einmal

nicht mehr trennen, so wird es dem Königthum recht schwer werden, an der Seite Deutschlands stehen zu bleiben: — schon jetzt ist die Frankreich zugeneigte Partei sehr stark: dazu tritt die republikanische, dazu die irredentistische und seit der heilige Vater so eifrig für Frankreich wirkt, mit seinem geistlichen Hirtenstab die Monarchisten zur gehorsamen Fügung in die Hürde der Republik eintreibend, neigen auch die Preti, wie früher zu Oesterreich, so jetzt zu demselben Frankreich, das sie früher so bitter haßten.

Freilich: hier ragt auch wieder eine wichtige Stütze für den Dreibund: denn erst müßte das Königreich Italien nicht nur, auch Deutschland von Kosaken und Turkos zerstört sein, bevor der Kirchenstat wieder errichtet wird. Ich will die Mittel nicht loben, mit denen der zerstört ward: aber sie sind doch viel besser als die tief unsittlichen, mit denen er weiland durch Bündniß mit den gegen ihren König empörten langobardischen Herzögen, durch Hochverrath gegenüber dem oströmischen Kaiser, durch Landesverrath an die Fran-

ken und durch Urkundenfälschung zusammengebraut worden ist.

Zu großer Befriedigung gereicht mir, daß ich meine Deutsch-Österreich warm zugewandte Gesinnung von 1862 — trotz gar mancher Anfechtung! — 1882 bei dem Abdruck der Bausteine durch die politische Entwickelung voll gerechtfertigt fand und damals drucken (1882) lassen durfte: „Als jene Briefe geschrieben wurden (1862), galt in Preußen der bitterste Haß gegen Deutsch-Oesterreich, — nicht nur gegen das Haus Habsburg! — galt die Verachtung auch Deutsch-Oesterreichs als der Anfang aller politischen Weisheit, das Bündniß mit dem barbarischen Sarmatenreich als Preußens natürlicher Schild. Ich aber habe nie aufgehört, in den Bajuvaren jenseit des Inn unsere allernächsten Brüder zu erkennen. Auch in Preußen scheint man jetzt einerseits die Absichten und andererseits die Macht der Moskowiten anders als ehedem zu würdigen."

Mittlerweile hatte unser großer Kanzler, der Be-

gründer des Deutschen Reiches, das enge Bündniß mit Oesterreich abgeschlossen, eine seiner segenreichsten und genialsten Thaten.

Im Laufe dieses Jahres (1892) durfte ich ihn in Friedrichsruhe besuchen. Diese neunstündige Unterredung vom 20. April ist neben der Schlacht von Sedan der großartigste Eindruck meines Lebens. Da hat mir der Kanzler ausgeführt, wie er schon 1866 keineswegs die „Stoß ins Herz-Politik“ gegenüber Oesterreich gebilligt, vielmehr den nach Sadowa hitzig auflodernden Eifer weiterer Angriffsgelüste mit schwerer Mühe gebändigt und — damals schon! — die Wiederherstellung guten Einvernehmens mit dem eben Besiegten nie aus dem Auge verloren habe.

Allerdings hört aber Oesterreich auf, ein bündnißfähiger Culturstat zu bleiben, schreitet die Zurückdrängung des Deutschen durch Czechen und andere Völkerschaften unedlerer Veranlagung und geringerer Bildung noch weiter fort.

Noch gedenke ich, wie 1866 bei Laufen ganze

Compagnien österreichischer (d. h. italienischer) Regimenter sich einzelnen Preußen ergaben. Wie werden sich czechische und gesinnungsverwandte Regimenter gegen die heißgeliebten stammverwandten Russen schlagen und etwa auch gegen die Freunde von Kronstadt und Nancy?

Man kann Oesterreich alles Beste wünschen — wie ich — und doch um seinen Fortbestand auf das Traurigste besorgt sein, seitdem das Deutsche nicht mehr sein beherrschender und schirmender Genius ist. Oesterreich muß vom deutschen Geist zusammengehalten werden: oder es wird auseinanderfallen.

L.

Nicht ungerecht und frei von germanischer Ueberhebung scheint mir meine damalige Würdigung der Italiener: gar schwer rechnete und rechne ich ihnen freilich an ihre ganz unglaubliche Thierquälerei (— ich habe sie im „Kampf um Rom" gezeichnet, Band II.): ma che vuole? non è Christiano, non ha anima, il asino! erwiderte auf mein Schelten ein Eseltreiber, der mit eisernem Stockstachel immer wieder in die schwärende Wunde des armen Thieres stieß. Und — als leidenschaftlichem Vogelfreund (I. S. 72) ist mir ein Gräuel ihre abscheuliche Ermordung und Auffressung aller Singvögel, in Folge deren Raupen und andere Schädlinge ihre Wälder und Gärten von Rechtswegen verwüsten: es ist empörend, wie auf den Märkten von Verona bis hinab nach Amalfi viele hundertausende

der edelsten, nützlichsten und kleinsten[1]) Singvögel, die für den Schlund nichts sind als ein Schluck und ein Druck: Grasmücken, Meisen, Finken jeder Art, Rothkehlchen, Rothschwänzchen, Bachstelzen erwürgt zum Kauf angeboten werden. In Süditalien fangen sie die Schwalben aus der Luft mit fliegenbeköderten Angelhaken! Zumal auch die Herren Preti sind es, — bis in die Gärten des Vaticans hinauf, sagt man! — die ihre viele freie Zeit, welche ihnen nach dem Bekehren der Andersgläubigen doch noch bleibt, am „Roccolo" zubringen und zu Tausenden die lieben Vögel fangen, erwürgen und fressen, wenn's nicht gerade Fasttag ist: eine des großen Culturvolks des Südens unwürdige, niederträchtige Scheußlichkeit und Barbarei.

Sehr stark hab ich mich auch damals noch aufgeregt über einen anderen ethnographischen Charakterzug der Fratelli: über den Schmutz!

[1]) Gedichte, IV. Sammlung, Leipzig 1892, S. 162: „Und die Italiener fraßen mir den Zaunkönig sogar."

Jener englische Minister hatte nicht unrecht, der einer politisirenden Lady auf die Frage, was Italien vor Allem brauche, erwiderte: »a sound washing«. Mein Cameriere in Ravenna, dem ich ein von Schmutz starrendes Tischtuch beanstandete, rief ganz erstaunt: »ma non vedo mica. Sono così tutti«. Es ist für uns Barbaren und Ketzer auffallend, daß die »Casa di Dio« besonders dem »Rispetto« empfohlen werden muß, sie vor der unfläthigsten Beschmutzung zu schützen. Wie Kirchen scheinen öffentliche Gebäude dem Volke für jene Zwecke geradezu bestimmt: ein Deutscher, der das Gebäude seiner Botschaft auf dem Capitol vor einem solchen Besudler zornig schützte, erhielt zur Antwort: »ma che vuole? non è un palazzo?«

Abgesehen aber von solchen kleinen „Scherzen", habe ich die Eigenart der Italiener zwar beileibe nicht erschöpfend, — wer kann erschöpfend, eine Volksseele, ja, auch nur eine Menschenseele zergliedern und darstellen? — aber in einzelnen Stücken, wie ich glaube,

nicht unzutreffend erfaßt: „wundersame Erzeugnisse des Südens, oft voll Schmutz und mancher Roheit, aber doch auch von einer beneidenswerth unverkümmerten Natur und unbefangenen Harmlosigkeit, die sich giebt, wie sie gewachsen ist und sie uns steifen, hochmüthigen Reflexionsmenschen gegenüber oft wie Kinder oder wie schöne, kluge, glückliche Thiere — Thiere einer sehr edlen Art freilich — erscheinen läßt."

Uebrigens verbindet Süd- und West-Deutsche [abgesehen von der nicht zu unterschätzenden ein halbes Jahrtausend hindurch (von Cäsar bis Ende des V. Jahrhunderts) vollzogenen Mischung mit den Römern], den Romanen Himmelsstrich und Landschaft ungleich näher, als die Nord- und Ost-Deutschen: inwiefern das heißere Blut und die lebendigere Einbildungskraft der Süd- und West-Deutschen auf Vererbung, wiefern auf romanischen Einfluß, wiefern auf den von Luft und Landschaft zurückzuführen ist, steht dahin. Jedesfalles scheidet den Nord- und den Ost-Deutschen von Süd- und West-Deutschen wie von Romanen die nie unter-

brochne ängstliche Besorgniß, nur ja nicht durch eine lebhafte Aeußerung in Wort oder Miene sich etwas zu vergeben, „sich eine Blöße zu geben“[1].

Bei den Männern in Italien fiel mir auf im Ausdruck des Blickes nüchterne Verständigkeit im Schweigen, leidenschaftlichste Heftigkeit im Streit, einschmeichelnde, nicht gemachte, angeborene Feinheit im Verkehr mit Fremden, mit Frauen, manchmal blitzender Geist, aber selten jenes nach Innen gewendete Sinnen, welches die deutsche Sprache „seelenvoll“ nennt. Dies scheint den Wälschen überhaupt, auch Franzosen und Spaniern, bis auf einen gewissen Grad zu fehlen und die Empfindung dieses Mangels läßt auch bei recht freundlichem Verkehr den Deutschen auf die Dauer zuweilen ein wenig unbefriedigt. Diese Eigenart der Volksseele drückt sich selbstverständlich auch in der Literatur aus: Geist, Schwung (Pompa), Erhabenheit, Leiden-

[1]) Ueber diese kluge, aber nicht liebenswüridge, sondern oft höchst langweilige Steifheit lese man die kräftigen Worte des Alamannenherzogs Burchhard in meiner „Deutschen Treue“. I. Aufzug.

schaft, Einbildungskraft, Geschmack, Anmuth, Witz (aber nicht eben viel Humor!) in reichstem Maß: jedoch ihre Lyrik darbt jener seelenvollen Töne, wie sie aus Goethe, Lenau, Uhland, Mörike ungesucht, nothwendig, herausklingen: bei ähnlichem Anlaß wird der italienische Dichter Leidenschaft oder rednerisches Pathos bringen, aber nicht jenes Seelenvolle. Selbstverständlich soll nicht hiermit einem ganzen Volk eine solche Grundmacht des Menschenwesens abgesprochen werden, nur vom Ueberwiegen und von der Regel ist die Rede: jenes ahnungsvolle, in sich gekehrte Lauschen auf die leisesten Regungen der umgebenden Natur und der feinsten Schwingungen des eignen Seelenlebens, der „Stimmung", ist den Italienern minder eigen als den Deutschen: dieses Verträumte ist ein deutscher Vorzug in der Dichtung, ein deutscher Nachtheil im praktischen Leben. Am ehesten noch im Volkslied der Italiener klingen Töne an jene aber seltener und schwächer als im Deutschen und im Slavischen[1].

[1] Vielleicht ist es die Einwirkung der 16—17 vom

Ein Hauptvorzug des Italieners ist sein rascher und scharfer Menschenverstand, seine helle, nüchterne Klugheit (so lang nicht irgend eine Leidenschaft ihn fortreißt) in allen praktischen Dingen, die ihn, dem Juden ähnlich, zu einem vortrefflichen Geschäftsmann und, verbunden mit seiner Sparsamkeit, Mäßigkeit oder richtiger Bedürfnißlosigkeit dem vielverbrauchenden Germanen als wirthschaftlichen Wettbewerber — wie den Franzosen und den Juden — so gefährlich machen. Der Romane hat die beneidenswerthe Gabe, jedes

Hundert romanischen Blutes in mir, daß meiner Lyrik ein ähnlicher Mangel anhaftet. Sie bringt stets den ganzen Inhalt des Gedankens und Gefühls recht zweifellos und vollständig heraus, ihr Ausdruck ist klar bis zur lehrhaften Nüchternheit, mit hellem Sonnenschein bis zur Gefahr des Prosaischen: aber jenes Verhaltene, Geheimnißvolle, welches, in höchster Vollendung bei Goethe, stets noch ein Unausgesprochenes und Unaussprechbares ahnen läßt, dieser echte lyrische Zug fehlt mir leider; nicht malerisch, — plastisch, im Sinne hellenischer Plastik, ist meist meine Lyrik und das ist ein recht empfindlicher Mangel; bei viel engerem Umfang der Stoffe eignet meiner Frau jene Gabe des Stimmungsausdrucks in ungleich reicherem Maße, wohl eine Mitgift der westfälischen Heide und ein Erbstück der Droste-Hülshoff.

Ding und jede Lage rasch nach der Einen für den Augenblick wichtigsten Seite anzusehen: und zwar nach dieser so ausschließlich, als ob die anderen gar nicht vorhanden wären, während der philosophische Deutsche daneben auch noch die Berechtigung aller übrigen Auffassungspunkte in gründlichste Erwägung zieht, ehe er seinen darüber oft verspäteten Entschluß faßt und, immer noch zögernd, ausführt. „Deutschland ist Hamlet", sagte man vor 1866. Und es ist immer noch viel Hamletisches in uns.

Italienische Frauen habe ich in Italien fast gar nicht, nur später in einzelnen „Exemplaren" in Deutschland kennen gelernt. Ich machte damals nur Wahrnehmungen der äußeren Erscheinung, wie etwa der Portraitmaler sie sich behufs künftiger Wiedergabe einprägt: in Valeria (im „Kampf um Rom") und in Felicitas habe ich jene Eindrücke verwerthet. In Norditalien überwiegen kleine zierliche Gestalten mit den feinen (romanischen) Gelenken, in Tuscien, in der Romagna, in den Marken stattliche junonische Erschei-

nungen, mit breitem königlichen Nacken, straffem Halse, mit gebietendem Gang und stolzem Blick aus großen, runden Augen. Zumal die Bäuerinnen um Ravenna, schlingen sie durch das grobsträhnige rabenschwarze Har diademartig das landschaftübliche breite Scharlachband, mahnen an bekannte Junoköpfe, besonders an die Juno Ludovisi.

Hübsch sind die Mädchen zwar meist nur in zarter Jugend. Allein fast allen Weibern eignet jene vornehme und doch zugleich anmuthige Haltung, welche Gentilezza heißt.

Die einfachen Ueberbleibsel einer mittelalterlichen Volkstracht, heute Straßen- oder Fest-Kleidung der Städterinnen, wissen sie mit geschmackvollster Geschicklichkeit zu verwenden.

Der schwarze Spitzenschleier (il velo), vom silbernen Filigranpfeil (lo strale) im blauschwarzen, meist üppigen Hare gehalten, bildet die ganze Kopfbedeckung, geeignet und berechnet, die reichen Flechten und vornehmlich die oft vollendet edle Form des

Kopfbaues nicht zu verdecken, sondern vortheilhaft zu zeigen. Der Bildhauer weiß, noch dankbarer als der Maler, dies wichtige Stück Frauenschönheit zu würdigen, das bei Germanen und Slaven selten, im Orient, in Griechenland, Italien und Spanien zum „Rassentypus" gehört und an hellenischen und römischen Statuen einen in seiner Ursache oft übersehenen, aber mächtig wirkenden Reiz übt.

Der häufig schön geformte Nacken bleibt unbedeckt und hebt sich in scharfem Ausschnitt — ohne Vermittelung durch einen weißen Zwischenstreifen — von dem schwarzen Seidenkleid ab; die schmale „Mantilla", ebenfalls von schwarzer Seide, wird nicht um die Schultern, nur um Rücken und Oberarm geschlungen.

Zu dieser Tracht gehört nun beim Feste der Blumenstrauß (il masetto), der in den verschiedenen Städten und Landschaften aus den althergebrachten Lieblingsblumen bestehen muß, z. B. in Bologna aus Nelken. Damals trug man aber überall die Nationalfarben Italiens: weiß-grün-roth. Auch in den öster-

reichischen Städten sah ich die Blumenverkäuferinnen sie eifrig feilbieten, diese Wahrzeichen der Italia unita: lachend steckte das italienische Zeichen ein flotter Officier der Kaiserjäger in seinen Säbelkorb.

Ganz unentbehrlich aber ist der Fächer.

Kein Nordländer glaubt, mit welcher Anmuth namentlich die Venetianerinnen all' ihre lebhaften Bewegungen mit dem Spiele dieses einfachen Werkzeuges zu begleiten wissen; und die Liebessprache hat seit Jahrhunderten manchfaltige Zeichen der Abweisung, der Warnung, des Einverständnisses, der Erhörung, des Stelldicheins erfunden: — Geheimnisse einer Freimaurerei, in welche der Forestiere nicht leicht eindringt.

Uebrigens sind sich die Eingeborenen — Weiblein wie Männlein — des Reizes dieser einfachen Frauentracht sehr wohl bewußt, welche freilich von romanischer Gentilezza getragen sein will. Ein Italiener, der mich aufmerksam die Gewandung unserer Reisegenossinnen betrachten sah, lächelte mit Selbstge-

fühl: »vi piace il velo? (nach diesem Hauptschmuck heißt die ganze Kleidung) Si, si! È la piu bella cosa del mondo«.

Ebenso zeigen sie stolze Freude an der Herrlichkeit ihres schönen Landes; ganz ähnlich sprach mich auf der Fahrt nach Ferrara ein freundlicher Prete an, da er mich in stiller Bewunderung der reichen Fülle der Reben, der Agrumi, der ganzen üppigen Natur ringsumher versunken sah: »si, si, Signor, è il piu bello paese del mondo! È il paradiso sulla terra!« und er schloß mit der classischen Anführung:

»È il paese,
Dove la vite si marit' all ulmo.«

(Mögen die „Fratelli" ihres schönen Landes und ihrer liebenswürdigen, mit so vielen Vorzügen der kindlichen Lebhaftigkeit und der kindlichen Unbefangenheit gesegneten Eigenart, ungestört durch Aufruhr und Krieg, froh bleiben für und für. — Zusatz von 1892.) —

LI.

Begleiten wir nun den jungen Reisenden auf seiner Fahrt von München bis Ravenna und Mailand.

Bedeutsam fiel mir bei dem Vergleich des baierischen Hochlandes mit dem Salzkammergut, dem oberen Innthal und einem großen Theil von Tirol der Unterschied auf, welchen die Lage an einer uralten (schon vor-römischen) Salzstraße und an dem für das ganze Mittelalter bis zur Entdeckung von Amerika hochwichtigen Handelsweg aus der Levante über Venedig, Bozen und den Brenner nach Süd-Deutschland bewirkt hat. Durch die stillen Halden und versteckten Thäler Oberbaierns führte nicht der friedliche Gang des Handels, nicht der kriegerische Schritt der Reichsgeschichte. Daher die geringe

Zahl von Burgen und Burgtrümmern im baierischen Gebirge westlich von Inn und die Häufigkeit derselben an den wichtigen Wasser- oder Berg-Straßen, wo es der Mühe lohnte, zu rauben oder zu wachen, zu überfallen oder zu schirmen. Idyllisch daher, ungeschichtlich — so zu sagen — ist das Ansehen der Hügel und Vorberge an Mangfall, Amper, Loisach: an manchem Felsbuckel, an manchem Bergvorsprung wandern wir vorüber, auf deren Höhe das Auge eine Bekrönung mit Thurm und bezinnter Mauer umsonst erwartet, während an Inn, Sill, Ziller, Etsch und Eisack in dichter Folge sich Burg an Burg oder doch Ruine reiht an Ruine.

Zu Innsbruck war in dem Verkehr mit den Professoren deutlich das allmälige Siegen eines helleren Geistes über die alte Jesuitenwirthschaft wahrnehmbar: Männer wie Pichler und Wildauer, J. V. Zingerle (so eben, auf dem Mendelhof, erhalte ich die Nachricht von dem Tode des wackeren Freundes, † 17. Sept. 1892), Julius Ficker und dessen Schule, zu-

mal Alfons Huber, rangen mit schönen Erfolgen nach „Mehr Licht".

Schon zu Telfs im Innthal entzückte mich die malerische Mischung von Romanischem mit Germanischem, die jener ganzen Landschaft und der Bevölkerung den gewinnenden Reiz verleiht: so in dem Hausbau: zu Telfs lockt auch eines jener malerischen Wirthshäuser, wie sie in Tirol so zahlreich als fix und fertige Novellen von braunem Holz und weißem Stein am Wege stehen: mit jener Verbindung von deutschen Lebensbedürfnissen mit italienischen Einflüssen, mit ihren durchbrochenen Halbthüren, welche offenbar keinen andern Zweck haben, als daß sich ein Mädchen, mit den glänzend weißen Hemdärmeln und der Blutnelke im schwarzen Mieder dahinter stehend, darüber neigt, ein par Neckworte zu tauschen mit dem Burschen, der die Joppe auf der linken Schulter hängen hat und sich leicht auf den Haselstock in seiner Rechten lehnt; diese Wirthshäuser („Beißeln") mit ihrer hochgewölbten Hausflur, wo auf dem porphyr-

rothen Estrich langausgestreckt der kluge Jagdhund liegt, mit ihrer großen Bauernstube, wo um den mächtigen viereckigen grünkacheligen Ofen die Fuhrleute sitzen in ihren dicken „Kotzen" [— weißen langen Wolldecken, durch deren Mittelloch der Kopf gesteckt wird, die „Dalmatica", eine uralte Hirtentracht, die schon auf der Trajans-Säule die gefangenen Barbaren kennzeichnet —]; endlich mit dem daranstoßenden Herrenstübel mit seinem zierlichen braunen oder gar (aus Zirbelholz) gelb-weißen Getäfel, seinen gerippten Glasscheiben und dem behaglich breiten Gesims an den Fenstern, die Cactus und Gelbveigelein tragen.

Von Innsbruck wählte ich den im Lande sogenannten „oberen Weg" in das Etschthal, nicht über den Brenner, sondern über Landeck und Hochfinstermünz. Die wunderbare Schönheit dieses Passes (noch gar oft habe ich ihn später zurückgelegt) begeisterte mich damals zuerst. Die zu Landeck spielende Sage vom Herzog Friedel mit der leeren Tasche, der, als Spielmann verkleidet, seine Treuen zu neuem Wider-

stand gegen die Feinde aufruft und sich erst, nachdem er sie fortgerissen, zu erkennen giebt, habe ich später in meiner Ballade auf König Alfred übertragen[1]).

Dem Stellwagen von Pfunds ab weit vorausgeeilt, genoß ich lange Zeit der Poesie höchster Einsamkeit auf der Paßhöhe (1106 Meter über dem Meere, die Mendel 1362, der Brenner 1364) zur Linken die hohen Belemnitwände, zur Rechten tief im Abgrund der Inn. Als ich aber später dem Wirth in Hochfinstermünz die herrliche Lage seines Wohnsitzes pries, meinte er: „ja, war scho recht, aber in Winta is schaudasam einschicht, bal'st wochenlang koan Menschen sixt, was (ausgenommen) an Fuchs oder a Muren" (Bergsturz).

Auch die Malser Heide, besäet mit ungezählten Felstrümmern, machte mir großen Eindruck: sie gab mir das Bild des Schlachtfelds (in Odhins Trost), auf welchem Odhin Laufeya's Vater besiegt troß der von den Riesen geschleuderten Felsen.

---

[1]) Gedichte II 3. Aufl. Leipzig 1883. S. 119.

Der Weg von Landeck nach Meran wurde durch eine auch in diesen oft heimgesuchten Gegenden außergewöhnlich starke Ueberschwemmung des Inn und später der Etsch noch anziehender gestaltet, freilich manchmal sogar gesperrt. (Bitter bedauerte ich, eine Bärenjagd bei Trafoi nicht mitmachen zu können.) Schon hinter Eyrs werden die Anzeichen südlicher Landschaft immer deutlicher und häufiger: in den Ackergefilden glänzen die rothweißen Blüthen des Buchweizens (Plenten, polenta), die Edelkastanie wiegt im Winde die dunkelgrünen Wipfel und die Rebe zieht die anmuthigen Ranken über jedes Thürgesims.

Mein erster Gang in Meran war zu dem Curarzt Dr. Pircher, von dem als besonderem Lungenarzt ich die müde Brust untersuchen lassen sollte. Der Weg war nicht leicht: am Leben zwar hing ich — damals — nicht so stark, daß mir ein früher Tod unerwünscht gewesen wäre: aber langes Siechthum scheute ich. Den Lehrberuf etwa aufgeben müssen, die so dringend

nothwendige Arbeitskraft dauernd geschwächt wissen, — das wäre schwer zu tragen gewesen. Der Freundliche beruhigte mich aber: er stellte für die Zukunft völlige Ausheilung der allerdings stark angegriffenen Lunge in Aussicht — „bei gehöriger Schonung in dem nächsten Jahre", fügte er bei. Nun, diese Schonung — zumal das Verzichten auf die Vorlesungen — *war* zwar nicht möglich, aber er hat doch auch so Recht behalten mit der „völligen Ausheilung".

LII.

Nun nahm mich aber alsbald der holde Reiz des Meranerthales gefangen: in so nachhaltiger Bezauberung, daß ich, nach gar häufiger Wiederholung von Besuchen, noch dies Jahr (1892)[1], gerade nach einem Menschenalter, abermals in noch immer gleicher Liebe und Freude in jenen lieblichen Erdenwinkel pilgern werde.

Damals bei dem ersten Besuch brach ich in den Hymnus aus: „Lieblich und lachend waren die Tage, die ich in deinem Thale verlebte, feigen- und rebenumranktes Meran. Wie ein aus der Jugendzeit (ich war aber erst 28 Jahre!) herübergerettetes Stück Duft und Glanz und Traum hebt ihr euch, sonnige, sorgen-

[1]) Geschrieben zu Gastein am Tage von St. Privat, 1892.

vergessende Stunden, einem friedlichen Märcheneiland vergleichbar, aus der streitenden Fluth des hart ringenden, nüchternen Lebens und bildet fortan eine tröstende Erinnerung, wie man im Winter mit wehmüthiger Freude goldner Sommerstunden gedenkt.“ — —

Der letzte Grund des mächtigen Reizes dieser schönen Geläude liegt wohl in der wunderbaren Harmonie der Gesammtheit aller Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens, für den Nordländer zumal in der reichen Fülle, in der breiten Mächtigkeit, mit welcher der üppige Pflanzenwuchs des Südens den von den Alpen Niedersteigenden plötzlich so überraschend umgiebt: die Nordwinde schließen hohe Berge ab: nur nach Süden öffnet sich das Thal der segnenden Sonne, der segnenden Luft: daher die liebliche Ueppigkeit, mit welcher hier Wein und Feigen, Mais und Buchweizen, Kastanien, Aprikosen, Pfirsiche und sogar die verwöhnten Mandeln gedeihen.

In der glücklichen Stimmung, welche diese Ein-

drücke hervorrufen, in der friedlichen Einsamkeit, frei von widrigen prosaischen Störungen, wie sie in München nicht eben selten waren, erhob auch die so lange verstummte Dichtung in mir plötzlich wieder die Stimme: von dem Kämmerlein bei Proxauf streifte der Blick über den Hausgarten hinweg und den mächtigsten Feigenbaum der Stadt (— er ward bald darauf einem Neubau geopfert! —), auf den rebenumgürteten Küchelberg und seine stattliche Bekrönung, den runden Wartthurm, — den „Thurm des Vitigis“ nannte ihn meine Einbildungskraft, — und hier entstanden die Abschnitte im „Kampf um Rom“, welche des Wackeren Leiden in der Gefangenschaft schildern. Aber nach München zurückgekehrt, legte ich das Werk, wie ich meinte, für immer zurück: erst zwölf Jahre später in Königsberg (1874) habe ich es wieder aufgenommen und dann in Einem Zuge vollendet.

In Meran verlor ich mich damals gar gern in die liebliche Wildniß von Steinwerk im Grünen. Denn höchsten Reiz gewährt dieser Landschaft der

Kranz von Burgen, Schlössern, welche, meist halb verfallen zu malerischen Ruinen, die Höhen in dem ganzen Kreis des Thales zieren.

Nachdem ich Schänna, Rametz, Planta, das epheugrüne, wiederholt besucht, gelangte ich auf einem meiner Wanderwege, den wilden Naifbach aufwärts steigend, nach Goyn (Villa Gajana).

Auch dies war ursprünglich ein Schloß, aus dem, wie aus so manchem benachbarten, „der Winzer und der Schnitter verdrängte durch seinen Fleiß den Ritter"[1]. Aber als Schloß ist das Gebäude nicht erhalten, es war in seinen ritterlichen Bestandtheilen großentheils verfallen[2], und von der darin wohnenden wohlhäbigen Bauernfamilie ihren Wohn- und Wirthschaftszwecken angepaßt worden.

Wie schön war es, in dem Gemäuer der alten Burg, in dieser Wildniß von Grün und Stein umher-

---

[1]) An Meran, Gedichte. II. Sammlung. S. 381.

[2]) Damals: später hat ein neuer Besitzer einen Umbau vorgenommen.

zuklettern! Der alte Schloßgarten war verwachsen und verwildert, zum Theil in Rebland umgewandelt: nur in einem kleinen sonnigen Winkel fand ich noch ein Burggärtelein, das mir von liebetreuer, zarter Mädchenhand gepflegt schien (— ich hatte richtig geahnt —): hier glühten Blutnelken, hier duftete das Geißblatt, umschwebt von den schönen Schmetterlingen dieses Südalpen-Thales: von dem Oleanderschwärmer und dem großen Weinvogel im Abenddämmer, vom Schillerfalter und dem Apoll im heißen Mittaglicht; die alten Beete, Lauben, der versiegte Brunnen des verwilderten Schloßgartens waren noch erkennbar. Im Hof hatte den trotzigen Rundthurm längst der Epheu erklettert:

„In Scharten draus der Pfeil gedräut,
Da nisten weiße Tauben heut'.“[1])

Ein riesiger Kastanienbaum füllt an der Rückseite des Walles das ehemalige Ausfallpförtlein, und in dem ehe-

[1]) Gedichte II. S. 382.

maligen Burggraben gedeihen die köstlichsten Trauben. Das Marmorbild eines alten Burgherrn über dem Hauptthor, halb verwittert, ist dicht umhüllt von rankenden wilden Rosen, welche dem gestrengen Ritter freundlich die Rosa-Blüthen um Helm und Brünne gewunden haben.

Nach langem staunenden Betrachten durchschritt ich den Hof mit dem Ziehbrunnen, stieg eine Holztreppe hinan und gelangte in einen großen Sal, von dessen Balcon sich eine entzückende Rundschau über das ganze Thal darbot!

Das Schloß, zerfallen, überwachsen, schien mir wie verzaubert: kein Mensch weit und breit, auch auf mein Rufen keinerlei Antwort.

Wie ich nun verträumt und verzückt in dem hohen Sal am offnen Bogenfenster lehnte, geschah mir ein holdes Wunder: nicht ein flüchtig Abenteuer erlebte ich, einen für das ganze Leben dauernden Hort von Schönheit, Anmuth und Reinheit gewann ich: auf einmal stand vor mir in einer bisher nicht

bemerkten Thüre das schönste Mädchen, das ich bis dahin gesehen hatte: eine Märchengestalt glaubte ich vor mir auftauchen zu sehen: in der duftigen Blüthe erster Jugend, den Pfirsichhauch kernfrischester Gesundheit auf den Wangen, die vielfach geschlungene Flechtenkrone des goldbraunen Hares auf dem Haupte, trat mir die schlanke Jungfrau entgegen: die Sonne fiel durch das rebenumrankte Erkerfenster auf den scharlachrothen Rock, das schwarze Mieder, die glänzend weißen Linnenärmel: es war das vollendetste Genre- und Figuren-Bild, das ich je gesehen.

„O Trinele von Goyn, wie viel Poesie ist in dir und schwebt von dir aus, und du weißt es nicht" — so schrieb ich damals: vor 30 Jahren.

Es war Katharina, die etwa sechzehnjährige Tochter des prachtvollen Geschlechtes der Innerhofer, das die „gothische" Schönheit des Merauer Schlages in höchster Vollendung darstellte[1]): der Bruder war ein ideal-

[1]) Daß dies nicht blos mein Geschmack war, bewies der Wiener Maler Meyerheim, der gar oft hier seinen Wohnsitz

schöner Jüngling, der Schwester wahrlich nicht **nach**stehend. Die Leute wurden mir allmälig — denn **nun** kam ich öfter — gewogen: das Trinele spielte **mir** auf der Zither vor, während ich den trefflichen Goyner Rothwein trank, — die Schwester, Burgel, sang dazu vom Garten herauf: — es war gar schön. Und es blieb schön und edel: es verrauschte nicht als ein flüchtiger Eindruck. Wir wurden Freunde: — ich bin gar sparsam mit diesem Wort! So oft ich später nach Meran kam, suchte ich das schöne Trinele auf, das, nachdem der Bruder Goyn verkauft und nach Innsbruck übergesiedelt hatte, Vorsteherin der ausgedehnten Wirthschaft auf Schloß Rametz geworden war. Das vornehme, reiche Besitzthum gehörte Herrn Friedrich Boscarolli, der, selber schön und stattlich, da das Trinele nicht nur wunderschön, sondern auch ganz unerhört, ja unglaublich brav, eben „wunderbrav", geblieben war, gescheut wie er ist, in

---

aufgeschlagen und die beiden Schwestern und den Bruder häufig „verzeichnet" hatte.

der That gar nichts Gescheuteres thun konnte, als dasselbige Trinele zu seiner Gemahlin und so zur Schloßfrau zu Rametz zu machen.

Es ist aber nicht stolz geworden, das Trinele, sondern, gleich seinem vortrefflichen Gatten, meiner lieben Frau Therese und mir in herzlicher Freundschaft verbunden geblieben bis heute. Und es ist dafür gesorgt, daß ich der lieben Menschen tagtäglich dankbar gedenken muß. Denn Herr Boscarolli hat zu Bonn-Poppelsdorf am Rhein die Wissenschaft des Weinbaues studirt und, nachdem er das prächtige Besitzthum Rametz übernommen, sofort angefangen, einen auf der Höhe der Zeit stehenden Weinbau einzuführen. Bekanntlich betreiben den die guten Tiroler noch großentheils so, wie vor bald zweitausend Jahren ihre rhätischen Vorgänger zur Zeit des Augustus, welche Liebe zum Alterthum die Folge hat, daß man den „offen" d. h. vom Faß getrunkenen so herrlichen Wein nicht länger als ein par Monate aufbewahren und daher nur in kleinen Mengen ausführen kann.

Herr Friedrich riß die alten Rebstöcke aus und die alte, zwar malerische, aber höchst unpraktische Hochzucht derselben an den „Pontaunen“ (pontones, gewölbten Laubgängen), führte neue, den einzelnen Lagen angepaßte Rebsorten aus Burgund und vom Rheine her ein und den „Steckeles-Bau“, wie er an Rhein und Main gepflegt wird: d. h. jede Rebe wird niedrig gehalten je an einem Stab, auch etwa an Drähten. Dadurch und durch zweckmäßiges Verfahren bei der Lese, Kelterung und Kellerung hat nun Freund Boscarolli seinen weißen (Traminer) und rothen (Burgunder und Cabernet) Rametzer zu solcher Edelgüte und zugleich zu solcher Haltbarkeit erhoben, daß ich seit nunmehr bald zwanzig Jahren bis nach Königsberg und jetzt nach Breslau Jahr für Jahr diesen herrlichen Wein zu täglichem Tafeltrank mir senden ließ und lasse: er hält sich Jahre lang vortrefflich in meinem Keller und er würde sich noch länger halten, wenn ihn meine Freunde nicht eben so süffig fänden wie ich selbst. Dankbar hab ich den treff-

lichen Trank „verewigt" als den „Wein von Ramezar", den Liebling Herrn Rolands des Paladins und seines Sohnes in meinem „Rolandin". (Leipzig, 1892.) Niemals kommen wir in die Nähe von Meran, ohne den Schloßherrn und die Schloßfrau zu Rametz aufzusuchen:

Alte Freunde und alter Wein
Sind die besten und schmecken fein.

Herr Boscarolli, der bei seiner Bildung und freien Gesinnung nicht gerade immer die Mehrheit der biedern Ostgothen im Etschthal auf seiner Seite hat, würde in noch weiterem Umfang ein Wohlthäter und Erzieher der benachbarten Weinbauern werden, stände nicht entgegen, ... nun sagen wir — die sancta simplicitas. Er hatte die Nachbarn gelehrt, gegen das Oidion die Rebstöcke mit Vitriol zu besprengen. Frömmere Herren lehrten aber, geweihtes Wasser eines Heiligen (welchen?) helfe viel mehr. Das Oidion war jedoch anderer Meinung: das Vitriol half, das Weihwasser half nicht.

In Meran kam ich damals schon auf die Vermuthung — für mehr gab und geb' ich den Gedanken nicht aus, — daß wir in der Bevölkerung des Burggrafenamtes und der nächsten Thäler die Reste jener Ostgothen erblicken dürfen, welche nach der Schlacht am Vesuv und König Teja's Heldentod von Narses freien Abzug erlangten „über die Berge zu anderen Barbaren": Geschichte, Mundart, Sage (von Dietrich von Bern) und Leibesart (über die edle Schönheit der germanischen Bestandtheile dieser Bevölkerung, die sich bestimmt von den Bajuvaren Nordtirols unterscheidet, siehe die begeisterte Schilderung, Bausteine III. S. 211; Adalgoth, Totila, Teja schienen mir hier wieder lebendig geworden), unterstützen diese Annahme, welche von Steub, Zingerle, Busson und Anderen gebilligt wurde. (Siehe die ausführliche Begründung a. a. O. S. 210).

Wir wissen, daß diese Gegenden um den Brenner von Anfang der ostgothischen Herrschaft in Italien an stark besiedelt oder doch besetzt waren zur Abwehr der Bajuvaren im Osten, der Alamannen im Westen:

Raetia erklärt Cassiodor als „Netze“ (gegen diese Barbaren) mit entsetzlicher Etymologie oder witzig sein sollender Wortspielerei. „Gossensaß“ auf dem Brenner kann möglicherweise Gothensitz (allerdings denkbarerweise auch Gozzos-Sitz) heißen; die Meraner werden in alten Glossen als qui et Goti bezeichnet. Wir wissen endlich, daß in diesen Landschaften die letzten Gefechte der Abziehenden gegen Narses geliefert wurden: einer seiner herulischen Söldnerführer, Sindvalt, empörte sich gegen ihn gerade in diesen Marken und warf sich zum König auf:[1]) sein Anhang bestand aus Herulern, versprengten Gothen und rhätischen „Breonen“, d. h. Brenner-Bewohnern.

Ferner hat sich hier die Sage von Dietrich von Bern, von Laurin und dem Rosengarten, von Ecke und Fasolt (s. „Walhall“ [Die Heldensage, von Therese D.], Leipzig 1884 S. 530, 537), lebendiger als irgendwo erhalten.

Endlich steht das Germanische, von dem romanischen Einfluß abgesehen, in der Bevölkerung des

[1]) Könige der Germanen II. Leipzig, 1862. S. 6.

Burggrafenamtes und der nächsten Thäler sehr stark und sehr zu seinem Vortheil ab von dem übrigen Germanischen bei den Nachbarn, d. h. also den Langobarden im Süden, den Baiern und Alamannen im Nordosten und Nordwesten: die hoch poetische, manchmal geradezu ideale Schönheit dieses Menschenschlages in Antlitz und Gestalt, das Edle der Gesammt-Haltung tritt leuchtend hervor, im Unterschied von den plumperen und viel weniger edel-schönen Baiern und Schwaben und (weiter südlich) den Ueberbleibseln der Langobarden, die freilich stark mit Romanen gemischt und in ihrer Körperlichkeit oft selbst völlig zu Romanen geworden sind. Auch auf die Mundart habe ich damals schon Freund Zingerle hingewiesen, der mir vielfach beipflichtete.

Die Schönheit der Landschaft, der Siedelungen und des Menschenschlages in jenem Thal haben mich wie damals so später noch gar oft begeistert [1]. Mit

[1] Vgl. die Gedichte an Meran II. Sammlung, 3. Auflage. Leipzig 1883, S. 381 f.

Vorliebe habe ich den Iffinger im Kampf um Rom (19. Auflage, III. Band S. 389, IV. S. 40), die Fragsburg, Gotyn und Umgebung in den Kreuzfahrern (6. Auflage. Leipzig 1892) geschildert: das „Trinele“ ward das Urbild der „Gotho“ in jenem und des „Trineles“ in diesem Buche.

LIII.

Von Meran ging ich über Bozen, Trient und Roverdo nach Verona, dieser echt italienischen Stadt. In der That: ihr eignet dies Gepräge mehr als mancher südlicheren, wie z. B. Mailand, das mehr an Brüssel als an Neapel erinnert. Zumal die für italienisches Volksleben geradezu mustergiltige »piazza delle erbe«. Da waren sie, diese für die italienischen Märkte so bezeichnenden alten Weiber, die Trauben und alte Schuhe und Kastanien und Stiefelwichse und gebackene Fische und gebrauchte Harkämme (mit den Haaren der letzten Besitzerin darin) und Salat und Pomade und unechte Ringe und gelbe Mortadella-Würste aus Einem großen Brodkorb heraus verkaufen und dabei eine Häßlichkeit und einen Schmutz entfalten, die auszudrücken die deutsche Sprache daheim zum Glück nicht lernen kann. Da-

neben gewaltige baumstarke, wunderschöne Männer, mit dem Kopf des Mars und den Schultern des Neptun, Kerle, welche jeden Augenblick mit Glaubwürdigkeit als Legionare in einen Triumphzug Cäsar's eintreten und die gefangenen Könige dreier Erdtheile in Ketten aufführen könnten, — und nun hier jede Woche sieben Tage stehlen, indem sie, unter dem Schein und Vorwand, irgend etwas höchst Werthloses zu verkaufen, höchst malerisch im Schatten eines Palazzo auf dem Pflaster lungern und mit einem Geschrei, »à suscitar i morti«, der Welt verkünden, daß sie Limonade oder Siegellack oder Bindfaden oder Zofanelli feilhalten. Einen dieser Kaufherren hab' ich mir gemerkt: als ich Morgens 9 Uhr des Weges kam, lag er auf der Marmorstufe einer Kirche, hatte 5 unglückliche gerupfte Wachteln vor sich in seinem unglaublich schmierigen verschwitzten Strohhut liegen und bot sie dem Weltall mit unablässigem Trompetenruf zum Kauf: »Ah, ah, ahi! Quaglie, quaglie, quaglie! Grasse! Belle! Bellissime! Le piu

belle quaglie del mondo!« Als ich Abends 7 Uhr wieder vorbeikam, lag er noch auf demselben Fleck, mit demselben Geschrei und mit denselben 5 Wachteln, weniger Eine. Da lautete die Kirchenglocke das Ave Maria: der baumlange Kerl sprang auf, warf seine 4 Wachteln von dem Rand in den Gupf des Hutes, setzte diesen sammt dem Gevögel auf seinen prachtvollen Kopf mit dem prachtvollen dichten kurzgekrausten Schwarzgelock und schritt, stolz wie ein Proconsul und froh des vollbrachten Tagewerkes, in die nächste (schmutzstarrende) Osteria, um den Preis der einen vertriebenen Wachtel (6 Pfennige) zugleich sein Frühstück, Mittag und Abendmahl, bestehend in Knoblauchwurst und Parmesankäse, kaufend und glücklich wie ein König. „Bei uns zu Lande," sagte ich einem deutschen Wechsler, dem ich die Wachtelgeschichte erzählte, „sperrte man diesen riesenstarken Faulenzer in ein Arbeithaus." „Da dürften sie hier zu Lande ein Arbeithaus errichten von Verona bis Amalfi", erwiderte der Kundige.

Aber nicht nur alte Weiber und junge Tagediebe sieht man auf der piazza delle erbe.

Da bieten auch ehrbare Bäuerinnen in zierlicher Tracht, zumal mit mannichfaltig verschiedenem Kopfputz, Eier, Gemüse, Obst jeder Art feil, junge Bursche auch Fleisch und Fische, zumal aber die oben (S. 436) beklagten kleinen Vögel, diese meist unter dem Schatten eines großen Leinwandzeltes, auf dessen Spitze als lebendiges Aushängeschild ein höchst melancholischer Zwergkauz sitzt, der sich in diesem grellen Sonnenschein unter all' den schreienden Menschen very much out of his place fühlt.

Und mitten durch das Gewoge und Ellenbogengedränge schreitet ein feines Veroneser Fräulein mit Schleier und Silberfiligran, das Gebetbuch (für den Himmel) in der Rechten, aber den Fächer (für die Signori) in der Linken zur Kirche, zierlich und säuberlich die Tritte setzend über den Schmutz der Pflanzen-, Thier- und Menschen-Welt.

Und vor dem Café an der Ecke sitzen hochan-

ständige Signori, mit jener geschmackvollen Einfachheit gekleidet, wie sie dem gebildeten Italiener eignet, stundenlang an einer einzigen Tasse schwarzen Kaffees schlürfend, unter einander Geschäft und Politik flüsternd und gewiß keinen Blick werfend auf die Kaiserjägerofficiere, welche laut lachend an dem nächsten Tisch Bier oder Wein trinken. Diese beiden Gruppen sind für einander nicht auf Einem Stern.

Von der Arena will ich hier nur sagen, daß ich in derselben zur Aufführung angekündigt las: Riccardo III, tiranno d'Inghilterra, tragedia del Guglielmo Shakespearo, representata per una società Veneziana. Unsere so höchst buntscheckig zusammengewürfelte Culturgeschichte fand hier einen bezeichnenden Ausdruck: auf uralt keltischem Boden ein römischer Bau, darin aufgeführt eine Tragödie, also ein Kunstwerk hellenischen Ursprungs, verfaßt von einem Angelsachsen, dargestellt von Romanen, vor Zuschauern bajuvarischen, slavischen, finnischen Stamms: denn

Czechen und Ungarn fehlten nicht unter den habsburgischen Officieren.

Dem Schwindel des angeblichen Grabes der Giulia Capulet fiel ich nicht zum Opfer. In dem ehemaligen Franciskanerkloster, in dessen Garten jener Sarkophag steht, lagerte das k. k. Fuhrwesen; kurz vor meiner Ankunft hatte ein ehrlicher Feldwebel einer empfindsamen Dame, welche hier nach „Romeo und Julia" fragte, erwidert: „bei meiner Compagnie steht er net und die Marketenderin heißt Nanni, net Juli."

Von Verona ging ich nach Venedig: der Zauber des ersten Anblicks des großen Canals in der Beleuchtung eines wunderschönen Sonnenuntergangs, der Zauber von San Marco im Vollmondschein, die Marcuskirche — eine kleine Van-Welt für sich — machten mir den mächtigsten Eindruck; besonders auch das Volksleben, das sich am späten Abend bis gegen Mitternacht auf jenem unvergleichbaren Platz entfaltete; eine Straßensängerin, la filomela di San Marco, sang so ergreifend, wie ich kaum je erste

Künstlerinnen singen gehört. Uebrigens war der in Verona von der gewaltigen Besatzung der kleinen Festungstadt niedergehaltene Groll gegen die Fremdherrschaft hier in Venedig sehr deutlich herauszufühlen.

LIV.

Von Venedig führte mich mein Weg nach Ravenna, nicht um des „Kampfes um Rom" willen: ich hatte, ungeachtet der kurzlebigen Wiederaufnahme der Arbeit zu Meran, die Vollendung aufgegeben; auch hätte ich für jenen Zweck doch vor Allem Rom, ferner Neapel aufsuchen müssen, wozu die Mittel in alle Wege nicht reichten, sondern wegen der oben S. 399 angedeuteten wissenschaftlichen Arbeiten.

Freilich zog es nicht nur den Geschichtschreiber der Völkerwanderung in mir, auch den Verehrer des großen Theoderich, den Sagenforscher, den Menschen und was etwa noch vom Dichter an mir lebendig war nach der „Rabenstadt", jener Festung der See und der Sümpfe, die damals von Lagunen und Canälen nahezu so reich durchwässert war wie heute Venedig.

Ich ging über Padua Abends mit der Post — Eisenbahn gab es noch nicht — nach Rovigo. Ueber Nacht trat schlecht Wetter ein, und als ich am Morgen erwachte, glaubte ich in eine Nebelwelt entrückt zu sein. Nebel, Nebel, nichts als Nebel wohin das Auge sah. Aber das Auge sah kaum einen Fuß vor sich hin. Der Po war — in mächtiger Ueberschwemmung — ausgetreten: weithin standen die Niederungen an seinen beiden Ufern unter Wasser: die rings aufsteigenden Dünste vermehrten, verdichteten die ohnehin um diese Jahreszeit hier herrschenden Nebel. Mir war, ich sei in das Reich der Schatten hinabgeglitten und fahre geradeswegs nach Hel: undurchdringliches Nebelgrau allüberall; ich habe die Eindrücke dieser Fahrt später verwerthet, die Flucht der Regentin Amalaswintha aus Ravenna zu schildern (Kampf um Rom II.). Endlich hielt der Wagen an dem linken, dem nördlichen Poufer in Santa Maria Maddalena, dem österreichischen Gränzposten: gegenüber lag der piemontesische: Ponte di Lago scuro (obscuro).

Aber der Ponte, die Brücke, welche früher dem Ort den Namen gegeben hatte, war abgetragen worden, seitdem (1859) die beiden feindlichen Reiche hier gränzten. Auf einer Fähre wurden Reisende und Gepäck übergesetzt. Lange hatte ich auf die Ankunft des Fahrzeugs zu warten: ich saß auf der Holzbank vor dem österreichischen Wachthaus; eine kecke Hand hatte auf die k. k. Lehne herausfordernd gekritzelt: »Evviva il papa non re, evviva Vittorio Emmanuele, re sul Campidolio (sic), evviva Garibaldi!« — es war die Losung der Mailänder Bewegung des letzten Frühjahrs, welche die piemontesische und die (garibaldische) Angriffspartei hatte versöhnen und auch gemäßigte Katholiken durch Schonung des Pabstes gewinnen wollen. Neben jenen politischen Erguß hatte aber eine mehr erotisch angelegte Hand geschrieben: »Si! Vivano tutti quanti! Ma vivano anche Lucia e Teresa!«

Endlich tauchte aus dem Nebelmeere die lang erwartete Fähre auf: mit Mühe erreichten wir sie durch den kniehohen weglosen Uferschlamm watend,

dem Ruf des Führers folgend, der, den Augen unerreichbar, voran schritt. Allein an Bord der Barke, welche uns über den mächtig breit angeschwollenen Strom setzen sollte, erhob sich erst die rechte Schwierigkeit. Der Steuermann sah von dem rechten, dem südlichen Ufer schlechterdings gar nichts: und doch mußte er an einer bestimmten Stelle desselben landen, weil nur an dieser ein jüngst aufgezimmerter Nothsteg über den an jenem Ufer völlig undurchschreitbaren Schlamm führte, der, ein Mittelding zwischen Land, Sumpf und Fluß, sich eine halbe Viertelstunde weit dehnte. Es war, als führen wir auf dem Styx in das wesenlose Reich der Schatten: ringsum keine Farbe, keine Linie, kein fester Körper, auch kein Ton, als das eintönige Plätschern der Ruder. Plötzlich ein jäher Stoß: die Fähre schoß am Vorderbug steil in die Höhe, der Hintergransen sank in die Tiefe, die trüben, gelben Fluthen drangen ein und schwollen über unser zurückkollerndes Gepäck und über uns selbst bis an die Hüften: lange Anstrengung der Ruderer und der (vier) Reisenden be-

durfte es, bis wir das Fahrzeug von der kleinen Schlamminsel, die sich mitten im Strom gebildet hatte, wieder abbrachten. Und unerachtet eines Compasses brauchte der Steuermann nun noch mehr als eine Stunde Zeit, bis er uns endlich drüben landete: aber, von der stark ziehenden Strömung fortgetragen, viel zu weit flußabwärts. Nahe dem Ufer, das wir, völlig durchnäßt und fröstelnd in dem kalten September-Frühmorgen, durch den Schlamm watend, erreichten, halbwegs von dem piemontesischen Bahnhof brannte ein Bauern-Feuer in einer halboffenen Steinrotunde, wo sie den Mais zu rösten pflegen. Dorthin trachteten wir Alle, uns ein wenig zu trocknen und zu wärmen: der nächste Zug ging erst in einer halben Stunde ab. Während nun meine Reisegenossen — ein Engländer und zwei Italiener — ihre Schuhe, Socken und dergleichen an der ihnen eingeräumten Feuerstelle trockneten, staunten sie nicht wenig, daß ich statt dessen aus meinem Ränzlein eine große Zahl handbreiter, beschriebener Zettelein hervorzog und sie

sorgfältig und säuberlich an dem mir zukommenden Streifen des warmen Herdsimses ausbreitete, bei jedem Windstoß, der vom Fluß her in das Halbrund drang, ängstlich bemüht, die soeben halb ertrunkenen vor dem Verbrennen zu schützen. Es waren meine Auszüge aus Prokop, Cassiodor, Jordanis, Paulus Diaconus und Literaturangaben, deren ich bei meinen Arbeiten in Ravenna und in Mailand unerläßlich bedurfte: ich hatte sie daher nicht meinem Kofferlein anvertraut, sondern auf der ganzen Reise stets mit mir herumgetragen. Der Sohn Albions schwieg bei dem seltsamen Gebahren: die beiden Italiener aber rissen die runden Augen weit auf und fragten und antworteten flüsternd unter einander: »è pazzo questo?«

»Si! è Tedesco!« („Ist der ein Narr?" „Freilich: s'ist ein Deutscher!")

Uebrigens trug ich von dort meinen Koffer eigenhändig, eigenschulterig, und eigenfüßig und allein nach dem Bahnhof, da mein deutsches Gemüth und

mein deutscher Geldbeutel sich gleich lebhaft über die Frechheit eines Enkels der Catonen empörte, welcher fünf Lire dafür verlangte, ihn mit mir zusammen die kurze Strecke zu tragen. »Che vuole?« hatte er, im Lachen seine weißen Zähne weisend, gemeint. »Ella non puo fare senza di me!« Das ärgerte mich dermaßen, daß ich, nach einem herzhaften Fluch in meinem gröbsten, ihm leider unverständlichen Alt-Baierisch, mit einer großartigen Handbewegung im Stile der Ristori und mit einem majestätischen: »Vedremo« den Burschen zur Seite schob und die Last allein trug. Mit Staunen erkannte der Facchino, daß man auch zu unverschämt sein könne. Und da das Erstaunen der Anfang der Weisheit ist, habe ich ihn vielleicht als einen weiseren und besseren Mann zurückgelassen. Nach Ponte di Lago scuro gehe ich aber freiwillig in meinem Leben nicht mehr! —

Nun führte mich der Dampfwagen rasch über Ferrara nach Bologna. Ich reiste dritter Classe — aus zwei Gründen: erstens weil das vom „Deutschen

Museum" zu erwartende Honorar der Schonung dringend bedurfte, zweitens, weil mich von dem geringen Volke mehr als von den Signori zu sehen verlangte. So ward ich denn auf dieser Fahrt auch zum ersten Mal Zeuge des mit so hitziger Leidenschaft betriebenen Morraspiels (sofortiges Errathen der Zahl der rasch emporgereckten Finger). In dem säulenreichen Bologna (Bologna la colonnata) konnte mir kein Mensch sagen, ob ich mit dem Eisenbahnzug in Imola, Faënza oder Forlì halten müsse, um die Diligenza nach Ravenna zu treffen! So wenig besucht wird die alte Heldenstadt, daß sie sogar auf dem Bahnhof mir hierüber keine Auskunft geben konnten und mich an die Fahrpost verwiesen. Ich eile auf die Bahnpost: — gleiche Unwissenheit. Ich eile auf die Polizei: gleiches Staunen über einen Reisenden, der den abenteuerlichen Einfall hat, nach Ravenna zu wollen! »Ma che vuole à Ravenna?« fragte unwillig der Polizei-Officier. »Ninguno mai va à Ravenna! Perche non va à Roma? E molto piu

semplice!« Kurz, in ganz Bologna wußte mir damals kein Mensch zu sagen, wie ich nach Ravenna gelange und auf gut Glück beschloß ich, nach Faënza zu fahren. Hier stieg ich aus, fragte nach der Diligenza nach Ravenna und richtig — es ging keine! Ich hätte eine Station weiter oben, in Forli, aussteigen müssen. So nahm ich denn einen Vetturin, den ich, „herzlich betrübt zwar" (ἀχθόμενός περ) wie eine Extrapost bezahlen mußte, und rollte nun über die staubige Landstraße dahin nach dem Ziel meiner wissenschaftlichen, dichterischen, menschlichen Sehnsucht.

LV.

Ich konnte es kaum glauben, daß ich in wenigen Stunden zu Gaste gehen solle bei Dietrich von Bern, dem ich so viele Gedanken und Träume gewidmet hatte.

Der Weg war höchst malerisch und stimmungsreich: zur Rechten ein Arm des Po, in dessen morigen Ufern das hohe schwankende Schilf und anderes Sumpfgewächs wucherte, aus welchem, verscheucht durch die dort zu Lande frei weidenden Rinder (des Romagnolischen Schlages mit den langen, spitzigen, schön gewundenen Hörnern), hie und da der schwarze Reiher langsam aufstrich mit melancholischem lang gezogenem Klageruf und weit ausholendem Flügelschlag. Zur Linken zog sich viele Stunden lang, nur von Gärten und Parkanlagen unterbrochen, eine Reihe von Villen jedes

Stiles und jeder Größe. Aehnlich mag es schon in uralten Zeiten gewesen sein: denn diese Landschaft war schon lange vor dem Emporkommen Roms von Tuskern reich besiedelt. Und in der Zeit, da die sturmfreie, starke Veste die Hauptstadt des sinkenden Römerreiches ward, umgaben sie auf allen Seiten die Villen der Kaiser und der Großen des Hofes: man klagte damals, daß die Häuser, Gärten, Weiher, Jagdparke der Reichen den Raum für die Kornfelder wegnahmen. Im Mittelalter legte der ravennatische Adel hier seine Lustschlösser wie junge Festungen an, wie Vorwerke der immer noch wehrhaften Stadt. Die gegenwärtigen Landhäuser — ich habe in den nächsten Wochen bei meinen Ausflügen viele besucht — stammen meist aus dem XVIII. und XVII. Jahrhundert: ein auf zwei Steinsäulen ruhender Bogen, mit dem Wappen der Familie in der Mitte von stolzen, oft recht künstlerisch gearbeiteten Eisengittern, führt in den Vorgarten mit seinen im französischen Geschmack zugeschnittenen Wiesen, Beten und wider-

natürlich verschorenen Taxushecken. Breite, mit weißem, gelbem, rothem Sande bestreute Fahrwege laden in der Mitte und den beiden Flanken des Gartens zu dem Landhaus: diese Wege müssen nach Landessitte eingefaßt sein von hohen, ragenden, düstern Cypressen, Thujen und Pinien: — Bäumen von oft ehrwürdigem Alter, die dem Ganzen einen Anflug schmerzlicher, aber vornehmer Trauer, tiefer, aber stolzer Melancholie verleihen: es ist, als ob der italienische Nobile sich drei Jahrhunderte hindurch die Trauer um sein zerrissenes, ohnmächtiges, verpriestertes und von Spaniern, Franzosen, Habsburgern verknechtetes Vaterland habe schwermuthvoll vor Augen pflanzen wollen.

Das Haus wiederholt dann in der mittleren Stirnansicht den stattlichen Bogen und die Säulen der Garten-Einfahrt in einem breiten, bedeckten Vorsprung zur Einfahrt der Wagen: — ehedem zu dem Absetzen von Sänften. Von hier tritt man, oft auf breiten Stufen schönen Marmors, in ein rundes

Atrium von Marmorgetäfel: antike, häufig aber auch sehr zopfige Statuen und Büsten empfangen uns in den tiefen Nischen der Seitenwände, in welchen Thüren in die Wirthschafträume führen. In der Mitte steigt eine Doppeltreppe, mit Orangen-, Limonen-, Lorber- und Oleander-Bäumen in prunkenden Kübel-Geschirren von „Fayence“ (aus dem nahen Faënza) besetzt, zu einem prachtvollen Empfangsal empor, der, eine reichere Wiederholung des Atriums, die von den Ahnen ererbten Kunstschätze des Hauses in Nischen, in die Wände eingemauert oder auf Mosaik-Tischen, zu Schau stellt und durch eine Glasthüre sich auf einen Balcon öffnet, der, oft in der Weise der Venetianischen Loggien, reich mit Blumen geschmückt, den Anblick über den Garten hinweg in die träumende Campagna gewährt. Hinter diesem Empfangsal liegen dann der eigentliche „Salone“, der Speisesal, und zu dessen beiden Seiten in breiten Flügeln die übrigen herrschaftlichen Gemächer des Hauses, auch die (für unsere Ansprüche viel zu kleinen) Schlafräume,

alle trefflich gegen die Hitze geschützt: das Haus, viel mehr in die Breite als in die Höhe gebaut, zählt über dem Erdgeschoß meist nur Ein Stockwerk.

Aber freilich: nur noch recht wenige dieser Villen haben sich in so reichem, glänzendem Bestand erhalten.

Viel, viel häufiger sind die Fälle, wo das Eisengitter vor dem Garten arge Zahnlücken zeigt: das marmorne Wappenschild ist mitten durchgeborsten, von wucherndem Epheu verdeckt, die Bete sind verwildert, der bunte Fahrweg dicht mit hohem Grase bewachsen — schon lange drückte hier keine Carrozza mehr ihre Radspeichen ein! — und vor die Fensterräume des verödeten Hauses sind — statt der Glasscheibe — Tischplatten, Bretter, Latten angenagelt!

Auch die reicheren Nobili gehörigen Villen stehen, obzwar besser erhalten, leer: die Familie lebt, je nach ihren politischen Neigungen, zu Wien oder zu Turin, oder Florenz, zu Rom im Schatten des Vaticans, oder zu Paris. Oft sind es mehrere hundert Jahre, daß über diesen Marmorestrich die letzte Seidenschleppe

geraufcht, in jenen prachtvollen Kronleuchtern von geschliffenem venetianischen Kristall (di Murano) kein Wachslicht mehr gefunkelt hat.

Manche Häuser sind völlig aufgegeben: die Thüre des verrosteten Eisengitters hängt halb aus den Angeln; in die Mauer daneben ist ein mannsbreites Loch gebrochen; in dem Becken des längst vertrockneten Springbrunnen und auf dem zerbröckelten Triton huschen die schlanken, hellgrünen Eidechsen; der Herbstregen schlägt in die zerbrochenen Fenster, zu der ausgehobenen Hausthüre herein; und braucht der Bauer da nebenan ein Brett oder eine mächtige Steinplatte zur Ausflickung seiner casella, so holt er sie ohne Besinnen aus dem verlassenen Bau eines unbekannten verschollenen Eigenthümers.

Die kleinen Bauernhäuser, meist jenseit der Straße und des Flusses, sehen höchst ärmlich und elend aus, ungleich erfreulicher dem Maler als dem Besitzer und dem Steuerbeamten! Und schon hier verwenden, wie in der Campania von Rom, die Land-

leute im ausgedehntesten Maß antike Baustücke und Bildwerke zu den niedrigsten Zwecken ihrer wirthschaftlichen Bedürfnisse: aus altrömischen Tempeln, Altären, Grabmälern, Säulen, Reliefs sich Steinplatten brechend. Warum sollten sie auch nicht, da ja zu Rom selbst Jahrhunderte lang die Colonna und Orsini und Barberini ihre Trutzburgen aus dem gleichen Stoff der ewigen Stadt emporgethürmt, ja die Päbste antike Statuen und Säulen des edelsten Marmors zur Kalkbrennerei verwerthet haben? Quod non fecere barbari, fecere Barberini! Die Ostgothen haben die römischen Denkmale vor der Barbarei der Quiriten geschützt (siehe Könige III. S. 168f.) und auch die Vandalen, mit deren Namen man ganz unverdientermaßen das Aeußerste von barbarischer Zerstörungswuth bezeichnet, haben in den wenigen Tagen ihres Waltens in Rom zwar geplündert, aber Rom so wenig „zerstört“ (eine ganz unsinnige Vorstellung!), daß fast ein Jahrhundert nach ihrem Abzug Cassiodor noch den Ausdruck brauchen kann, die eherne und marmorne

Bevölkerung der Stadt sei fast eben so zahlreich als die lebendige.

Man gewöhnt Alles. Aber das erste Mal war ich doch erstaunt, als ich bei einer meiner Wanderungen durch die Campagna von Ravenna in eine Bauernhütte tretend, um einen Becher Weins zu bitten, die Steinschwelle des elenden Obdachs aus nichts Geringerem bestehend fand, als aus der Grabtafel eines römischen Ritters. Der Steintisch aber, auf den ich den Biechiere des dunkelrothen, herben Weins stellte, erwies sich als das abgesägte Capitäl einer schönen korinthischen Säule, deren stolz geschweifter Akanthos noch völlig erkenntlich war.

LVI.

Auf der ganzen Reise empfing ich nirgend — auch nicht in dem zauberhaften Venedig — so mächtige, tiefe und mannichfaltige Eindrücke wie zu Ravenna.

Sagenhafte Vorzeit und lebendigste Gegenwart drangen zugleich gewaltig auf mich ein.

Man mag Ravenna die Stadt der Todten, der großen Todten nennen: aber damals — Ende September 1862 — wogte durch die sonst ausgestorbenen Straßen lärmende Fülle des Lebens.

Vor Kurzem hatte hier, wie überall in den Marken, die Volksabstimmung stattgefunden über das künftige endgiltige Geschick dieser von den Piemontesen besetzten Städte und Landschaften: fast ohne jede Ausnahme war sie zu Gunsten des Anschlusses an den

werdenden Nationalstat ausgefallen! An allen Häusern las ich die aufgemalte oder mit Stempeln aufgeprägte Abstimmung: »evviva Vitorio Emmanuele il nostro rè legittimo eletto!« Mit welch bitterem Weh im Herzen beneidete ich die Italiener um diese erreichten Ziele, während daheim in Deutschland weder Habsburg noch Hohenzollern noch die Mittelstaten irgend etwas thaten, die Einung des deutschen Volkes herbeizuführen: vielmehr wachte ja jede dieser drei Gruppen eifersüchtig auf jeden Schritt der beiden anderen in solcher Richtung, fest entschlossen, ihn zu vereiteln. O Jammer und Schmach dieser Zeiten! An jenes Elend, an die deutsche Schande jener Tage muß man die Undankbaren, die Vergeßlichen erinnern, welche heutzutage — 20 Jahre nach der Herstellung des deutschen Stats! — den unvergleichlichen Mann, der ihn geschaffen hat, den Fürsten Bismarck, von sich stoßen und verunglimpfen.

Mag bei jener Volksabstimmung (— ich halte nicht viel auf diese Komödien seit der Abstimmung über

Nizza und der französischen von 1870! —), bei der General Cialdini zu Land und Admiral Persano zu Wasser Schildwache standen, „die Unabhängigkeit der Aeußerungen zu schützen“, piemontesischer Druck nicht ganz gefehlt haben: — zweifellos war mit verschwindenden Ausnahmen (dem größten Theil der Geistlichen und den von diesen geleiteten Gruppen, z. B. der völlig unwissenden und armen Landbevölkerung) alles Volk der Marken begeistert für den Anschluß an das junge Königreich, vielleicht noch treffender ausgedrückt: für das Loskommen von dem Kirchenstat, der von seinen Angehörigen im höchsten Maße gehaßt zugleich und verachtet war. Ohne Frage war es der elendiglichst verwaltete von allen Reichen Europas. Alle, aber ausnahmslos alle Ravennaten, die ich sprach, Kaufleute, Gewerktreibende, Beamte, Gelehrte, Künstler, adelige Gutsbesitzer und viele Bauern, ja sogar einzelne Geistliche stimmten überein in der feuereifrigen Erklärung, daß, auch abgesehen von der nationalen Frage, alle Bedürfnisse des Volkslebens, geistige, sitt-

liche, wirthschaftliche auf das Allerdringendste die Errettung aus der elenden Priesterherrschaft fordern.

„Gehen Sie durch unsere Straßen," antwortete auf meine Fragen ein Kaufmann, „und Sie werden nicht mehr fragen. Sie sehen, wie verrottet und stockig, wie verödet und vergessen, wie verfallen, wie zurückgeblieben das arme Ravenna ist: ebbene, das hat nur Eine Ursache: il governo papale und nur eine Abhilfe, il fine del governo papale. Unsere Canäle versumpfen, unsere Straßen vergrasen, unsere Brücken brechen unsere öffentlichen Gebäude verfallen: — weder thut der Stat etwas, noch duldet er, daß wir uns selbst helfen, wozu wir uns oft erboten: das sind „Neuerungen", das ist „Freimaurerei" (!), das sind „Anmaßungen der Unterthanen und Eingriffe in die Verrichtung des States", — der aber nichts verrichtet. Wir brauchen so nothwendig wie die Luft zum Athmen den Anschluß unseres Hafens an die Eisenbahnlinie Ancona-Bologna, wir sind ja ganz abgeschnitten von der Welt: man weiß in Bologna kaum, wie zu uns

gelangen (das konnte ich leider bestätigen). Es sind nur vier Stunden von Faënza bis an unser Meer, sofort würde solche Verbindung unsere Stadt wieder in Blüthe bringen, während, in Ermangelung jener kurzen Strecke, die Umfahrung auf der Hauptlinie Bologna-Rom uns noch den letzten Stoß geben mußte: dringend baten wir darum seit Jahren: Alles umsonst. Monsignore Antonelli liebt sie nicht, die Eisenbahnen, und braucht das Geld zu frommen Zwecken, z. B. zur Unterstützung der Zeitungen, welche gegen den nationalen Stat schreiben. Italien aber baut jetzt bereits die Eisenbahn: in zwei Jahren wird sie fertig sein und allora Ella vedra Ravenna!"

Die Stadt war damals überfüllt von Soldaten: ein General hielt Truppenschau über 12000 Mann. In Folge dessen fand ich weder in der spada d' oro, noch in dem albergo della Posta Unterkunft und erreichte mit Mühe, daß mir die Wirthin des ersteren Gasthauses in einem ihr gehörigen Wirthschaftsgebäude in einer fernen Vorstadt ein klein Kämmerlein anwies.

Hier erlebte ich in der Nacht ein drollig Abenteuer.

Schon in Bologna und auf der Fahrt nach Faënza sowie von meinem Vetturino hatte ich stundenlang „Räubergeschichten" zu hören bekommen: der »brigantaggio«, Anfangs von bourbonischem Geld unterstützt und als eine Art von Contra-guerrilleria gegen die Garibaldinischen Freischaren verwendet, bestand nach Erlöschen jener Bedeutung „unentwegt, voll und ganz" (wie die fortschrittlichen Zeitungen zu sagen lieben) fort, lediglich als Privatunternehmen der Herren Briganti und zumal hier, in den Marken, griff es mit solcher Keckheit um sich, daß die Bauern und Gutsbesitzer in steter Angst lebten. Besonders der Capitano Altino war gefürchtet, der, wie der selige Fra Diavolo, den Carabinieri mit wahren Zauberkünsten sich zu entziehen und zu verbergen verstand und jedesmal gerade, wann deren Streifschar ein »paese« verlassen hatte, in demselben auftauchte, die von den Märkten mit dem Erlös ihrer Wein- oder Mais- oder Polenta- oder Oliven-Aerndte heimreisenden

possessori aufhob und ausplünderte oder sogar in den Villen und „Caseine“ bei hellem lichten Tage mit gewaffnetem Geleit einsprach, die Bewohner festnahm und nur gegen Bezahlung großer Summen freiließ; Malern und anderen habeleeren Reisenden, wie ich einer war, welche die Campagna durchstreiften, that er nichts zu leide. Erst vorgestern hatte er aber in einer nahen Villa, »casa grassa«, eine halbe Tagesreise von Ravenna, mit zehn »amici« den possessore und dessen Familie bei'm pranzo überfallen: sie banden die Männer, tanzten mit den drei Mägden im Speisesal einen „Rondinello“, aßen und tranken die eben aufgetragenen Schüsseln und Flaschen leer, holten sich noch ein Fäßlein »Nero« aus dem Keller dazu, und verabschiedeten sich sehr höflich, nachdem der Hausherr den Schlüssel zu seinem Geldschrank abgegeben und — nach Ausräumung auch der geheimen Fächer — zurückerhalten hatte. Ich bezweifelte diese Geschichten, wegen der überall blitzenden Bajonette der Piemontesen und fragte, ob denn nicht

Streifscharen angewendet würden? „O ja," erwiderte der Wirth der spada d' oro: „aber lange Zeit nur bei Nacht, weil sie es am Tage nicht für nöthig hielten. Da raubten die Briganti selbstverständlich bei dem schönsten Sonnenschein. Und wenn jetzt eine Streifschar bei Tag auszieht, so wissen sie genau die Richtung und arbeiten in der entgegengesetzten. Erst vor einigen Tagen drohte ein possessore, als sie ihn in seiner cascina gebunden hatten, er rathe ihnen, sich zu packen, Bersaglieri seien ganz in der Nähe, eben erst seien sie bei ihm gewesen. „Eben deßwegen," erwiderte der Capitano, „jetzt kommen sie vor 6 Stunden nicht wieder. Sie, Signore, dürften daher um uns ganz unbesorgt sein."

Nichts als solche Geschichten hatte ich den ganzen Tag gehört: kein Wunder, daß sie meine Einbildungskraft beschäftigten. Als mich nun in später Nacht ein barfüßiger ragazzo in die finstere Spelunke eingewiesen hatte — sie bestand nur aus dem Erdgeschoß — bemerkte ich, bei dem Schein eines Stümpfleins Wachslicht, —

neben unglaublichem Schmutz des ganzen Gebäudes — an der Hausthür deutliche Spuren, daß Schloß und Riegel mit Gewalt abgerissen waren und ebenso an der Pforte meines Kämmerleins. Das Häuslein stand ganz allein: Wiesen und Maisfelder ringsum, bequemer konnte es der capitano sich gar nicht wünschen, wollte er Beliebiges mit mir anfangen. Ohne Furcht zwar und halb lächelnd über meine Banditengedanken, legte ich doch mein altes Jagdmesser griffgerecht neben mich, bevor ich mich auf den von der gutherzigen Wirthin mitgesendeten Decken auf dem Steinestrich niederlegte und einschlief. Bald weckte mich ein seltsam Geräusch. Ich hörte, wie Jemand vorsichtig, langsam, von der Hausthüre her den Gang, der zu meiner Kammer führte, entlang näher und näher schlich, an den Wänden sich vorwärts tastend: war es doch stockfinster. Ich sprang auf, zündete mein Kerzlein an und stellte mich (in einfachster Nachtgewandung!) an meine — unverschließbare — Thüre das gezückte Waidmesser in der Rechten. In dieser ro-

mantisch-dramatisch-schauerlichen Stellung kam ich mir nun aber selbst so lächerlich vor, daß ich, mit einem Anflug heiterer Laune, dem Herausschleichenden — auf deutsch! — entgegenrief: „Wünschen Sie vielleicht Mord?“ Ich hatte keine Antwort erwartet: wie groß war daher mein Erstaunen, als mir der Bandit im reinsten Schwäbisch erwiderte: „Noi: Aber Liacht!“

Es war ein junger Maler aus Reutlingen, der, von der Wirthin ebenfalls in dieses gemüthliche Nachtquartier verschickt, an der Hausthüre von dem ragazzo verlassen, im Finstern mühsam seinen Weg suchte. Wir lachten herzlich über die Art unserer Begegnung und unternahmen in den folgenden Tagen manchen Streifzug durch die Campagna mit einander, wie wir denn alsbald auch beide in die Spada d' oro selbst, nach dem Abmarsch des Herrn Generals, der hier sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, übersiedelten.

LVII.

Mehrere Wochen blieb ich nun in Ravenna; des Vormittags über von 8—3 Uhr arbeitete ich in dem Archiv, dann ging es, nach rasch erledigtem Pranzo, in die Campagna hinaus, oft in die Pineta, und oft in die wunderbare »basilica San Apollinare in classe fuori«.

Meine Empfehlungsbriefe aus München (von dem Bibliothekdirektor Professor Karl (von) Halm, dem Oberbibliothekar Föhringer und dem Bibliothekar Thomas, gütigen Freunden und Gönnern von mir, denen ich hier in ihre Gräber noch meinen Herzensdank für so manche Förderung nachrufe) für Ravenna und für Mailand waren kaum erforderlich: mit der liebenswürdigsten Gentilezza nahmen überall die italienischen Herren in den Archiven und Bibliotheken den

unbekannten jungen Menschen auf, sobald er sich als Privatdocent vorstellte. Ja, in Ravenna ging das Vertrauen des ehrwürdigen Monsignore Terlazzi, custode ed archivario, den ich im Priesterornat in seiner Kirche fand, so weit, daß er mir alle Säle des Archivs in dem erzbischöflichen Palast zur unbeschränkten und völlig unüberwachten Benutzung überwies: ich durfte mir, nachdem er mich am ersten Tag eingeführt, jeden Morgen die Schlüssel zu den Sälen und zu den Schränken abholen und nun ganz allein hier arbeiten bis 3 Uhr, wann ich die Schlüssel wieder zurückbrachte.

Es waren schöne, poesie- und stimmungsvolle Stunden, die ich, völlig ungestört, in dem hochgewölbten alterthümlichen Gemach verbrachte: die Bogenfenster blickten über einen stillen cypressenreichen Klostergarten weithin über die schilfigen Niederungen des Po: feierliche, schwermuthvolle Stille waltete in dem weitläufigen Palast, in seinen Höfen und Gärten, in welchen sogar die geschwätzigen Brunnen längst ver-

stummt waren. Ich und einige muntere Eidechsen, die sich auf den breiten Fenstersimsen sonnten, waren die einzigen Bewohner des stolzen Gebäudes. Ich hätte nach und nach in meiner Ledermappe das ganze Archiv davontragen können.

Ich fand darin mehr und weniger als ich erwartet hatte.

Mehr: denn ich entdeckte eine Anzahl (damals) noch ungedruckter oder doch unverwertheter Pabstbriefe aus dem VII. und VIII. Jahrhundert, gerichtet meist an die Metropoliten von Ravenna, mit wichtigen Angaben über die Verhältnisse der Curie zu Ravenna, zu den Byzantinern, zu den Langobarden und zu den Arnulfingen im Frankenreich.

Aber dafür schlug mir eine liebe Hoffnung fehl.

Ich wußte, daß in diesem Archiv mehrere Papyros-Rollen aus dem Ende des V. und dem Laufe des VI. Jahrhunderts lagen, also aus der Zeit Odovakars und des Ostgothenreiches. Ich hoffte nun, einzelne jener Urkunden entziffern zu können, vielleicht

andere aus der gleichen Zeit zu entdecken. Allein alle meine Fragen nach weiteren Papyros beantwortete Monsignore Terlazzi mit Kopfschütteln. Ja, es waren früher noch viel zahlreichere vorhanden, wie aus dem alten Katalog hervorging. Jedoch das Archiv ist wiederholt abgebrannt und dabei sind ganze Truhen voll alter Handschriften zu Grunde gegangen. Diese Brände sind aber auch die Ursachen der fast völligen Unlesbarkeit der erhaltenen Papyros, die, unter Glas, in Rahmen aufgezogen, an den Wänden des Sales hangen. Diese waren in einer Metallkiste aufbewahrt gewesen und obzwar diese nicht schmolz in den Flammen, ließ sie doch die Hitze in solchem Maße durch, daß die dunkle Farbe des Atramentum hell wurde und umgekehrt der Papyros so dunkelbraun vergilbte, daß es fast unmöglich ist, die Züge der Buchstaben auf dem dunklen Grunde zu unterscheiden. Ich gab mir viele Tage lang die größte Mühe, auch mit der Lupe: — um so eifriger erpicht, als einzelne lesbare Wörter den Inhalt fast aller Urkunden als

einen juristischen erkennen ließen: es sind ohne Zweifel Verträge über Schenkung, Kauf und Verpfändung von Liegenschaften mit ihrer Zubehör von Unfreien und Vieh, errichtet und aufgenommen vor der Curia von Ravenna und zum Theil aus der Gothenzeit, wie gothische Namen in den Unterschriften erkennen lassen. Ist uns doch eine Schenkungsurkunde Odovakars — über Landgüter auf Sicilien — zu Gunsten eines Grafen Pierius erhalten, der siebzehn Monate später an der Adda tapfer für seinen König fechtend fiel. Mit einer Art von boshaftem Mitleid lächelte der gute Prälat zu meinem hartnäckigen Eifer, die verblichenen Schriftzüge zu verfolgen: »No! ella non farà niente«, sprach er. »Vi sono stati gia il Niburrio ed il Cardinale Mayo e tutti quanti ed hanno voluto spiegarli: ma mica, mica, mica!«

Und es war, als habe er seine Freude daran, daß seine verschwiegenen Urkunden ihre Geheimnisse so gut bewahrten: — ein seltsamer Standpunkt für

einen Archivar! Ich trug sie ihm aber nicht nach, diese patriotische Schadenfreude über die Barbaren, welche da meinten, sie brauchten nur über die Berge zu steigen, um zu lesen, was das gelehrte Italien dreizehn Jahrhunderte hindurch zu enträthseln nicht vermocht hatte. Ich nahm zuletzt den freundlichsten Abschied von dem vertrauenreichen Custode und seinen Urkunden in den stillen, kühlen Steinhallen: er und sie stehen mir in dankbarem Gedenken.

Schwach bestellt war es dagegen mit Kritik und Methode eines seiner Unterbeamten; derselbe zeigte mir in der Waffensammlung neben dem Archiv einen allerdings außerordentlich schönen und reichen Brustharnisch, mit den stolzen Worten: »ecco il corazzo d' Odoacre, primo re d' Italia.« Erstaunt fragte ich, wie er denn dies Eigenthumsverhältniß beweisen könne? Unverzagt kam die Antwort in raschest fließendem Italienisch: „es kann gar nicht anders sein. Der Corazzo ist gefunden worden in dem alten jetzt halb versumpften Bedese nahe der Brücke bei Candiana.

Sie wissen, daß der letzte große, nahezu siegreiche Ausfall Odovakars (am 9. Juli 491) in dieser Richtung erfolgte. Sie werden wohl nicht von Odovakar glauben, daß er bei dieser letzten Anstrengung zu Hause in seinem Bette blieb, ꝛc.? Also! Wem anders als dem Vornehmsten konnte dieser reiche Panzer gehören? Dunque al re stesso. Das ist doch sonnenklar.“

Ich schwieg. Warum dem guten Prete seinen Glauben erschüttern? Ich schluckte also das kleine Bedenken hinunter, daß der Held, der bekanntlich nicht in jener Schlacht fiel, sondern später ermordet wurde, schwerlich doch im Kampf seinen Brustpanzer werde weggeworfen haben, etwa um leichter zu fliehen! Und das große Bedenken verschwieg ich erst recht, daß mir die kunstreiche Arbeit aus der Spät-Renaissance, etwa von Benvenuto Cellini, herzurühren schien.

LVIII.

Alle Stunden, welche ich nicht im Archiv verbrachte, waren der Stadt, der Landschaft gewidmet und der großartigen, tief schwermüthigen Poesie, welche beide erfüllt.

Ravenna ist die Stadt der Todten, der großen Todten, von Galla Placidia und Theoderich bis auf Dante! Ein Historiker und Poet dazu, mit Vorliebe für die Zeit der Völkerwanderung, wandelt hier auf ihrem heiligen Boden: kaum Rom selbst ist für jene Jahrhunderte wichtiger. Schon Augustus hatte die schwerwiegende Bedeutung der Bucht hier an der Adria erkannt und sie in einen Kriegshafen für 350 Trieren — die Hälfte der ganzen Flotte — umgestaltet. Später ward diese Meeresveste ein Hauptbollwerk für Italien gegen die Barbaren im

Nordosten: waren Verona und die Etschlinie, auch die der Adda und des Isonzo verloren, so deckte die unbezwingliche See-Festung noch die des Po: von der Ostseite geschützt durch die beiden Hafen Classis und Cäsarea, auf allen anderen durch ein Gewirre von Sümpfen, Gräben, Canälen, Lagunen und Armen des Po, in welchen der Angreifer verderben mußte. Ravenna konnte vor Erfindung der Feuerwaffen nur durch Hunger bezwungen werden: und dies war ausgeschlossen, so lange die Verbindung mit dem Meer offen stand. So hat denn auch Theoderich der Große den heldenhaften Widerstand Odovakars nach drei Jahren der Belagerung erst brechen können, seitdem er durch die zu Rimini genommenen Schiffe den Hafen Classis sperrte.

Der Sieger, von Begeisterung und Verehrung für die antike Bildung durchdrungen, schmückte, wie so viele Plätze Italiens, auch diese seine Hauptstadt mit Kirchen und Palästen. Er erbaute sich mitten in der Stadt eine großartige und feste Hofburg mit

starken Wehrthürmen: die schwermüthigen Ruinen dieses Palastes haben sich erhalten: zinnenbekrönte Mauern, ein Hofraum, zwei runde Thürme. In der von ihm erbauten Basilika San Apollinare hat sich in den späteren Mosaiken (556—569) das vollständige Bild dieses Palastes erhalten mit seinen breiten Marmortreppen, drei breiten durch Vorhänge schließbaren Hallen im Erdgeschoß, schönen Bogengängen (Loggien) im ersten Stockwerk. Die Bilder zeigen ferner Ravenna's Straßen von Menschen, den Hafen Classis von einem dichten Walde von Masten gefüllt.

Das war Ravenna vor 1300 Jahren.

Heute aber sind die beiden volkwimmelnden Häfen Classis und Cäsarea spurlos verschwunden, als hätten sie nie bestanden. Die Buchten, in denen jene vierthalbhundert Dreidecker ankerten, sind so versandet, daß kaum ein Fischerkahn dort der Küste nahen kann. Dichter, heißer Triebsand weht über die Stätte, wo die Werfte von Cäsarea hämmerte und wo einst

Matrosen und Krieger lärmten in den Tabernen von Classis, da wächst aus sumpfigem Morgrund manneshohes Schilf, daraus der halbwilde Büffel den zottigen, starkgehornten Kopf emporreckt.

Und Ravenna selbst — welche Verödung!

Nach Abzug jener gemusterten Soldaten konnte ich sechs, sieben Straßen durchwandern, ohne einen Menschen zu begegnen; vieler Häuser Thüren und Fenster sind geschlossen, offenbar seit lange schon. Die Stadt, in welcher, etwa um das Jahr 100 nach Christus, eine halbe Million gelebt, zählte jetzt (1862) nicht viel über 10,000. Und diese waren arm, stumpf, gleichgiltig, wie von der Welt vergessen, und selbst der Welt nicht denkend. Am hellen Sonntag-Mittag bemerkte ich in der Hauptstraße der Stadt einen großen, dunkeln, weithin übelriechenden Gegenstand; ich trat hinzu, es war eine große Nachteule, die mit ausgespannten Flügeln wohl über 6 Fuß messen mochte und auf dem Rücken lag im Zustand der Verwesung. Ich rief einen Schutzmann herbei, der

malerisch, aber halb schlafend in der nächsten Ecke lehnte: »Ma che cosa è questo?« fragte ich staunend.

»Questo?« sagte der Mann, langsam herankommend und mit seinem Amtstock an das Aas rührend, »ah, non è che una civetta, Signore; ne cadono assai molte dalle torri; questa giace qui gia qualche tempo.« Wie lange mochte sie wohl später noch da liegen?

LIX.

Außer dem Palaste Theoderich's zogen mich in der Stadt zumeist an die alten Basiliken San Agata (aus dem Jahre 417), Giovanni Evangelista (425), San Francesco (440), San Teodoro, von Theoderich erbaut (a. 500), vor Allem aber die beiden dem Schutzheiligen der Stadt geweihten San Apollinare, von Theoderich (510) dem heiligen Martinus errichtet, und San Apollinare in Classe fuori, begonnen 534 von Amalaswintha, Theoderich's Tochter, vollendet aber erst 549, nachdem Ravenna durch Betrug in die Hand Belisar's gespielt war, der dem wackern Vitigis und seinen Gothen weisgemacht hatte, er wolle als ihr König sich gegen Byzanz empören! Diese Kirche liegt etwa eine Stunde vor den Thoren des jetzigen Ravenna: der melancholische Weg dahin führt

durch Sand, Sumpf und Heide. Die Basilika allein hat sich erhalten aus all' den Tausenden von Häusern der Hafenstadt: nur ein gewaltiger Wartthurm aus der Gothenzeit, rund, mit dicken Mauern und zahllosen Pfeilscharten, steht noch, getreulich Wache haltend, neben der verwaisten Kirche: wie ein greiser Hildebrand neben einer entthronten Königin. Tritt man aus dem prachtvoll mit Gold und Edelgestein geschmückten Tempel und sieht das öde Heideland, das ihn jetzt auf allen Seiten umgiebt, an Stelle der Prachtgebäude, die ihn einst umgürtet, so begreift man, wie das Gefühl der Vergänglichkeit aller Erdengröße eine schwärmerisch asketische Seele wie die Otto III. gerade an dieser Stätte besonders ergreifen und zur Buße in Sack und Asche stimmen konnte. Der Kaiser erwartete damals hier das Ende der Welt und die Wiederkehr Christi (ich habe das viele Jahre später verwerthet in meiner Erzählung „Weltuntergang", Leipzig 1890).

In der Stadt besuchte ich am häufigsten die Basilika

San Vitale, die, von Amalaswintha angefangen, (vielleicht ist das Eine Anagramm an den Doppelcapitälen der Säulen das ihrige), erst von Justinian 549 nach dem Vorbild seiner Hagia Sophia zu Byzanz vollendet wurde: mehr als die zahlreichen Mosaiken kirchlichen Inhalts in der Basilika (wie in der vorgenannten) beschäftigte mich das Bild, welches Justinian und Theodora darstellt, denen ein Zug von Priestern und Vornehmen Weihegeschenke darbringt: man kann sich unter den letzteren Belisar, Narses, Petrus und Cethegus, den Präfecten von Rom, vorträumen. Das Gesicht des Pandektenkaisers ist ziemlich ausdrucklos, aber in den Zügen der Circusdirne auf dem Thron, eines der begabtesten und verworfensten Frauen der Weltgeschichte, ist sowohl Schönheit als Geist und Willenskraft zu entdecken: sie war ein dämonisches Weib.

Die Asche einer andern Frau von weltgeschichtlichen Schicksalen birgt das Mausoleum der Galla Placidia: Tochter des großen Theodosius, Schwester des Honorius, von Alarich bei der Eroberung Roms

gefangen, aber um ihrer strahlenden Schönheit, ihrer Bildung und Geisteskraft willen von Alarich's Nachfolger, Ataulf (dessen Schönheit ebenfalls gerühmt wird), zur Gattin und Königin erhoben; zu Narbonne ward das Beilager mit unerhörter Pracht gefeiert unter Verbindung römischer und gothischer Formen: denn diese Vermählung sollte sinnbildlich die auch von Ataulf (wie von dem großen Theoderich) geträumte Verschmelzung der römischen mit der germanischen Welt darstellen: allein auch dieser Versuch endete tragisch wie der von Theoderich im Großen gewagte: das Knäblein, das die Kaisertochter dem Germanenkönige gebar, starb, Ataulf selbst ward bald ermordet, ein roher Römerfeind folgte ihm, der die Wittwe zwang, zwölf Meilen in Ketten zu Fuß vor seinem Wagen im Staub der Heerstraße einherzuschreiten. Nach dessen Untergang ward sie gegen 600,000 Scheffel Weizen ihrem Bruder zurückgegeben, der die Widerstrebende seinem besten Feldherrn, Constantius, vermählte. Diesen beherrschte sie bis zu

seinem Tode so schrankenlos wie ihren Bruder, der der schönen Schwester so warme Liebe zuwandte, daß die Zeitgenossen der Geschwister darum schalten. Plötzlich verwandelt sich aus räthselhaften Gründen — aus Eifersucht? — des Kaisers Liebe in tödtlichen Haß: aber die Ehrgeizige räumt nicht freiwillig den altgewohnten Herrschaftbesitz: erst nach blutigen Gefechten in den Straßen von Ravenna erliegen ihre Anhänger, sie flieht nach Byzanz zu ihrem Neffen Theodosius II., erfährt dort alsbald den Tod des Honorius und die Nachfolge eines Anmaßers, bewegt den Neffen, jenen durch ein Heer zu vernichten und ihren sechsjährigen Knaben Valentinian III. zum Kaiser des Westreichs zu erheben: im Namen dieses Schwächlings beherrscht sie noch einmal 25 Jahre lang die römische Welt: 440 baute sie sich dies Mausoleum, 450 ward sie darin beigesetzt, in der Mitte zwischen den beiden Sarkophagen ihres zweiten Gatten und ihres liebenden und hassenden Bruders: das Grab ihres Jugendgemahls liegt fern in Barcelona!

Das einzige Licht in dem niedrigen Gewölbe, das so viele widerstreitende Leidenschaften einschließt, fällt gerade auf den Sarg, in welchem dies Weib ausruht von einem Leben, das zwischen den höchsten Höhen und den dunkelsten Tiefen des Geschickes geschwankt hat. Es ist düster und schaurig in dieser Gruft: die schwermüthigen, christlichen Wahrzeichen der Mosaik, welche die Allvergänglichkeit lehren, sprechen bedeutsam an dieser Stätte, und schwer lastet der Druck der Marmorwölbung auf der Seele.

Gehört dies in meine „Erinnerungen"? O ja, denn ich habe mich Jahre lang mit dieser Lebensgeschichte getragen als Gegenstand eines geschichtlichen Romans. Allein es fehlt die Einheit des Beweggrundes der Heldin: Vaterlandsliebe? Zu unwahr. Sinnlichkeit? Als Haupttriebfeder zu unschön. Herrschsucht, welche Schönheit und Sinnlichkeit nur als Mittel verwendet? In meiner „Fredigundis" bereits dargestellt. So ruhe denn in Frieden, Galla Placidia, Kaisertochter, Kaiserschwester, Gefangne, Sinnbild

der Völkerverschmelzung, Gothenkönigin, mißhandelte Königs-Wittwe, Gattin und Beherrscherin eines ungeliebten Gemahls, Beherrscherin eines allzu zärtlichen Bruders, Empörerin wider diesen, Flüchtlingin, Beherrscherin ihres Neffen und nochmal Beherrscherin des Abendlands durch den beherrschten Sohn: — ruhe in Frieden, Galla Placidia: ich will ihn dir nicht verstören, indem ich dich auferwecke von den Todten.

LX.

Aber noch ein anderer im Leben ruheloser Geist fand hier die ewige Ruhe: der Gewaltige, der die Hölle geschaut: Dante.

Verbannt aus der undankbaren Vaterstadt Florenz, verlebte er die letzten Jahre unter dem Schutze des ravennatischen Adelsgeschlechts der Polenta und starb hier am 14. September 1321. Das Grabmal, 1482 durch Pietro Lombardi errichtet, ward später in einen unbedeutenden Kuppelbau umgewandelt: das Größte daran ist die Erinnerung und die stolze Grabschrift, die Dante selbst für seinen Sarkophag gedichtet hat:

Jura Monarchiae, Superos, Phlegetonta Lacusque
Lustrando cecini voluerunt fata quousque.
Sed quia pars cessit melioribus hospita castris,

Auctoremque suum petiit felicior astris,
Hic claudor, Dantes, patriis extorris ab oris,
Quem genuit parvi Florentia mater amoris.

Undank ist großer Männer Lohn. — —

Am häufigsten war ich gewallfahrtet zu dem Grabmal meines großen Helden Theoderich, welches Amalaswintha dem Vater errichtet hat, eine Viertelstunde etwa vor der Porta serrata: eine zehneckige Rotunde, die riesige Kuppel von 34 Fuß Durchmesser und einem Gewicht von 2 Millionen zweihundertachtzigtausend Pfund ist ein Monolith, d. h. aus einem einzigen (istrischen) Felsen gehauen: hier ward der Sarkophag des Königs beigesetzt, es soll die jetzt in seinen Palast eingemauerte antike Badewanne von rothem Porphyr gewesen sein. Das Gebäude steht in einem verwilderten Garten, dessen Trauer und Stille gut zu der Bedeutung des Denkmals paßt. Die wuchtigen Quadern des Unterbaues machen den Eindruck von ernster, schwerer Kraft und Würde; zu dem oberen Stockwerk, das freien Ausblick

über die Stadt und weithin über die Ebene bietet, steigt man von außen auf Mamorstufen empor. Das Innere ist leer und schmucklos.

Das Erdgeschoß war damals fußhoch überschwemmt von dem Wasser des Po-Canals, das in den Garten gedrungen war. Das verhalf mir zu einer werthvollen lieben Erinnerung. Bei dem letzten Besuch, den ich dem todten Helden am Abend vor meiner Abreise abstattete, bröckelte unter meinem Tritt einer der Schreitsteine, welche gelegt waren, den Eintritt über das Wasser hin zu ermöglichen: da klang es wie Metall, ich bückte mich und hob aus einer Spalte des zersprungenen Ziegels eine Bronzemünze (Kupferbronze) mit starken Spuren ehemaliger Vergoldung. Ihr Avers zeigt ein mit einem Diadem geschmücktes weibliches Brustbild, aus dessen rechten Arm ein Bambino emporragt: es ist Constantina, die Gemahlin des Kaisers Mauritius und ihr Knabe Theodosius: die Umschrift, in voller Uebereinstimmung hiemit, ist leicht zu erklären: D[ominus N[oster]

M[auritius] P[erpetuus] A[ugustus], auf der Rückseite steht ein Anagramm und „Ravenn": die Münze ward ohne Zweifel geprägt von Mauritius Tiberius, dem Schwiegersohn des Tiberius Constantinus, im vierten Jahre seiner Regierung, also 586, etwa dreißig Jahre nach dem Untergang des Ostgothenreiches. Theoderich hat durch das Geschenk den deutschen Wanderer erfreuen wollen, der sich in Forschung und Dichtung so liebevoll in seine Heldengestalt vertieft hat.

LXI.

Nachdem meine Arbeiten im Archiv abgeschlossen waren, eilte ich nach Hause. Das Reisegeld ging zu Rande und mich peinigte eine heftige Malaria: siebenmal bin ich in Italien gewesen, und fünfmal hat sie mich befallen, sogar in Bellagio. Diesmal zog sie mir wohl zu jenes ungesuchte Bad in Powasser zu Ponte di Lago scuro: der stundenlange Aufenthalt in den naßkalten Steinsälen des Archives und in den Kirchen besserte die Sache nicht, auch nicht die herbstlichen Platzregen, die mich wiederholt in kürzester Zeit durchnäßten bis auf die Haut: ein solcher italienischer Regenguß verhält sich zu einem deutschen wie ein Furioso zu einem Andante.

Sich krank fühlen in der Fremde, zumal in Italien, ist recht unbehaglich: mein Zimmer blickte in einen

jener melancholischen, hoch ummauerten Gärten, deren düstere Cypressen im Winde die Häupter vor Trauer zu beugen scheinen.

Es war — Anfang October — rauhes, naßkaltes Wetter: die Nebel des Po und seiner Sümpfe flutheten ungehindert durch die vielfach zerbrochenen Fenster und hielten die Steinwände und den Fußboden beständig feucht. Der Schmutz ringsum, die ungewohnten Speisen, ja, schon das in allen Lebenseinrichtungen Ungewohnte, das den Gesunden eher anzieht, verstimmt den Leidenden.

Vom Fieber geschüttelt, gelangte ich mit der Post über Forli nach Bologna: ich sehnte mich nach der im Bädecker mit bestem Fug gerühmten „Schweizer" Pension Brun: Schweizer! Das verhieß Reinlichkeit: und nach der trug ich Verlangen. Mit Mühe erreichte ich das Haus, mein Zimmer und mein Bett, in dem mich sofort ein arger Schüttelfrost befiel. Eine gutherzige deutsche Schweizerin nahm sich mütterlich meiner an. Dank ihrer Pflege konnte ich am andern Mor-

gen die Reise fortsetzen über Modena, Reggio, Parma, Piacenza, Lodi nach Mailand.

Hier hörte ich, fast völlig, wohl durch den Luftwechsel, hergestellt, in dem Theater della Scala, das in seinen großen Raumverhältnissen an das mir so theuere Münchener Hoftheater gemahnt, eine Oper von Verdi: »I masnadieri«, Text: „Die Räuber von Schiller"!! Man denke: die Pseudophilosophie in dem Selbstgespräch des Franz von einem italienischen Basso nach Verdi'schen Weisen gesungen! Immerhin war aus dem Trauerspiel das Packendste packend zur Geltung gebracht: am günstigsten ist in dieser musikalischen Zubereitung die schwärmerische Amalie ausgefallen. Der Aufbruch der Räuber zu dem Kampfe gegen die „Sbirren" rief eine stürmische Kundgebung hervor; die Stelle lautet:

»Su, fratelli corriam' alla pugna,
Come lupi di questa boscaglia!
Trionfar' d' una schiava ciurmaglia
Ci farà disperato valor.

Nella destra un' esercito impugna
Che brandisce la libera spada:
Basta un solo della nostra masnada
Per la rotta di tutti costor!«

Die „Sclavenschar" sollten selbstverständlich die Pappalini, die Schlüsselsoldaten Lamoricières, die Träger des „freien Schwertes" die Garibaldiner sein. Zum 147. Mal in dieser Spielzeit gesungen ward die Stelle zum 147. Mal mit lärmendstem Beifall belohnt.

Nach Landessitte ward hinter jeden Aufzug (der Schiller'schen Räuber!) der Aufzug eines höchst unsinnigen Ballettes eingeschoben: „Ariella oder die Blume des Arno": — die Handlung schien mir aus „Leonardo und Blandina" der Fliegenden Blätter entlehnt! In der Nacht peinigte mich der furchtbare Traum, ich müsse den Sinn dieser Handlung erklären. Es war wohl Albdruck und der letzte Fieberanfall.

Wie vortrefflich dagegen war die Darstellung einer Opera buffa, die ich am andern Abend in dem

ausgezeichneten Teatro della Santa Radegonda hörte! Wie natürlich, wie lebenswahr Alles! Das war nicht gespielt, das war gelebt: wie etwa in der Comédie **française** zu Paris oder von den „Münchenern" in den altbaierischen Volksstücken.

In der weltberühmten Ambrosiana ward ich mit liebenswürdigster Zuvorkommenheit behandelt: ich durfte jeden Morgen, so lang ich wollte, in den schönen Räumen dieser unvergleichlichen Bücherei arbeiten: man brachte mir alle Codices und Bücher, deren ich bedurfte: so kam ich in wenigen Tagen mit meiner Prüfung der Prokophandschrift zu Ende. Die Nachmittage verwandte ich auf den Genuß der Kunstschätze (Dom, San Ambrogio, la Cena von Leonardo da Vinci) und die Kenntnißnahme von der (durchaus nicht ausgesprochen italienischen, s. oben S. 470) „modernen" Stadt, sowie von den heftig aufgeregten Stimmungen der politischen Parteien: hier, in einem der Brennpunkte des politischen Treibens, erfuhr ich in kurzer Zeit von den oben S. 408 f.

geschilderten Zuständen ungleich mehr als in Verona, Venedig oder Ravenna. Gerade hier in Mailand herrschte am lebhaftesten Freude, Begeisterung über den nunmehr wenigstens begonnenen, wenn auch noch nicht ausgebauten Nationalstat und freudige Zuversicht in die Zukunft.

Ach, und ich hatte zurückzukehren in das Deutschland von 1862 mit seiner hoffnungslosen Zerrissenheit und haßvollen, neidvollen Ohnmacht! Schwer lag mir's auf der Seele! —

Ich ging über Bergamo, Brescia, Verona und den Brenner zurück. Der Schluß meiner Reisebriefe lautete: „so kurz mein Aufenthalt in dem classischen Lande war, so reich war er an Eindrücken aller Art auf Geist, Gemüth und Phantasie."

Heute, zurückblickend, darf ich wiederholen (oben S. 400): diese Reise ist von entscheidender Bedeutung für mich gewesen: außer den oben bereits angeführten Einwirkungen ist besonders hervorzuheben: der Anblick eines, nöthigenfalls auch unter Bruch des Rechts, seine

staatliche Einheit anstrebenden Volkes wirkte geradezu erziehend auf mich auch in meiner Auffassung der Deutschen Frage, in der ich — aus Einfluß Pözl's und der Dienstaggesellschaft — stark legitimistisch, „bundesverfassungstreu", großdeutsch, mehr gefühlt als gedacht hatte: ich hatte mich wie so viele, ja fast Alle Süddeutsche auf Oesterreich, als den künftigen Einiger, hingedrängt gesehen: — ich freilich nicht, wie tausend andere Süddeutsche, aus Vorliebe für den Katholicismus oder aus Haß gegen Preußen: nein, umgekehrt, mit bittrem Groll, daß Preußen, nach meinem Glauben und Wünschen zur Führerschaft berufen, in Erfüllung dieses Berufes gar nichts that, vielmehr Vieles, sehr Vieles gegen seine deutschen Pflichten.

Das Vorbild Italiens und meine nun auf Augenschein begründete bessere Kenntniß der dortigen Vorgänge und Zustände — die großdeutschen Zeitungen hatten sie mir ungerecht vorgestellt — wirkten in mir vorbereitend für meine nachträgliche Versöhnung mit den Umwälzungen von 1866, während meine nächsten

Freunde in Süddeutschland, z. B. Männer wie Scheffel und Steub, ihren Groll wegen des Rechtsbruchs und Bruderkrieges Preußen und Bismarck viel länger nachtrugen. Ich hatte in Italien gelernt, wie für solche Gestaltungen Blut und Eisen unentbehrlich sind und wie die nationale Einheit auch um den Preis auch jener stets beklagenswerthen Mittel nicht zu theuer erkauft wird. Diese Vorschule danke ich Camillo Cavour und den Fratelli in jenem schönen, ortab auch mir so theuer gewordnen Lande! —

LXII.

In meinem Hause verkehrten damals außer den Gliedern der Familie die alten Freunde: Freyberg, Godin, Piloty, Engert, der einstweilen in Dachau praktischer Arzt geworden war und in überaus glücklicher — leider nur so kurzer! — Ehe mit einer höchst anmuthigen Frau das Glück gefunden hatte, das sein unerreichbarer Fleiß und Pflichteifer so reich verdiente. Er eilte (1862) von Dachau an mein Krankenbett, mich zu pflegen. Wie freute ich mich, gleich in meinem ersten Breslauer Jahr seinen prächtigen Sohn in die Quellen des deutschen Rechts (und des Münchener Bieres!) einführen zu dürfen.

Dann meine Schüler: Max Haushofer, Theodor Heigel, von Gosen, den wir bei der Beschießung von Würzburg wieder finden werden: der treffliche, reich

Begabte, dem wir eine vorzügliche Arbeit über das „Kleine Kaiserrecht" verdanken, starb allzufrüh als Schriftleiter der Allgemeinen Zeitung; ferner Steub, und von den Krokodilen Melchior Meyer, Hertz, Leuthold, Hopfen, Lembke, Lützow; endlich die Componisten Max Zenger (I. S. 31, oben S. 269) und der früh verstorbene Seydel.

Innige Freundschaft verknüpfte mich mit dem Ehepar von Doß. Der Mann, praktischer Jurist, war ein ganz außergewöhnlicher Geist: ein Charakter von Gold und Stahl und von einem Idealismus der Gesinnung, der Lebensauffassung und des geistigen Ringens, wie er mir nur noch bei Freyberg (oben S. 118) und bei Meinecke (II. S. 419) vorgekommen ist. Nicht der Rechtspraxis, der Philosophie galt die wahre Liebe seines ganzen Menschen und der auf das schwerste mit der Tagesarbeit Belastete, mit Glücksgütern nicht gerade Ueberhäufte fand seine Erholung in dem angestrengten Studium der schwierigsten philosophischen Fragen. Dieses gemeinsame Streben

hatte uns zuerst zusammen geführt: bald schenkte er mir die Freundschaft seines tiefgründigen Herzens und er und seine Gattin, Frau Anna, bewahrten und bewährten sie treu durch alle Kämpfe meines späteren Lebens, in welchen gar Viele von mir wichen: sie fanden sich dann — später! — freilich wieder ein: — ein Verdienst, das ich nicht gerade sehr hoch anschlagen kann. Die „Dossens" aber haben nie gewankt.

Mehrere Jahre hindurch holte mich der „Herr Rath" nach Tisch zu einem langen philosophischen Wandelgang über die Gasteiger Höhen ab: wir stritten unablässig, denn Doß war eifriger Anhänger von Schopenhauer, dem ich schroff widersprechen mußte. Doß stand (wie mit David Strauß) mit dem großen Pessimisten in Briefwechsel, der später, nach Beider Tode, herausgegeben ward.

Die „Frau Rath" (Wittwe seit 1873), neben Frau Johanna (oben S. 139) meine älteste Freundin, darf ich hier nicht schildern: sie würde es übel nehmen, sich gelobt lesen zu müssen. So sage ich nur: sie ist

„eine Natur“: — im Sinne Goethe's. Ihre Freundschaft mit mir und meiner lieben Frau Therese, auf Tochter, Eidam und Enkelin vererbt, zählt zu den Edelperlen in dem Horte meines Lebens: und der ist reich an Freundschaft und an Liebe: darf ich im Uebrigen behaupten, daß die äußeren Erfolge meines Lebens im Vergleich mit Begabung und namentlich Bemühung lange Zeit recht bescheiden gewesen, spät erst reicher geworden sind, — das erkenne ich dankbar an, daß mir vom Knabenalter an bis heute Freundschaft und Liebe der Menschen weit über mein Verdienst hinaus ungesucht zugeflogen sind. Und das ist doch unvergleichlich mehr werth, als wenn ich ein par Jahre früher den Professor und den Ordinarius erklommen hätte, an größere Universitäten berufen, wirthschaftlich besser gestellt, als Dichter früher anerkannt worden wäre. Werthvolle Menschenherzen gewinnen ist viel köstlicher, als Ruhm oder Gold erwerben. —

Aus Innsbruck kamen — durch Steub's Ver-

mittelung — zu Besuch der ausgezeichnete Historiker Julius Ficker, der alsbald (1856) den „Deutschen Spiegel" entdecken und mit Herrn von Sybel in jene berühmt gewordene Fehde gerathen sollte (1859) (s. oben S. 404), dann der Germanist Ignaz Vincenz Zingerle (s. oben S. 402) und Adolf Pichler (später Ritter von Rautenkahr), der treffliche Lyriker und seit vier Jahrzehnten Vorkämpfer für Licht und Wissen in dem so herrlichen und so arg verpfafften Lande Tirol. Dann Hermann Schulze aus Breslau (wenig ahnte ich, daß ich dereinst (1888) sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Statsrecht und Rechtsgeschichte dortselbst werden sollte), der früh verstorbene Kunsthistoriker Alfred Woltmann, Herr Geheimrath von Daniels aus Berlin, dessen Wahnvorstellung von der Abstammung des Sachsenspiegels von dem sogenannten Schwabenspiegel ich in fünfstündigem Redekampf zu erschüttern nicht im Allermindesten vermochte. Aus Berlin auch kam, zu kurzer Rast auf einer Forschungsreise nach Spanien, Freund Paul Hinschius (II. S. 416), und, von ihm empfoh-

len: Herr Theodor Töche (oben S. 376), später Dr. phil. Töche-Mittler, Eigenthümer der E. S. Mittlerschen Hofbuchhandlung zu Berlin. Der feinseelige und zartsinnige Jüngling gefiel mir ausnehmend: er hörte bei mir die Vorlesung über die Kämpfe der deutschen Kaiser mit den Päbsten. Alsbald sollte er, ein Schüler Ranke's und Sybel's, in seinem trefflichen Werk über Heinrich VI. in den Jahrbüchern des Deutschen Reichs unvergleichlich reichlichere Kenntniß des XII. und XIII. Jahrhunderts zeigen, als sein jugendlicher Lehrer. Aber nicht nur die Geschichtforschung, auch wundersame Uebereinstimmung in ästhetischem Geschmack und Urtheil führte uns zusammen und auf seine noch im Werden begriffene Philosophie hat meine auf Prantl ruhende Weltanschauung nicht unerheblichen und nicht ungünstigen Einfluß geübt. In den Herbstferien (1862) besuchte er mich zu Seebruck (II. S. 301 f.) am Chiem-See und in langen Abendspaziergängen über die Alz und nach Arlaching zu entwickelte ich ihm damals

„das Princip von Arlaching“, d. h. die Grundlagen meiner monistischen, tragischen, heroischen, aber nicht pessimistischen Weltanschauung, welche er sich eifrig für seine Eigenart zurecht legte. Bald darauf trafen wir uns wieder in Meran (s. oben S. 399), später wiederholt in Würzburg, in Berlin, in Königsberg, in Breslau und in seinem schönen Landhaus Eichberg bei Eisenach. Wir wurden innig verbundene Freunde. Seine Beurtheilungen meiner Dichtungen sind die verständnißvollsten, deren ich mich erfreuen darf (nur noch denen eines Mädchens kann ich sie an eindringender und zarter Würdigung vergleichen, der des Fräulein Anna Härlin in Stuttgart): und ein Abdruck seiner Briefe über meine Sachen wäre der schönste Nachruf, den ich mir erhoffen dürfte. Wir werden ihn noch oft auf meinen Wegen antreffen. Ich berühme mich mit Stolz, nicht erheblich dazu beigetragen[1]) zu haben — während seines Besuches

[1]) Humoristisch behandelt dies mein Gedicht zu seinem 25jährigen Buchhändler-Jubiläum 1885, s. Gedichte, IV. Sammlung S. 214.

zu Würzburg 1865, daß er sich entschloß, die geplante Privatdocentur der Geschichte aufzugeben und das verwaiste Verlagsgeschäft seines Großvaters, Mittler, in Berlin, Kochstraße 69, zu übernehmen. Glänzend hat er gezeigt, daß unser „objectiver Idealismus“ sich in der Erstrebung idealer Ziele durch reale Mittel vortrefflich bewährt: daß man als ein idealer Verleger sehr Ersprießliches für die Literatur leisten und feinste literarische Bildung mit erfolgreichstem Geschäftsbetrieb vereinen kann.

Aber ich habe das nicht häufig verbreitete Glück, daß die Frauen meiner Freunde auch meiner lieben Frau Therese und meine Freundinnen zu werden pflegen: — ich entsinne mich nicht Einer Ausnahme: — und so trug denn zu dem schönen Erblühen dieser Freundschaft gar gedeihlich bei, daß auch „Thodo's“ Gattin, Frau Elisabeth, geborne Freiin von Albedyll, uns beiden eine herzvertraute Genossin geworden ist. Durfte ich doch ihre älteste Tochter Hanna Felicia (1870) aus der Taufe heben und (1890) in den Brautschleier hüllen helfen.

LXIII.

So streng ich damals mit meiner Zeit und Arbeitskraft geizen mußte, — der Thorheit der Begeisterung in kühler Vorsicht zu widerstehen hab' ich niemals vermocht.

Und so lastete ich mir denn damals auf die nur zu schwer schon beladenen Schultern freiwillig und „unentgeltlich" eine neue Pflicht auf aus eitel Begeisterung und Dankesdrang.

Ich las eine öffentliche Erklärung Jakob Grimm's über das „Deutsche Wörterbuch" dessen erste Lieferungen seit 1854 erschienen, in der er junge Gelehrte aller Wissenschaften zur Beihilfe an der Arbeit insofern aufforderte, als sie ältere werthvolle Schriftsteller Satz für Satz durchnehmen, hiebei irgend auffällige Wörter oder Wortfügungen auf einen Zettel schreiben und diese Zettel, alphabetisch geordnet, einsenden sollten.

Das konnte ich nun jedesfalls auch leisten. Und wie Gewaltiges, wie Reiches, wie Mannichfaltiges dankte ich für Forschung und Dichtung dem großen Meister! Wenigstens diese Dankgesinnung zum Ausdruck zu bringen in einer von ihm selbst vorgezeichneten Arbeit für ihn: — das war mir Seelenbedürfniß. Pochenden Herzens — denn damals war die deutsche Jugend noch bescheiden und ehrfurchtvoll — schrieb ich an Jakob Grimm, schilderte ihm die ganze Begeisterung meines Denkens und meiner Einbildungskraft für sein Lebenswerk und erbot mich, als Kärrner mit zu thun an seinem königlichen Bau. Sofort erhielt ich ein herzgewinnend gütiges Schreiben, in dem er mein Anerbieten freundlich annahm und mir als Baiern den ausgezeichneten baierischen Geschichtschreiber Aventinus zur Durchforschung und Ausziehung zutheilte. Sofort machte ich mich an die Arbeit, auf die ich bis zur Vollendung täglich $1^1/_2$ Stunde verwendete: reich war für mich die Ausbeute an Belehrung und Genuß. Auch der Meister war mit dem Ergebniß

zufrieden: „nur allzuviel des Guten," meinte er, habe ich gethan in meinem „Uebereifer": ach, mein alter Fehler, den ich nun wohl nicht mehr ablegen werde. Von höchstem Werth war mir der Briefwechsel, in welchen ich durch jene Arbeit mit dem herrlichen Manne kam: er freute sich, daß ich so genau von dem Volksleben meiner lieben baierischen Gebirgsbauern unterrichtet und so begeistert für diese alten Sitten war: Manches, was ich als Ueberbleibsel heidnischen Götterglaubens, Götterdienstes und altgermanischer Rechtssitte und Rechtsformen nachwies in der „Bavaria" und brieflich) fand seine eifrige Zustimmung. Diese Briefe Jakob Grimm's — 6 an der Zahl — etwa eben so viele von Scheffel, drei von Geibel, alle säuberlich in einem Ränzlein verwahrt, habe ich in Königsberg (1872/73) einem durchreisenden Russen — er gab sich für einen Doctor juris aus — zur Abschreibung geliehen und Russ' und Ränzlein sah ich niemals wieder! —

LXIV.

Die schönen, reichen, für Wissenschaft und Dichtung bedeutsamen Reisefrüchte, die ich aus Italien mitgebracht hatte, und der anregende mündliche und schriftliche Verkehr mit den eben Genannten, waren nun zwar recht werthvoll: aber all' das erhellte in keiner Weise das düstere Gewölk der Sorge um die Zukunft, um die äußere wirthschaftliche Gestaltung des Lebens.

Man berücksichtigt bei dem Entwicklungsgange der Schriftsteller und Dichter oft zu wenig die schädliche oder günstige Einwirkung ihrer wirthschaftlichen Verhältnisse: hätte Schiller gleich Goethe lediglich seiner Muse leben, hätte er Italien besuchen können, — sicher hätte sich Manches in ihm anders gestaltet.

Daß die fehlende ständige, sichere Einnahme auf

die Dauer nicht durch den Zeitungfrohn ersetzt werden konnte, das war mir durch schmerzliche Erfahrung klar geworden. Gesundheit, Ruhe und Stäte des Geistes, Zeit für die wissenschaftliche Arbeit — von der scheintodt liegenden Dichtung zu schweigen, — der Professoren gute Meinung, ja die Selbstachtung wurden durch diesen unschönen, traurigen Nothbehelf der letzten Jahre gleichermaßen beeinträchtigt.

Im Anfang des Sommer-Halbjahres 1863 drängten die Dinge zur Entscheidung.

Es stand mir fest, daß ich nicht im Stande sein werde, auch nur das nächste Winterhalbjahr noch in der bisherigen Weise mich als Privatdocent und Artikelschreiber durchzuschlagen.

Ich lief unablässig Sturm bei dem geduldigen Dr. (von) Völk (oben S. 383, 387), der mir zuletzt erklärte, er habe nun endlich für mich und meinen Leidensgenossen, den Privatdocenten des römischen Rechts, Franz Samhaber, ein Auskunftmittel gefunden: welcher Art, das verrieth er nicht. Die Eingabe sei an das Cabinet

abgegangen. Das war etwa im Mai. Der König weilte in Italien. Der Mai, der Juni, der Juli vergingen: — kein Bescheid! Und mir war jeder Monat, ja jede Woche der Zögerung so schwer zu tragen. Endlich im August sagte mir der Referent aufrichtig betrübt: „Sie haben unglaubliches Pech, lieber Dahn! Denken Sie nur: all' diese Wartezeit ist verloren. Der Antrag an das Cabinet ist gar nicht an den König gelangt, er ist unterwegs irgendwo in Italien verloren gegangen. Gestern habe ich ihn noch einmal abgesandt."

Das war niederschmetternd!

Also vielleicht nochmal drei Monate harren? Und bei einer Ablehnung, was dann? Was sollte dann werden? Ich konnte es nicht verantworten, mit dieser wirthschaftlichen Stellung in der Luft in das Winterhalbjahr einzutreten.

Nach einem Kampf und unter Schmerzen, noch viel bitterer, als die gewesen, unter welchen ich mir weiland den Verzicht auf die philosophische Privat-

docentur und statt deren den Eintritt in die Rechtspraxis abgerungen hatte (II. S. 598 f.), kam ich zu dem Entschluß, endgiltig auf die akademische Laufbahn zu verzichten und als Concipient eines Rechtsanwalts mein Brod zu verdienen, mit der fernen und — immer höchst unerfreulichen — Aussicht, später, recht spät selbst einmal Anwalt oder Notar zu werden. — Ach, das war unvergleichlich bitterer als die Entsagung von 1854. Ich war um neun Jahre älter: die sechs Jahre Privatdocentur waren — für die Laufbahn — einfach verloren: Eintritt in den Statsdienst mit Berufung auf den günstigen Erfolg der Statsprüfung war ausgeschlossen: denn ich hatte nun 6 Jahrgänge Jüngerer vor mir. Und wie schwer die Anwaltthätigkeit, wenn ungeliebt, auf den Geist, auf die Lebensfreude drückt, das zeigte mir das Beispiel von Freund Steub, der unter dem verhaßten aufgezwungenen Beruf grausam litt. Und ich taugte dazu noch viel weniger als Steub. Daß dann die ohnehin begrabene Dichtung vollends nie mehr auferstehen werde,

war mir gewiß. Der Entschluß bedeutete den Tod des Besten in mir: d. h. meines ganzen auf Geschichte, Philosophie, Dichtung gerichteten idealen Strebens.

Gleichwohl mußte er gefaßt werden.

So ging ich — ohne irgend einem Menschen davon zu sagen — zu dem mir sehr wohlgesinnten, aus der Dienstag-Gesellschaft (oben S. 533 und Band IV.: Politik) her nahe vertrauten Anwalt Dr. Henle (oben S. 134), theilte ihm meine Lage mit und bat ihn, mir zum Herbst, vom 1. October ab, eine Stelle als Concipient in seiner Amtsstube unter den denkbar bescheidensten Ansprüchen zu gewähren: ja, da im Anfang meine ungeübte Arbeit sehr wenig Werth für ihn haben konnte, war ich bereit, die ersten Monate ihm unentgeltlich zu dienen. Die Privatdocentur versprach ich, aufzugeben: denn es schien mir bei meiner immerhin noch nicht wieder ganz hergestellten Kraft nicht möglich, neben 8—10 Stunden Arbeit im Bureau auch noch Vorlesungen zu halten und wissenschaftlich zu forschen; auch auf die

Fortführung der geliebten „Könige“ mußte ich verzichten.

Der Wohlwollende wollte gar nicht begreifen, daß ich in solche wirthschaftliche Nothwendigkeit versetzt sei! Er verwies mich Anfangs lachenden Mundes auf die so naheliegende Hilfe durch die Familie. Als ich ihm aber meine Gründe, auf diese zu verzichten, auseinandergesetzt hatte, ward er sofort sehr ernst und in warmer Theilnahme versprach er, wenn nicht in seiner Amtsstube, in welcher neben mehreren Anderen Hermann Schmdt (oben S. 282) und Freund Godin (oben S. 113 f.) bereits beschäftigt waren, bei einem anderen befreundeten Anwalt zum October mir eine Stelle zu verschaffen.

Das war ein Trost, ob auch ein trauriger. Niemand — ohne Ausnahme — erfuhr auch jetzt von diesen Schritten.

Nach Schluß der Vorlesungen ging ich auf's Land nach Seebruck am Chiemsee (II. S. 301 f.); vorher hatte ich dem freundlichen Dr. von Völk auf die

Seele gebunden, falls aus dem Cabinet — der König weilte immer noch in Italien — die Entscheidung über jenen seinen Antrag eintreffen sollte, sie mir unverzüglich, durch die Post, recommandirt, nach Seebruck zu schicken.

Ich hatte aber jede Hoffnung aufgegeben: die alte finstere Stimmung der Verzagung an jedem äußeren Lebenserfolg war wiedergekehrt mit stärkerer Wucht als je: kam doch jetzt das bittere Weh des Verzichts auf alles mir Theuerste hinzu.

In jenem Schmerz wachte sogar die Dichtung auf kurze Zeit wieder auf: in düsterster Seelenverfassung schrieb ich damals ein par Scenen des Königs Teja. Es war ein ganz schlimmer, kalter Herbst: unaufhörlich Regen, die Nebel wichen kaum um Mittag vom See und von den Sumpfwiesen an der Alz, um schon gleich bei Sonnenuntergang wiederzukehren. Jeden Mittag — viele Wochen lang — aber auch jeden! — rannte ich nach dem hastigen, unerfreulichen Mahl um 1 Uhr die endlose Land-

straße von Seebruck nach Breitbrunn dem Briefträger entgegen — Stunden weit! — der um diese Zeit die Post aus München brachte. Ich hatte ihm längst ein reiches Trinkgeld versprochen, könne er mir einmal von Weitem schon mit einem großen Schreiben — mit dem Amtssiegel des Cultus-Ministeriums — winken. Ach, er winkte nie! Einmal hob er ein mächtig Schreiben von fern in die Höhe: — es war die neue Steuer-Veranschlagung. —

In den langen Abenden jener Herbstmonate ging ich dann Tag um Tag — immer allein — durch den dichten, dichten Nebel den See entlang nach Arlaching und zurück: in krankhafter Verzweiflung! Der Tod wäre mir viel lieber gewesen als ein Leben wie es nun vor mir lag: — ein Leben mit Verzicht auf alle meine Ideale, auf alle Kränze, nach denen ich vom Knaben an so hoffnungsfroh emporgeblickt. Wozu leben, ohne alle und jede Lebens-Freude? Freilich seh' ich jetzt das Thörige, Übertriebene jener Stimmungen völlig ein.

Nicht in Seebruck, erst nach der Rückkehr nach München, traf endlich die Entscheidung[1]) über jenen Ministerial-Antrag ein: nur eine kurze Spanne Zeit trennte mich noch von dem Tage, da ich der Facultät schriftlich die Niederlegung der Privatdocentur erklären wollte, die für das Winterhalbjahr angekündigten Vorlesungen wollte ich nicht halten. Der Ausgang war nicht so günstig, wie z. B. meine Aeltern gehofft hatten, die mich gern als außerordentlichen Professor in München behalten hätten: aber immerhin war die Entscheidung eine wahre Rettung meines Geisteslebens: sie ersparte mir den Verzicht auf die akademische Laufbahn und den Eintritt in die Advocatenpraxis, die für mich — wohlverstanden: nur für meine durchaus hierfür ungeeignete Art, — der Eintritt eines Knechtes in eine Tretmühle gewesen wäre.

Ich war (mit Freund Samhaber, diesem treff-

[1]) Und doch war die Verfügung schon am 11. August ergangen!

lichen, goldtreuen Menschen!) vom 1. October 1863 ab zum außerordentlichen Professor an der Juristenfacultät zu Würzburg ernannt, mit 600 Gulden Gehalt. Das war nicht gerade sehr üppig: aber ich jubelte doch hell auf. Es war so viel wie das Gehalt für die „Bavaria" und vor Allem: es war eine gesicherte, stätige Einnahme: das gottverfluchte Artikelschreiben hatte ein Ende.

Ich war ganz glücklich! Glücklicher, als die gesammte Familie und die Freunde es begreifen konnten, die ja wußten, daß mich an meine Heimathstadt, an die Kunststadt München viele Bande fesselten: aber sie wußten eben nicht — Niemand, ohne Ausnahme — in welchen Qualen ich die letzten Jahre in München verlebt hatte, von welch' verhaßtem und unabwendbar scheinendem Geschick mich diese Beförderung erlöste. Niemand wünschte mir herzlicher Glück als Freund Henle.

Frohen Herzens, ein Erlöster, ging ich (September 1863) in die mir völlig unbekannte Mainstadt ab.

Ich überströmte von Dank gegen meine Sterne

für diese Errettung und auf einem einsamen Abendgang über die Höhen des Gasteigs am letzten Tage meines Verweilens in München gelobte ich mir feierlich, in der neuen Stellung meine Pflicht als Lehrer und als Forscher eifrig, mit Aufbietung aller meiner Kräfte, zu erfüllen.

So trat ich in einen neuen Lebensabschnitt ein: ich lebte und wirkte in Würzburg vom Winterhalbjahr 1863 bis Ende des Sommerhalbjahres 1872.

Anhang.

Ludwig Steub.

Ein Nachruf.

Wehmuth ergreift mich, tiefe Wehmuth, wie ich diese Ueberschrift schreibe.

Ein Nachruf für Steub in der „Allgemeinen Zeitung"! Jahrzehnte lang war er, neben seinem Freunde Fallmerayer, einer der allerhervorragendsten, glänzendsten Mitarbeiter dieser Blätter. Ich weiß die Zeit, da es ein literarisches Ereigniß in München war, hieß es im Museum oder bei'm Achatz: „die Beilage der „Allgemeinen" bringt einen Aufsatz von Steub: er hat wieder einmal Einen verarbeitet."

Nun hat der allzeit streitfertige Kämpe die Ruhe gefunden, die er im Leben nicht gewonnen, aber freilich auch nicht gesucht hat.

Ist es mir, der ich ihm drei Jahrzehnte in Freundschaft verbunden war, eine schmerzliche Aufgabe, ihm in das Grab nachzusprechen, so ist es auch eine recht schwere.

Denn leider kann man nicht rühmen, daß das Ergebniß seines Lebens und Ringens für ihn selbst ein befriedigendes gewesen. Als er mir — zuletzt im Herbst 1886 zu Meran — den Auftrag ertheilte (er hatte ihn schon wiederholt auf meine widerstrebenden Schultern gelegt), ihm dereinst in diesen Blättern einige Worte der Erinnerung zu weihen, da schärfte er mir in seiner eindringlichen, zorngemuthen Art ein: „aber höre, das bitt' ich mir aus, daß Du's ihnen sagst, daß ich nicht zufrieden sein konnte mit dem, was ich an Erfolgen erreicht habe unter ihnen:“ das heißt unter seinen Baiern, Tirolern und Deutschen insgemein. So habe ich's „ihnen“ denn nun hiermit gesagt. Aber ich bin nicht seiner Meinung. Und ich behielt mir damals ausdrücklich vor, auch dies zu sagen.

Steub's Lebensgang ausführlich zu beschreiben,

unterlasse ich. Hat er das doch selbst gethan — in seiner anmuthreichen, launigen und zugleich vielfach bitteren Weise — in dem September-Heft von „Nord und Süd", 1883 (Band XXVI, Heft 78), und da ich sowohl S. 326 f. daselbst, als in meinen „Bausteinen" (III., Berlin 1882, S. 81—104) recht ausführlich über seine Eigenart und viele seiner Bücher meine Meinung in wärmster Anerkennung ausgesprochen habe, brauche ich auch diese nicht zu wiederholen. Ich stelle also hier nur kurz die wichtigsten Thatsachen seines Lebens zusammen.

Ludwig Steub ward geboren am 20. Februar 1812 zu Aichach in Oberbaiern; seine Vorfahren stammten aus Schruns, dem Hauptort des vorarlbergischen Montavon, der Urgroßvater war nach Ravensburg nahe dem Bodensee verzogen; von dort stammten Steub's beide Aeltern: er ist also nicht Baier, sondern Alamanne gewesen oder gar Burgunde, da die Deutschen in dem Montavoner Thal aus Wallis eingewanderte Burgunden sind; der Vater

war königlich baierischer Stiftungsverwalter, denn Ravensburg gehörte 1803 bis 1810 zu Baiern; 1822 ward der Vater nach Augsburg versetzt. Hier kam Ludwig in die Lateinschule („da sah er eines Tages im Hof von Sanct Anna Fallmerayer im Gespräch mit dem Prinzen Louis, dem späteren Kaiser Napoléon III.“); schon 1823 erfolgte die Uebersiedelung nach München, wo der Vater Rentenverwalter der Hochschule geworden war. Im Jahre 1830 bezog Ludwig diese Hochschule, um die Rechte zu studiren; er bestand die Abgangsprüfung 1833 (October) und trat in die Praxis bei'm Landgericht Au. Von seinen Reisen hebt das Tagebuch die nach Italien von 1830, nach Paris 1867, wieder nach Italien 1873, Wien und Ungarn 1878 hervor; noch im Jahre 1884 reiste er, ein Zweiundsiebzigjähriger, allein nach Konstantinopel und nach Griechenland. Das Land der Hellenen besuchte er damals zum zweiten Male; denn schon im Jahre 1834 war er, der Abneigung gegen die Arbeit in der Rechtspflege und dem Drang in die Ferne folgend,

als Secretär der damaligen Regentschaft für den noch nicht volljährigen König Otto von Griechenland, den Sohn König Ludwig's I., über Venedig und Triest nach Nauplia und Athen gegangen.

Diese Jahre (1834—1837) waren wohl die poesievollsten, sie waren der Lenz seines Lebens; „meines Lebens Mai," schreibt er, „hatte im Lande der Götter und Helden abgeblüht." Gleichwohl fand er in seiner Amtsthätigkeit dortselbst so geringe Befriedigung, daß er bei Gelegenheit eines Streites mit einem Amtsgenossen nicht ungern wieder nach Baiern zurückkehrte; noch im December jenes Jahres bestand er — mit Auszeichnung — die praktische Statsprüfung, im Jahre 1845 ward er zum Rechtsanwalt in der Vorstadt Au ernannt: in das Jahr 1851 fällt seine Verheirathung, später vertauschte er die Advocatur mit dem Notariat und legte 1879 auch diese nieder, sich in den wohlverdienten Ruhestand zurückziehend, der aber für ihn ein Zustand eifrigster Arbeit in seinen Lieblingsgebieten werden sollte. Als seine wichtigsten

Bücher sind zu nennen: die „Bilder aus Griechenland“ (1841), „Drei Sommer in Tirol“ (1846) (zweite, völlig umgearbeitete Auflage 1871), „Die Trompete in Es“ (1848), „Das Seefräulein“ (1849) (dramatisirt 1868 und wiederholt in München aufgeführt), „Novellen und Schilderungen“ (1853), „Zur rhätischen Ethnologie“ (1854), Steub's wissenschaftliche Hauptarbeit, in welcher er sich das Verdienst erwarb, über die Abstammung der Rhäter Sätze aufzustellen, welche, in streng methodischer Forschung aus den tuskischen, romanischen und germanischen Ortsnamen abgeleitet, bleibende, nunmehr allgemein anerkannte Wahrheiten enthielten; im Jahre 1858 erschien sein Roman „Deutsche Träume“, der bei vielen Schönheiten — zumal in der Schilderung des Jugendlebens des Helden — doch den gehofften Erfolg nicht erzielte, was wohl die unerfreuliche Behandlung aller Frauengestalten in dem Buche noch mehr als die ausführliche Schilderung der vormärzlichen, nicht mehr fesselnden Zustände verschuldet hat; dagegen reichsten Beifall fanden

die liebenswürdigen Büchlein: „Das baierische Hochland“ (1860) und die „Herbsttage in Tirol“ (1867), weniger die „Altbaierischen Culturbilder“ (1869); sehr werthvoll ist die Untersuchung „über die oberdeutschen Familien-Namen“ (1870) durch den Nachweis, daß viele derselben gehälftete und dann durch Koseformen umgewandelte Personen-Namen sind (z. B. aus Sieg-fried wird Sieg, Siegel, Sickel, Sigl, Siglein u. s. w., dann Fried, Frieder, Friedel, Friedlein u. s. w.); es folgten 1873 Lustspiele und 1873—1875 eine Zusammenfassung der zahlreichen verstreuten kleinen Aufsätze unter dem Sammelnamen: „Kleinere Schriften“; 1878 die „Lyrischen Reisen“, 1879 der heitere Schwank „Die Rose der Sewi“, 1881 die „Gesammelten Novellen“, zum großen Theile eine neue Auflage der 1853 erschienenen „Novellen und Schilderungen“, 1882 „Der Sängerkrieg in Tirol“, ein Rückblick auf Streitigkeiten, die vor fast 40 Jahren (1844) zwischen Beda Weber in Meran und Streiter in Bozen waren geführt worden. Als letzte größere

Arbeit sind zu nennen die „Neuen Bilder aus Griechenland", welche aus den in diesen Blättern zuerst veröffentlichten Berichten über die Reise nach Konstantinopel hervorgewachsen sind; nach längerem Leiden starb der Unermüdliche am 16. März 1888 zu München.

Ein sehr früh (1828) begonnenes und seit 1837 sonder Unterbrechung bis an seinen Tod fortgeführtes Tagebuch ist so außerordentlich voll von Stoff, so umfangreich, daß Steub selbst zum Zwecke seiner eigenen Zurechtfindung in dieser Fülle von Aufzeichnungen sich einen Auszug daraus herzustellen unternommen hat; aber er ist, unerachtet wiederholter Inangriffnahme und trotz Jahre langer Arbeit an diesem Auszuge, nicht damit zu Stande gekommen! Dieser — vielfach lückenhafte und nur bis zum Jahre 1875 fortgeführte — Auszug ist mir durch die Güte des Sohnes, des Herrn Bankier und Consul Ludwig Steub zu München, welchem der Vater den gesammten Nachlaß an Handschriften vermacht hat, anvertraut.

Wochenlang habe ich in den nicht immer leicht zu enträthselnden, oft vergilbten Blättern gelesen: es war eine traurige oder doch — wie oben gesagt — tief wehmuthvolle Lesung. „So viel Arbeit um ein Leichentuch!“ „Der Menschheit ganzer Jammer!“ „Der Schmerz um alles Leben!“ »Pauvre humanité«. „Ach um der Menschen mühevolles Müh'n!“ und ähnliche zusammendrückende Schlagworte des Schmerzes drängen sich dabei aus der Seele.

Wir verfolgen hier eine ganz außerordentliche Geistesbegabung, getragen von einer ungewöhnlich starken, gesunden, festen Manneskraft körperlicher Anlage, seit dem Uebergang an die Hochschule bis in das Greisenalter. Wir sehen ihr in das Innerste hinein in ihrem Ringen, Trachten, in ihrem äußerst reizbaren, für Lob und Tadel — ja, schon Widerspruch! — höchst empfindlichen Selbstgefühl, in ihrem vielleicht nicht ganz gesunden Subjectivismus. Wir finden in diesen Auszügen aus dem Tagebuch, welche zum Theil zwei, drei Jahrzehnte nach der frischen Aufzeichnung des

Erlebten, also mit aller Sänftigung durch lange Zwischenzeit, verfaßt sind, eine Leidenschaftlichkeit: der Freude über jeden geringfügigen Erfolg, der grimmigsten Erbitterung über einen (oft lediglich eingebildeten) Mißerfolg oder über ein — wirklich oder vermeintlich — erlittenes Unrecht, — welche auch einen vertrauten Freund erstaunen. So außerordentlich hat er also gelitten, so lebhaft auch wohl sich freuen können, der Meister Ludwig, aus Gründen oder bei Anlässen, welche eine ruhigere Seele weder so zu beugen, noch so zu heben vermöchten!

Wie markverzehrend hat der nicht voll befriedigte Ehrgeiz oder, sagen wir gerechter: die nicht nach Gebühr belohnte Begabung und gesättigte Ruhmbegier an ihm gebohrt! Wie kann er — nach 40 Jahren! — ein Wort des Lobes so eifrig verzeichnen! Wie einbohrend verweilt er — »lancraeche« wie Krimhild — bei einer vor 30 Jahren erfahrenen Verletzung. Und nun deckt Verletzer und Verletzten lange das Grab! Wahrhaft erziehlich, zur Mäßigung, zur

„Sophrosyne“ emporhebend, wirkt solche Lesung auf einen, der noch mitten im Kampf, in Tadel und Lob darinnen steht! So viel Arbeit, so viel Lust und Zorn und Stolz! Und nun? Wer gedenkt noch dieser verstrittenen Streite? „Hirtenknabe, Hirtenknabe!“ Ich habe unter diesen Eindrücken soeben einen Aufsatz verbrannt, in welchem ich einen — wie ich glaube — ungerechten Angriff lebhaft abgewehrt. Bald wächst ja auch darüber das Gras. — —

Allein wir würden Steub tief Unrecht thun, wollten wir die Ursachen seiner Jahrzehnte lang bis zur Ermüdung seiner Leser und zu tiefer Betrübniß seiner Freunde unaufhörlich geäußerten Bitterkeit und Unzufriedenheit mit seinen Erfolgen lediglich in jener allerdings sehr hoch gesteigerten Reizbarkeit finden. Er hatte wirklich Ursache, über ein verfehltes Leben zu klagen. Denn er hatte seinen Beruf verfehlt.

Dieser Mann mit seiner ganz außergewöhnlichen Begabung für die Sprachforschung und für freien Vortrag hätte öffentlicher Lehrer der Sprachenkunde

an einer Hochschule werden müssen. Zunächst vielleicht für die classischen Sprachen: er würde dann den Weg zu seinen Tuskern schon gefunden und, nach Errichtung besonderer Lehrstühle für vergleichende Sprachwissenschaft, sowie für die romanischen Sprachen und für Englisch, — gerade diese Literaturen hatte er schon als Gymnasiast eifrig durchforscht — einem solchen zur Zierde gereicht haben. Mangel an Mitteln und — bei seinen freien und deutschen Gesinnungen — Mangel an Aussicht unter den damals in Baiern und in ganz Deutschland waltenden Verhältnissen hielten ihn davon ab. Es ward verhängnißvoll für ihn: als Advocat und Notar war er durchaus »out of his place«: er hatte nicht die mindeste Freude an seinem Beruf, ja er haßte ihn, da er ihm die Zeit entzog, welche Steub so gern ausschließend seinen sprachgeschichtlichen Forschungen gewidmet hätte. Als Glied einer Hochschule wäre er dann auch dazu gelangt, der Wissenschaft eine größere, zusammenhängende, in sich abgerundete und den Gegenstand erschöpfende

Arbeit über seine Lieblingsgegenstände zu schenken, anstatt in ungezählten, kleinen, hie und da verstreuten Aufsätzen immer wieder von vorn anzufangen und daher — neben dem Neuen — ermüdende Wiederholungen zu bringen. Das Gefühl dieser Uebelstände, die Erkenntniß, den Weg, zu dem er vor Anderen berufen war, nicht eingeschlagen zu haben, erbitterte und verbitterte ihn: wer darf ihn darum schelten?

Wir wollen ihn in hohen Ehren halten und in treu dankbarem, warmem Gedenken, den alten, grimmen Meister Ludwig: einen Meister der Form: wenige seiner Zeitgenossen haben den spröden Stoff deutscher Sprache mit so anmuthvoller Feinheit zu behandeln verstanden: und einen Meister der Sprachforschung: hätte er nichts geleistet, als die allgemein und auch von Männern wie Jakob Grimm, Müllenhoff, Mommsen, Kiepert anerkannte Darweisung der etruskischen Abstammung gar mancher Ortsnamen in Tirol und also des tuskischen Ursprungs der Rasener, — sein Name würde unvergessen bleiben, so lang' es eine Geschichte

deutscher Wissenschaft giebt. Und in sein Grab ruf' ich ihm nach, was ich so oft im Leben dem Grollenden tröstend gesagt und geschrieben: „Es ist nicht wahr, daß die Baiern, die Tiroler, die Deutschen nichts von dir wissen, nichts von dir wissen wollen: wenn sie auch deine Bücher nicht viel kauften — das thun sie nun einmal nicht gern! — gelesen und gelobt haben sie dieselben nicht nur südlich, auch nördlich des Thüringerwaldes. An der Spree, am Pregel und an der Oder, wie an Isar, Donau, Inn und Etsch kennen und lieben sie dich: wie dir bei deinem Abschied von Griechenland, wo du den Armen und Bedrängten so oft und so reichlich mit Rath und That weit über die Pflichten deines Amtes hinaus geholfen hattest, der würdige Erzbischof von Korinth zurief: „ὅλος ὁ κόσμος σε γνωρίζει καὶ ὅλος ὁ κόσμος σε ἀγαπᾷ", die ganze Welt kennt dich, und die ganze Welt liebt dich."

Breslau, vespera St. Medardi 1888.

Die Hörerlisten für meine Vorlesungen in München (oben S. 377) sind, wie vorauszusehen war, nicht mehr vorhanden.

Die „Neuesten Nachrichten der Fünfziger" (oben S. 183) von 1857 enthalten doch so zahlreiche heute nicht mehr verständliche Anspielungen, daß sich ihr Abdruck verbietet.

Berichtigungen.

Seite	323	Zeile	6	von	oben	lies:	Gesammtleitung statt Gesammtleistung.
„	324	„	7	„	„	„	alle statt als.
„	366	„	4	„	unten	„	Andere statt Anderen.
„	390	„	3	„	oben	„	durfte ich statt durfte.
„	489	„	6	„	unten	„	Ausblick statt Anblick.
„	490	„	12	„	„	„	breite statt bunte.
„	511	„	7	„	„	„	ihm statt ihrem.
„	518	„	8	„	„	„	einer statt eines.